Der Lebensabend einer Idealiſtin

Nachtrag

zu den Memoiren einer Idealiſtin

Meinen teuerſten Freunden

Olga und Gabriel Monod

zum 6. März 1898

in unvergänglicher Liebe zugeeignet

Vorwort

Wie gütig iſt das Schickſal doch zuweilen! So erlaubte es mir, der Hochbetagten, mit Euch noch den Tag zu feiern, der Euch das Siegel auf fünfundzwanzig Jahre eines edlen Glücks drückte und mir die troſtreiche Hoffnung gab, daß auch ferner gute Sterne über Euch leuchten werden, wenn meine Augen ſich ſchon für alles Irdiſche geſchloſſen haben.

Warum ich Euch an dem Tag dieſe Blätter zur Erinnerung weihte, das war, weil ſie Erlebtes und Gedachtes aus den Jahren enthalten, in denen ich nur teilweiſe mit Euch vereint war und wo das hier Erzählte Euch fremd blieb.

Warum ich nun noch einmal in die Öffentlichkeit damit trete, das iſt, weil ich ſo über alles Erwarten liebevolle Teilnahme in der unbekannten Menge fand und daher vorausſetzen darf, daß alle dieſe guten Freunde gern noch einmal einen Gruß von mir empfangen.

Möge es denn ſo ſein! Von Euch bin ich deſſen getroſt, aber möge mir auch wieder ein zuſtimmendes Echo von nah und fern die Gewißheit geben, daß es eine weitverzweigte Gemeinde gibt von ſolchen, die ſich nie gekannt, nie geſehen, und die doch feſt verbunden ſind durch das gleiche Streben nach dem Guten, nach dem Ideal, nach der äußeren und inneren Vollendung des Lebens.

Sie allein werden zuletzt recht behalten!

Die Zeit des Kampfes war vorüber, die größere Hälfte des Lebens war verfloſſen, nach innen und nach außen war die Freiheit gewonnen, die der Preis jedes edeln Strebens iſt; die ſelbſtgewählte Aufgabe der Erziehung einer Tochter der freien Wahl war erfüllt, ſie hatte ihr eigenes Leben begonnen, in einer jedes wahre Glück verheißenden Ehe; das Alter nahte mit raſchen Schritten, und nun galt es, doch noch einmal einen Entſchluß zu faſſen, ſich für einen Wohnort zu entſcheiden und dem Leben eine würdige, dem Alter angemeſſene Geſtalt und einen ausfüllenden Inhalt zu geben. Nach der Trennung von jenem Weſen, dem, in jahrelanger Vereinigung, die Fülle der Liebe, die mein Herz umſchloß, gegolten hatte, war mein feſtes, ſchon lange ins Auge gefaßtes Ziel geweſen, in das Vaterland zurückzukehren, und zwar an den Ort, wo mir damals die Blüte des wahrhaft deutſchen Geiſtes, eine neue Heimat gefunden zu haben ſchien — nach Bayreuth, und ſo, nicht nur der mir ſo innig befreundet gewordenen Familie des großen Meiſters nahe zu ſein, ſondern fortan auch ganz in der idealen Kunſtſphäre zu leben, die ſich durch ihn und um ihn dort entwickeln ſollte.

Ich war ſchon einmal dort geweſen, als im Jahre 1872 der Grundſtein zu dem Theaterbau gelegt wurde, und, als herrlichſte Einweihung, in dem hübſchen Rokoko-Theater von Bayreuth, die neunte Symphonie, von Wagner ſelbſt dirigiert, zur Aufführung kam. Wer jene Tage miterlebt hatte, mußte eine ewige Erinnerung daran bewahren, als an einen jener idealen Momente, wie ſie das Leben zuweilen den Sterblichen ſchenkt, um zu zeigen, was möglich wäre, wenn die Menſchheit, anſtatt ſich nur um das „allzu Flüchtige" zu bemühen, die ewigen Schätze, die der Genius ihr bietet, pflegen und mit liebendem Verſtändnis zu erfaſſen tätig ſein wollte. In dem Lichtglanz, den jene Tage über das kleine Städtchen im Bayernland verbreitet hatten, erſchien mir kein Ort ſo geeignet, meinem Alter eine Heimat zu werden, als dieſe, der hohen Kunſt geweihte Stätte, und ich nahm Ab-

ſchied von der Sonne des Südens, um unter einer idealen Sonne im kalten Norden zu leben.

Dort den Freunden verbunden, im engſten Familienkreis mit ihnen verkehrend, ſchien mir die glücklichſte Wahl getroffen. Die Abende, wo gemeinſchaftliche Lektüre uns vereinte, waren Stunden ſeltenſten Genuſſes, weil jedes Werk, das vorgenommen wurde, durch Wagners Kommentare und Bemerkungen erhöhten Wert erhielt. Eine Zeitlang waren es die ſpaniſchen Dichter, die Wagner vorlas und deren zauberiſche Anmut mich entzückte, ſo wie die tiefe Glut der Empfindung mich an die Bilder Zurbarans erinnerte, die ich einſt in der berühmten Ausſtellung in Mancheſter geſehen hatte, zu der alle engliſchen Großen die reichen Schätze ihrer Schlöſſer, auf fremdem Boden geſammelt, eingeſandt hatten. Dieſe Glut der Innerlichkeit, die in dem ſpaniſchen Maler ſich zum düſteren Fanatismus ſteigert, fand ich in Calderon poetiſch verklärt wieder, während mich in Lope de Vega und anderen mehr das feine, vornehme, blumenreiche Spiel anzog, wenn es auch gleich manches unſerer Kultur Fremdes enthält, wie z. B. den ſpaniſchen Begriff der Ehre.

Unvergleichlich ſchön aber war es, wenn Wagner Shakeſpeare vorlas; es ſchien, als verſtände man den großen Dramatiker nun erſt ganz, und ich ſagte einmal im Scherz zu Wagner, er habe ſeinen Beruf verfehlt, er hätte Schauſpieler werden müſſen, um Shakeſpeare zu ſpielen, um die gewaltige Größe des Genius den Menſchen voll zum Verſtändnis zu bringen.

Zuweilen wurde das häusliche Leben durch Beſuche auswärtiger Freunde unterbrochen, ſo wiederholt durch den Beſuch Friedrich Nietzſches, damals noch durch die hingebendſte Freundſchaft mit Wagner verbunden. Ich hatte ihn bei der Grundſteinlegung im Jahr 72 kennengelernt, nachdem ich vorher ſchon mit Begeiſterung ſeine Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik“ geleſen hatte. Dann hatte ich ihn in München wiedergeſehen, wo ich mit Olga weilte, um den Aufführungen von „Triſtan und Iſolde“ beizuwohnen, die uns alle ganz glücklich machten. Jetzt erfreute

er uns oft durch ſein wahrhaft wundervolles Klavierſpiel, meiſt freie Improviſationen, ſo daß Wagner ihm einmal im Scherz ſagte: „Nein, Nietzſche, Sie ſpielen zu gut für einen Profeſſor.“ Auch Brockhaus aus Leipzig, Wagner verſchwägert, kam und erzählte unter anderem, wie die Werke Schopenhauers lange Jahre als unverkäuflich bei ihm auf dem Boden unter dem Dach gelegen hätten, und daß er nahe daran geweſen ſei, ſie als Makulatur zu gebrauchen, bis plötzlich Schopenhauers Stern aufging. Welchem Schickſal ſind oft die großen Schätze der Menſchheit ausgeſetzt! Aber Schopenhauer wußte es wohl, daß ſein Tag kommen würde; ſein Glaube hat ihn nicht betrogen.

Das ſchöne, wahrhaft ideale Zuſammenleben in der kleinen, neu erworbenen Heimat wurde aber leider auf eine Weiſe geſtört, die keinen Widerſpruch zuließ. Meine Geſundheit, ſeit ſo vielen Jahren an ſüdliche Winter gewöhnt, konnte den nordiſchen, noch dazu in dem kalten Klima von Bayreuth beſonders rauhen Winter nicht mehr vertragen. Ein heftiges Kopfleiden ſtellte ſich ein, und als ich nach München ging, um einen dortigen mir bekannten Arzt zu befragen, verordnete er mir, auf der Stelle nach Italien zurückzukehren, wenn ich die ernſteſten Folgen vermeiden wollte. Er drängte ſo, daß mir nicht einmal Zeit blieb, noch einmal nach Bayreuth zu gehen und von den Freunden Abſchied zu nehmen, was mir aber auch zu ſchmerzlich geweſen wäre, wie ich auch wohl wußte, daß dieſer gewaltſame Aufbruch ebenfalls in ihrem Leben ein trüber Augenblick ſein würde. So zog ich Anfang Januar wieder über die Alpen zurück, traf die Ebene der Lombardei tief mit Schnee bedeckt und ging nach San Remo an die Riviera, wo die Menſchen wieder unter Orangenbäumen und zwiſchen blühenden Roſen im Freien ſaßen. Ich mußte aber erfahren, wie recht der Arzt in München gehabt hatte, denn es war eine lange, leidenvolle Zeit, die ich durchzumachen hatte, und ohne den trefflichen Arzt, den ich in San Remo fand, hätte ich wohl der Walküre, deren Wink ich ſchon geſehen zu haben glaubte, folgen müſſen. Endlich

ſoweit hergeſtellt, daß ich reiſen konnte, ging ich nach Iſchia, wo ich ſchon den Sommer vorher, nach Olgas Heirat, vor meiner Anſiedlung in Bayreuth geweſen war und die Wohltat der dortigen Bäder erfahren hatte. Dort in der Einſamkeit der zauberiſchen Inſel, mit dem Blick auf den Golf von Neapel und den Veſuv, erholte ſich mein Gemüt von der ſchmerzlichen Reſignation, in die es nach der gezwungenen Trennung von der idealen Heimat, die ich in Bayreuth gefunden hatte, verſunken war. Ich fühlte, daß ich noch Kraft zum Leben hatte, daß ich noch denken, arbeiten, noch das Schöne empfinden und das Gute tun könnte, und damit war mein Entſchluß gefaßt. Konnte ich des Klimas wegen nicht in jenem irdiſchen Walhall leben, ſo wollte ich wenigſtens einen Ort wählen, wo etwas erlebt war, wo große Erinnerungen in bleibenden Zeugen hehrer Monumente einen Kranz der Unſterblichkeit um das Vergangene ſchlingen, und wo die ewig gütige Natur auch die Trümmer ſtets von neuem mit holdem Jugendſchmuck umgibt. So wählte ich Rom zum letzten Aſyl.

Schon zehn Jahre früher (in den Jahren 1863, 64 und 65) hatte ich drei Winter in Rom zugebracht mit den zwei mir anvertrauten Töchtern Alexander Herzens. Es war noch die Zeit der päpſtlichen Herrſchaft, unter Pio IX., und während das übrige Italien ſich bereits zu einem einigen geſchloſſenen Staat zuſammenfügte, herrſchte hier noch das Mittelalter in den Zuſtänden, aber daneben auch noch der Zauber der lebendigen Überlieferung großer Vergangenheiten, der die Seele mit Stimmungen erfüllte, ſo voll von Poeſie, von Glorie der Vorzeit, von ſchönheitsſeligen Entzückungen — wie keine andere moderne Stadt ſie hervorrufen konnte. Auch das geſellige Leben hatte noch nicht das Touriſtenhafte, das es jetzt hat. Noch war kein Eiſenbahnnetz um die ewige Stadt geſchlungen; noch hatte man nach alter Art mit dem Vetturino, in bequemer Kutſche, von munteren, mit Glöckchen behängten Pferden gezogen, den Weg auf guter Fahrſtraße, von Florenz über Viterbo zu machen. Wenn man dann,

auf der Höhe der alten Flaminia angelangt, den Ruf erſchallen hörte: „Ecco Roma!“, Halt machen ließ, ausſtieg und nun die Kuppel von St. Peter vom Abendgold umſtrahlt, und die Campagna in tauſend wunderbare Farbentöne getaucht vor ſich ſah — dann hatte man die Empfindung, die einſt die Pilger gehabt haben mögen, die ihres Seelenheiles willen hierherzogen, niederzuknien und das Wehen jener Weltmacht zu fühlen, die unſichtbar in den irdiſchen Geſchicken waltet und die ewigen Ideen durch Jahrtauſende hindurch, allem menſchlichen Mißverſtändnis und Widerſtand zum Trotz, zu ihrer Erfüllung leitet.

Wie ſchon geſagt, damals war Rom noch nicht die Stadt der bloßen Touriſten, die auf wenige Wochen oder wohl gar Tage kommen und nun meinen, ſie kennen Rom. Früher kam man hin, um ſich auf ganze Winter und Frühlinge häuslich einzurichten, wirklich da zu leben in einer vielfach fremdartigen Welt, die aber in den Erſcheinungen vergangener Geſchichtsepochen eine Fülle anregender Eindrücke bot. Auch ich richtete unſer Leben damals ganz häuslich ein, ſorgte für genügenden Unterricht der jungen Mädchen, den die künſtleriſchen Anſchauungen in edelſter Weiſe vervollkommnen halfen, und genoß mit ihnen die liebenswürdigen Beziehungen, die ſich in der damaligen Geſellſchaft ſo leicht und angenehm bildeten. Man war lange genug beiſammen, um engere Freundſchaftsbande anzuknüpfen, und ſo fanden auch wir uns bald in einem Kreiſe heimiſch, zu dem unter anderen auch Ferdinand Gregorovius gehörte, der damals ſchon eine hochgeachtete Stellung in der römiſchen Geſellſchaft einnahm, und mit dem uns bald herzliche Freundſchaft verband. Wie fröhlich und echt römiſch waren die Sonntage, wo wir mit ihm, mit einigen Künſtlerfamilien und munteren Kindern, Gefährten der noch im Kindesalter ſtehenden Olga, hinauszogen in die Campagna, uns in irgendeiner der vielen Oſterien, die ſich da finden, niederließen, und bei trefflichem Landwein und ländlicher Koſt bis ſpät am Abend die Poeſie des von allem modernen Leben ſo verſchiedenen Daſeins ge-

noſſen. Oder wenn wir uns auf der alten Fähre — dem damals außer dem Ponte S. Angelo einzigen Verbindungsmittel der beiden Ufer — über den Tiber fahren ließen, und nach dem Monte Mario hinaufwanderten, wo dann bei dem nächtlichen Rückweg die Gebüſche von Leuchtkäfern funkelten, die die Kinder ſich in die Haare ſetzten und mit dem glänzenden Brillantſchmuck entzückt heimwärts zogen. O Poeſie des Lebens, wie wenig bedarfſt du des Reichtums und Luxus, um deine holden Blüten zu treiben! In den reinen Herzen und den edeln Intelligenzen, in Liebe, Güte, Geiſt und Natur ſind deine Elemente, und wie wenig wiſſen die Menſchen aus dieſen reichen Quellen zu ſchöpfen! Sie ſuchen in äußeren Dingen, was doch nur von innen kommen kann.

Nach dieſen drei glücklichen Wintern in Rom, die mit Sommerfriſchen am Meer bei Neapel oder auf den Inſeln wechſelten, nahm ich mit Olga bleibenden Aufenthalt in Florenz, woſelbſt ihr Bruder eine Anſtellung auf dem naturwiſſenſchaftlichen Inſtitut, das unter der Leitung des berühmten Phyſiologen Moritz Schiff ſtand, gefunden hatte. Mein Leben war damals einzig der Aufgabe geweiht, der zur Jungfrau heranreifenden Olga die fehlende Mutter, und nach dem Tode Herzens, der im Januar 1870 in Paris ſtarb, auch den Vater zu erſetzen, und ſo ſchön und inhaltsvoll das intime Leben, das ſich um uns gebildet hatte, auch war, ſo hatte es doch keinen Anſpruch auf öffentliches Intereſſe und fand ſeinen Abſchluß mit Olgas Heirat, die ſie in ein anderes Land führte, fern von mir, und mich allein zurückließ.

Ich kam dann alſo nach Rom zurück, das ich mir zur letzten Heimat erkoren. Es wurde aber vorläufig nur ein proviſoriſches Heim, da meine Schweſtern mir die Abſicht kundgaben, den Winter nach Rom zu kommen, das ſie noch nicht kannten, und ich daher nur eine möblierte Wohnung mietete, wo ich mit ihnen zuſammen wohnen konnte. Ich hatte ſchon ſeit vielen Jahren die Freude erlebt, daß alle Mitglieder meiner Familie ſich mit mir wieder verſöhnt und ſich mir liebend zugewendet hatten, nachdem ihnen die Über-

zeugung geworden war, daß ich nie bloß phantaſtiſchen Impulſen gefolgt wäre, ſondern einer Idee gedient hätte, die, wenn ſie auch nicht die ihre war, vor keinem Richterſtuhl der Erde verurteilt werden konnte. Es war ein ſchöner Sieg der Liebe und Gerechtigkeit, wie er zwiſchen guten Menſchen immer ſtattfinden ſollte, wenn nicht Laune oder Willkür, ſondern ernſte Überzeugungen das Trennende zwiſchen ihnen geweſen ſind. Meine Mutter war geſtorben, als ich noch in England weilte, aber meine Schweſtern hatte ich in Deutſchland wiedergeſehen, als ich von Florenz aus mit Olga nach langen Jahren zum erſtenmal wieder deutſchen Boden betrat. Dieſer Winter wurde nun zu einem freundlichen Zuſammenleben; durch das zufällige Eintreffen vieler intereſſanter Perſönlichkeiten in Rom noch belebt und verſchönert. Es waren da Levin Schücking, Carl Hillebrand, Liſzt, Gregorovius und andere, und von Italienern Raffaele Mariano, der neapolitaniſche Hegelianer, Pasquale Villari, der Autor des Lebens von Savonarola, Macchiavelli uſw. und noch viele andere, die auch bei uns aus und ein gingen und dem Leben einen geiſtig bewegten Inhalt gaben.

In dem darauffolgenden Sommer ging ich zum erſtenmal nach zweijähriger Trennung, um Olga in ihrer neuen Heimat in Paris zu beſuchen. Ich hatte mich mit Abſicht ſo lange fern von ihr gehalten, teils um ihr Zeit zu geben, ſich ganz frei in die neuen Verhältniſſe einzuleben, teils um erſt in meinem eigenen Herzen die Wunde der Trennung ſoweit heilen zu laſſen, daß auch ich, frei von jedem egoiſtiſchen Gefühl, rein teilnehmend ihr gegenübertreten konnte. Ich fand ſie bereits als glückliche Mutter von zwei holden Kindern und verbrachte mehrere Monate mit ihr in einer Sommerwohnung bei Paris, in liebevollſter Eintracht, die in nichts den alten Ton der Liebe vermiſſen ließ, trotz der neuen Elemente, die ſo mächtig herrſchend in ihr Leben getreten waren. In ſo vielen Fällen trennt die Ehe und beſonders das neue Verhältnis zu den Kindern das frühere zwiſchen der Tochter und der Mutter oder derjenigen, die ihre Stelle vertrat, und

es iſt vielleicht daher, und nicht immer mit Unrecht, die häßliche Sage von den böſen Schwiegermüttern entſtanden. Wenn es aber der Zweck der Erziehung geweſen war, der Perſönlichkeit die größtmögliche Freiheit der Entwicklung zu gewähren, und wenn daneben die eigne Natur genug Fülle und Tatkraft beſitzt, um ſich ein würdiges Leben zu ſchaffen, auch wenn die Aufgabe an einer anderen erfüllt iſt, wenn endlich die Liebe, die hier verbindend gewirkt hatte, die wahre, reine geweſen war, frei von Egoismus im Geben und Nehmen, — dann kann das neue Verhältnis ſogar eine Bereicherung des alten werden, gleich der Pflanze, die man mit Sorgfalt großgezogen hat, und die ſich nun herrlich in Blüten vervielfältigt.

Im Spätherbſt kehrte ich nach Rom zurück. Da aber mein Leben zu der Zeit faſt nur ein rein innerliches war und äußerlich keinen Anſpruch auf öffentliches Intereſſe hatte, ſo möge hier nur ein Bruchſtück aus dieſem Innenleben folgen.

Gedachtes

Einem Freunde, der mir ſchrieb, es ſei eigentlich unnütz, zu ſchaffen, da doch alles dem Nichts verfalle, antwortete ich heute: „Teilen Sie die geſchaffenen Werke in zwei Hälften; die eine Hälfte, die nur von der Welt der Erſcheinung handelt, verfällt dem Nichts, wie alles, was nur Erſcheinung bleibt, ſo auch die Menſchen.

Die andere Hälfte, in der der göttliche Funke glüht, verfällt nicht dem Nichts; ſie hat ſich eingereiht in den Akkord der großen Symphonie, die im Grunde der Dinge tönt, die die wahren Künſtlerſeelen von fern in ihren Träumen ahnen, und die ſie hören werden, wenn die Form zerbrochen iſt, und ſie es erreicht haben, nicht wieder erſcheinen zu müſſen. Die Inder haben das alles ſchon gewußt.

Ich ſprach mit einer Bekannten über den Glauben. Sie meinte, er müſſe bewußte, gewollte Überzeugung ſein. Dann

iſt es aber nicht Glaube, ſondern Wiſſen. Glaube iſt gerade die Macht des Gemüts, die etwas, allem Wiſſen, allem Wollen zum Trotz, feſthält. So gibt es den Glauben an einen Menſchen, ſelbſt wenn wir ihn augenblicklich auf falſchen Wegen wandeln ſehen, ſo gibt es den Glauben an eine metaphyſiſche Welt, trotzdem jede dogmatiſche Vorſtellung zerſtört iſt; ſo gibt es den Glauben an ein Ideal, ungeachtet der Idealloſigkeit der uns umgebenden Welt. Der Glaube iſt das Spontanſte, Unzerſtörbarſte in dem Gemüt, das gläubig angelegt iſt. Er wirft nur die Formen ab, die vor der Kritik der Vernunft nicht Stich halten, während gerade diejenigen, die ſich an dieſe Formen anklammern und meinen, dadurch den Glauben feſtzuhalten, keinen mehr haben, wohingegen das gläubige Gemüt hinter jedem verlaſſenen Horizont einen neuen, weiteren, mit neuen lichteren Sonnen aufleuchten ſieht.

Man kann vernünftig denken, daß das Diesſeits alles ſei. Freilich kommt es nur auf uns an, daß es viel ſei, indem wir das kurze Leben mit reichem Inhalt füllen. Wir haben dann immer noch vor jenen, mit denen wir das Schickſal der Vernichtung zu teilen hätten, das voraus, daß wir Götterfreuden im Streben und Werden genoſſen haben, wo jene ſtumpf vorübergingen, oder den ungelöſchten Durſt am Vergänglichen ſtillen wollten.

Wir ſind ja nicht am Ende des Wiſſens angelangt; und das iſt unſer Troſt und ſicheres Bewußtſein, daß die Entwicklung des Lebens unendlich iſt, daß der Tod nichts iſt, als der Übergang in neue Formen des Daſeins, daß die Atome, die einſt eine Dichterſtirn, ein begeiſtertes Herz bildeten, vielleicht in einer duftenden Blüte wieder erſcheinen, und ihre Wanderung von da wieder in neue Menſchenformen fortſetzen, und daß die herrlichen Gedanken, die jener Stirn entſprangen, die Liebe, die jenes Herz zu tröſtenden Taten des

Mitleids trieb, eingeflochten ſind in die Unſterblichkeit des Lebensquells, der, von Menſch zu Menſch und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortzeugend, das Gute, Große, Schöne weckt. Daneben freilich tragen wir den Schmerz der Endlichkeit, der Notwendigkeit, der unerbittlichen Göttin, die wir ſchweigend verehren, und gegen die es nur Gehorſam gibt, während auf der anderen Seite Freiheit iſt, das heißt: Freiheit, das Vollendete zu wollen und das Mögliche zu erreichen.

Ein Bibelausſpruch, der gegen die Lehre vom Fegefeuer und die katholiſchen Zwiſchenſtationen ſpricht, iſt doch der, daß Chriſtus am Kreuz zu dem Schächer ſagt: *heute* noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſein! Der war aber doch ein Sünder und konnte demnach noch nicht vorbereitet ſein, ſich Gott zu nahen.

Da es Spiegelungen der Exiſtenz gibt, in denen der Wille zum Leben nicht mehr ſtörend eintritt, in denen das objektiv Schöne beinah in völliger Idealität vor uns ſteht, dürfen wir uns da nicht mit Recht der Hoffnung hingeben, daß einſt, wenn der Kampf mit dem wilden Tiger ausgekämpft iſt, uns das Glück des leidenloſen, objektiven Anſchauens und Begreifens zuteil werden wird? Vielleicht liegt der Zweifel nur in dem Verwechſeln von Subjektivität, d. h. Egoismus, und Individualität. Je höher, je reiner dieſe iſt, je mehr iſt ſie fähig, ſich dem Objektiven hinzugeben. Je ſubjektiver, d. h. je gebundener im Willen, je getrübter iſt die Fähigkeit zur Selbſterlöſung, und mithin zum idealen Glück. Ein Werk des Genius ſpricht dies deutlichſt aus. Wer fühlte es nicht vor der Himmelfahrt der Maria von Tizian, in der Pinakothek zu Venedig, daß hier die Seligkeit der Erlöſung vom Willen *wirklich* dargeſtellt iſt? Da iſt keine Leinwand mehr, da ſind keine Farben. Da iſt eine reine, große Individualität, die überwunden hat, und nun Freiheit atmend aufſteigt in das univerſelle Daſein, in das Glück der idealen

Exiſtenz. Ihr nach ſehnt ſich in ſtürmiſchem Drang, was noch unten weilt im elementaren, unruhvollen Kampf.

Jedes tiefe innerliche Leben klingt mit einem Mollakkord aus, wie die ahnungsvolle Poeſie der Völker es im Volksliede ausſpricht.

Die einzige Aufforderung, zu der der Gedanke an den Tod uns führen ſollte, wäre die, das Leben mit dem höchſten Inhalt zu füllen, jedem Augenblick den edelſten Wert zu verleihen.

Es iſt das Schickſal aller tiefen Naturen, zuletzt mit ſich ſelbſt allein zu bleiben, d. h. mit dem, was das Univerſelle in uns iſt, und deshalb iſt es keine traurige Einſamkeit, ſondern die Rückkehr in die ewige Einheit des Daſeins, und damit in den wahren endlichen Frieden, dasſelbe, was die chriſtliche Anſchauung „Frieden in Gott haben“ nennt.

Wenn wir es auch wiſſen, bei dem Tode geliebter Menſchen, daß die eigentliche Realität dieſer Erſcheinung zurückgekehrt iſt in die ewige Einheit ihres Urſprungs, ſo bleibt der Schmerz der Trennung für das Herz doch derſelbe unheilbare, denn das Weſen der Liebe iſt es, die unendliche Gegenwart, die unendliche Betätigung ihrer ſelbſt zu bedürfen.

Wenn das Chriſtentum die früheren Religionen mit umfaßt, dieſe gleichſam ſein Johannes der Täufer ſind, ſo iſt damit ſchon der allmähliche Entwicklungsgang des religiöſen Bewußtſeins angedeutet und der Nimbus einer ein für allemal gegebenen Religion zerſtört. Wenn Plato ſchon die idealen Keime des Chriſtentums in ſich trug, wie ich eben las, ſo beweiſt dies nur, daß tiefe Denker ſchon vor der Er-

ſcheinung Chriſti die idealen Menſchheitsgedanken hatten, und daß Chriſtus eigentlich nur mit der Tat bewies, was theoretiſche Denker ſchon vor ihm ausgeſprochen hatten. Da alſo die Religionen ſich entwickeln, ſo iſt das Abſolute nicht in ihnen.

„Als Kinder in das Paradies eingehen", ſagt der Talmud. Wie unſäglich ſchön.

Ich fuhr mit einer Bekannten, von Frankreich nach Italien zurückkehrend, über den Gotthard, und wir ſprachen über die Bedeutung der Stelle aus Fauſt: „Wenn hohe Geiſterkraft die Elemente an ſich heran gerafft" uſw. — Je höher wir aber kamen, je mehr verſtummte das Geſpräch, denn die elementare, die Zauberwelt Fauſtens, umfing uns in Wirklichkeit und lockte die Phantaſie in eine Tätigkeit hinein, die keine Worte hatte. Das irdiſche Leben mit ſeinem bunten Schein war wie verſchwunden; ringsum ſtarrten eisbedeckte Rieſen; eine einſt vielleicht geweſene Schöpfung ſchien zurückgeſunken in den traumloſen Schlaf des Chaos. Wolken und Nebel kämpften, Form und Fels verhüllend, mit unſichtbaren Gewalten; Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Man wußte nicht mehr, in welcher Region man dahinſauſte, vom Dampf, wie von einer geſtaltloſen, unterirdiſchen Macht getragen. Es war ſo phantaſtiſch, wie ich ſelten etwas geſehen hatte, und plötzlich fuhr man nun ein in die alte ewige Nacht des Urſchoßes der Dinge, aus dem auf den geheimnisvollen Wink eines Erzeugers einſt blühendes Leben hervorſtieg. Ich dachte, was wohl ein Geſchlecht geworden wäre, das ſein Daſein in ſolcher Nacht hätte vollbringen müſſen, ein Nibelungengeſchlecht, das das freudige Licht nie geſchaut hätte? Was hätten ſolche Gehirne hervorgebracht? — Da — plötzlich, nach kaum fünfundzwanzig Minuten, brauſen wir hervor aus dem Höllenſchlund, und ſonnenbeglänzte Gipfel lachen uns an, rötlich glühen die Berge, braungoldig ſchimmert das Laub, das noch herbſtlich die

Bäume bedeckt — kurz: es iſt Italien, und in mir ruft es: „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben!“

Das Leben erreicht zuweilen einen Punkt, wo in der Seele nur noch Schweigen iſt, wo wir darauf verzichten, noch gegen das Schickſal zu kämpfen, und das Haupt beugen.

Es gibt Tage, wo wir beſonders unter dem Bann der großen Lebenstragödie ſtehen und uns nicht freimachen können von dem Druck, den das uns unbekannte Fatum, das die Erdenloſe regiert, auf uns ausübt.

Die Natur iſt mitleidslos; um ſo mehr iſt das Mitleid das wahrhaft Ethiſche, das Bewußte im Gegenſatz zu dem Unbewußten.

An einem ſchwülen Sciroccotag in Villa Mattei:

Schwer liegt wie Blei auf der Welt
Der ſchwüle ſüdliche Luftſtrom,
Hüllet in Nebel die Fern',
Die ſanfte Form des Gebirges;
Scheint's doch, als ſeufze Natur
Ob ſchmählicher ſündlicher Taten,
Und als rief's durch das All:
Erlöſe uns endlich vom Böſen!

Zuweilen breitet ſich von allen Seiten wie ein ſchwarzer Schleier über das ganze Leben: dann geht es wie in der Natur: eine Blütezeit iſt vorüber und kehrt nicht mehr zurück. Doch der Frühling kommt wieder, und die Bäume und die Pflanzen grünen und blühen wieder; dieſelben Arten erſcheinen aufs neue, nur die individuelle Form hat ſich geändert.

Schön leiden zu ſehen, welch ein erhebender, rührender, troſtreicher Anblick! Häßlich leiden zu ſehen, wie unendlich betrübend! Es gibt dem Mitleid einen Zuſatz von Geringſchätzung für die unausgebildete Seele.

Ja, ſo iſt es! Die beſten Weſen werden immer trauriger, je weiter das Leben vorrückt, weil ſie mehr und mehr die unendliche Eitelkeit des Ganzen „l'infinita vanità del tutto", wie Leopardi ſagt, begreifen. Dafür gibt es keine Hilfe. Das Leben der Großen zeigt uns, mit wenigen Ausnahmen, immer dasſelbe Schauſpiel: die Überzeugung, die ſich langſam aus der Erfahrung entwickelt, daß auch die ſchönſten Werke, die Schöpfungen der erhabenſten Begeiſterung, nur ſelige Träume großer Seelen ſind und von der Menge unverſtanden bleiben, und daß die ideale Reform, die der Genius vollziehen will, wenn ſie ſtattfindet, den Stempel der Vulgarität erhält, den ihr die Berührung mit der Wirklichkeit der Welt aufdrückt. Der idealſte Ausdruck, den die Kunſt jemals für dieſe unausbleibliche Traurigkeit gefunden hat, iſt der in dem Chriſtuskopf auf dem Abendmahl des Leonardo da Vinci, jene ſanfte Bitterkeit auf dem edeln Antlitz, die ſagt: „Keiner hat mich verſtanden, und einer hat mich verraten!"

Wer große Schickſale und Schmerzen wahrhaft durchlebt hat und dadurch geläutert und vertieft iſt, bei dem wird die edle Scham immer mehr hervortreten, ſeinen Schmerz vor profanen Augen zu verhüllen, denn der Schmerz hat ſeine Schamhaftigkeit wie die Liebe. Die weltlichen Menſchen, denen es Bedürfnis iſt, auch ſelbſt ihre Leiden und Schmerzen an die große Glocke zu hängen, fühlen ſich dadurch getroffen und nennen das Kälte, während es doch nur der edle Stolz iſt, der ſein Allerheiligſtes vor Entweihung bewahrt. Denn iſt es nicht Entweihung, wenn das innerſte Leben der Seele auf offenem Markte bloßgeſtellt wird?

Das ganze Leben wird nach und nach Erinnerung, und es iſt ſeltſam, dieſe innere Welt zu ſehen, die mit ſo vielen geliebten Bildern bevölkert iſt, die da ihre Unſterblichkeit gefunden haben, während ihre irdiſche Erſcheinung verſchwunden iſt, gerade wie das Licht der Sterne, das uns noch zukommt, wenn die Himmelskörper ſelbſt längſt zerſtört ſind.

Könnte ich wünſchen, noch einmal in das Leben zurückzukehren, ſo wäre es, um noch mehr zu lernen, zu erkennen. In dem Geheimnis dieſer Sehnſucht liegt eigentlich der Schwerpunkt des ganzen Lebens und wie eine tröſtende Verheißung, daß dieſe unſichtbaren Flügel der Seele, die Sehnſucht nach Erkenntnis heißen, uns irgendwo an ſchöne Geſtade tragen.

Das Leben ſelbſt iſt des Lebens Zweck. Gelebt zu haben iſt unſere Aufgabe. Wie hoch oder wie niedrig man die verſteht, iſt eines jeden Sache.

In der Art, die Dinge zu verſtehen und aufzufaſſen, verraten die Menſchen am meiſten ihre Individualität.

Die Gewißheit, daß wir das eigentliche Weſen der Dinge erſt erleben werden, wenn wir dieſes Traumkleid abgeſtreift haben, wird immer größer in mir und damit die Freudigkeit. Dieſes Leben iſt zu erbärmlich bedingt, um dem Geiſtgebornen alles zu ſein. Das Leiden kann allerdings bis zu einem gewiſſen Grad aufgehoben werden durch die Erkenntnis, aber doch nur deshalb, weil wir fühlen, daß etwas in uns iſt, was über die Erſcheinung hinausgeht. Die Welt wird auch dazu zurückkommen. Das wird das neue Ideal ſein, ſchöner, großartiger, verklärter als das chriſtliche; es wird dem Geiſte neue Flügel geben, um ſchon hier, in dieſem Purgatorio, neue Himmel zu entdecken.

„Bedenken Sie, daß vom Baume der Erkenntnis eſſen, nichts weiter ſagt, als ſich zum Kampf für dieſes Leben ge-

ſchickt machen," ſchrieb mir heute mein 91 Jahre alter Freund. Wie ſchön in wenigen Worten die ganze Allegorie der Geneſis erklärt!

Es iſt ja wahr, daß das Leben traurig genug iſt, und daß die Mehrzahl der Menſchen nicht viel taugt! Aber wenn ich einen jungen begabten Mann ſagen höre: „Für Neuerungen unter den Menſchen, den ſogenannten Fortſchritt, habe ich nie Begeiſterung empfunden, weil das Pack immer gleich erbärmlich bleibt, wie hohe Stelzen man ihm auch verleihen mag" — dann möchte ich immer ſagen: ſieh doch einmal von der Mehrzahl weg auf die Guten und Bedeutenden, die es doch auch gibt und die beweiſen, was möglich iſt. In jedem Fall aber, ſelbſt wenn alle Dämonen wären, und man fühlte in ſich die Macht des Guten und das Streben nach dem Ideal, ſo müßte man den Mut haben, der einzige Engel unter Teufeln zu ſein.

Geſtern abend hatte ich eine heftige Diskuſſion mit A... Das iſt das Unglück der Menſchen, die ſich einſeitig mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigen, daß ſie den philoſophiſchen Gedanken gar nicht verſtehen. Sie ſehen immer nur das Greifbare, das Experiment, alſo das Einzelne, nie aber, wie der Philoſoph, den Zuſammenhang der Dinge, die ewige Kauſalität. Der Streit entſpann ſich, indem A. behauptete, das Objekt habe ſeine vollſtändige Realität auch ohne das erkennende Subjekt, und die Anſicht Berkeleys, daß ohne dieſes das Objekt gar nicht exiſtiere, ſei vollkommener Unſinn. Er führte mir als Beweis das Mammut an, das man kürzlich in Sibirien, im Eiſe faſt friſch erhalten, ausgegraben hatte, und das da alſo exiſtiert habe, ohne daß das erkennende Subjekt etwas davon gewußt hätte. Vergebens wandte ich ihm ein, daß das Mammut jetzt erſt anfange, Objekt zu ſein, nachdem das erkennende Subjekt es wahrgenommen habe, und daß es vorher im Eiſe ſo gut wie nicht da war. Er ging ſo weit, die Wirklichkeit der Welt zu behaupten, wenn

auch in alle Ewigkeit nichts als Stein und Pflanze, und kein erkennendes Subjekt da wären.

Doch verſtummte er endlich, als ich ihn daran erinnerte, daß er ſelbſt zugeſtanden habe, in einer früheren Diskuſſion, daß der Materialismus à la Carl Vogt, Büchner uſw. ein völlig überwundener Standpunkt ſei, und daß die Naturforſchung jetzt die untrennbare Einheit von Kraft und Stoff anerkenne. Dann gab ich ihm meine Anſicht in der herrlichen Faſſung Goethes:

1. Was wär der Schein, wenn er nicht Weſen hätte? Das Weſen wär es, wenn es nicht erſchien? die eigentlich ſchon die ganze Löſung der Frage enthält. Sie iſt der tiefſinnige Untergrund des wundervollen, philoſophiſchen Mythus von der Menſchwerdung Gottes, denn wenn das erkennende Subjekt Gott nicht Objekt wurde, ſich ſelbſt gegenſtändlich, ſo exiſtierte es nicht für das Bewußtſein, wäre alſo tot, gleich nichts. Das Weſen muß erſcheinen, um zu ſein, ſonſt wäre es nicht. Beide ſind identiſch.
2. Was wär der Stoff, wenn ihm nicht die ſchaffende Kraft innewohnte, in ewig neuen Kombinationen und Gebilden ſich ſelbſt zum Objekt zu machen, und was wär die Kraft, wenn ſie im Leeren wohnte und den Stoff nicht hätte, um darin wirkſam zu ſein? Alles Werdende wäre ja dann die alte Schöpfung aus dem Nichts. Alſo auch Kraft und Stoff ſind identiſch. Die Kraft entſpringt dem Subjekt, das ſich den Stoff gegenſtändlich macht. Eins ohne das andere wäre nichts.
3. Endlich: Das Subjekt ſelbſt wäre nicht, wenn es ſich nicht zugleich Objekt würde, indem es ſich erkennt als d e n Leib, als d i e Glieder, als d e n denkenden, fühlenden Menſchen. Ebenſo wäre das Objekt nicht, und wenn es Ewigkeiten dauerte, käme das Subjekt nicht, das es erkennt. Das wäre die Welt, über die das erlöſende „Es werde Licht“ nicht ausgeſprochen wäre, das Chaos, das Nichtſein, der Tod.

Wie tiefſinnig iſt auch hier der Mythos! Wie begriffen jene wunderbaren dichtenden Denker der Vorzeit das Geheimnis des Daſeins! Wie ganz wußten ſie, daß Gott ſelbſt ſich gegenſtändlich werden mußte, um Gott zu ſein.

Schon als ganz junges Mädchen dachte ich dasſelbe, noch ehe ich irgendeinen Philoſophen geleſen hatte. Immer mit Fragen über das Weſen der Welt beſchäftigt, ſagte ich mir: Ja, Gott mußte ſchaffen, ſich ſelbſt gegenſtändlich werden, ſonſt blieb er ſich ſelbſt unbewußt. Somit iſt das Subjekt das wahre a priori, ohne es wäre keine objektive Welt, aber es muß auch das Anſchauen, das Vorſtellen haben, ſonſt wäre es ſelbſt gleich Null.

Die Baſis aller Toleranz ſollte die Betrachtung ſein, daß die verſchiedenen Anſchauungen desſelben Objekts für die verſchiedenen Subjekte, denen ſie angehören, jedesmal wahr ſind, wie dies z. B. bei allen Religionen der Fall iſt.

Ohne den idealen Genuß, der uns weit vom Tier, vom blinden Zufall und vom bloßen Nützlichkeitsprinzip ſcheidet, iſt das Leben gemein.

Jedes rechte Leben findet auch ſeine Erfüllung, trotz dem Unerſetzlichen, was verloren geht.

Wie kann die wunderſchöne Legende der Weihnacht entſtanden ſein? Nicht durch die Apoſtel, die erſt im Mannesalter zu Jeſus kamen, nicht durch Maria oder die Hirten, die noch zu naiv und dem natürlichen Vorgang der Geburt zu nahe waren, um darüber zu dichten. Wahrſcheinlich fühlte, im Anwachſen des Mythos, der ſich nach und nach um die Perſon des Meſſias bildete, ein von Jeſus begeiſterter Gläubiger ſich hingeriſſen, ſchon den Eintritt des Gottesſohnes in die Welt mit allen Wundern himmliſcher Teilnahme zu

ſchmücken, wie es ſchon frühere Religionen mit ihren Stiftern getan. Denn der Menſch liebt es, das Unbegreifliche des Genius mit Wundern zu umgeben, während doch der Genius ſelbſt das Wunder iſt.

Es gibt Dinge in der Natur, deren Anblick beinah auf uns wirkt, wie ein großes Ereignis, die uns befreien von der Laſt der perſönlichen Exiſtenz, indem ſie uns dem Unendlichen, dem univerſellen Daſein vereinen. So iſt das Meer.

Die Flamme des Geiſtes iſt ein wohltätiges, ſtärkendes Licht, wenn ſie im freien Äther der Erkenntnis, ungetrübt von irdiſcher Sorge, brennen kann. Aber ſie wird zum verzehrenden Brand, wenn die Angſt um das materielle Daſein ſie ſchürt und nährt. Die Monumente ſetzt der ſchöpferiſche Genius ſich ſelbſt; daß er frei ſei, ſie ſich zu ſetzen, müßte die Sorge ſeiner Zeitgenoſſen ſein.

Eine Bekannte frug mich heute: „Glauben Sie, daß die Leidenſchaft wirklich nötig iſt, große Dinge zu ſchaffen?“ Ich ſagte ihr: „Ja, die Leidenſchaft für die großen Dinge iſt nötig, um ſie zu ſchaffen, aber nicht die perſönliche Leidenſchaft, die immer egoiſtiſch und exkluſiv iſt, außer wenn ſie zur Leidenſchaft für die großen Dinge führt.“

Die unegoiſtiſche Liebe iſt ein arger Tyrann; ſie zwingt uns mit unwiderſtehlicher Gewalt zu immer neuen Opfern; dem Glück kann man entſagen, dem Mit—leiden nicht.

Die meiſten Menſchen lieben uns mehr um das, was wir *tun*, als um das, was wir *ſind*.

Etwas zu *ſein* iſt das beſte Mittel gegen das etwas *ſcheinen* zu wollen.

Das Herz ſchließt endlich ſeine Pforten zu. Es iſt ein Pantheon, in dem ſchon alle Niſchen mit geliebten und verehrten Bildern beſetzt ſind; für neue iſt kein Raum mehr da.

Der reifende Geiſt kann einſam ſein, und in der Einſamkeit die Fülle des Daſeins genießen. Das Herz kann nur ſelig ſein, wenn es das Leben einzelner geliebter und verehrter Menſchen oder das von Tauſenden ſchmücken kann. Das wäre auch die wahrhaft ſchöne und berechtigte Seite des Herrſchertums: die Macht zu beglücken, und gerade an dieſer Möglichkeit ſcheitert der Wille. Welch arger Widerſpruch! Man müßte an der menſchlichen Natur verzweifeln, wenn es nicht gerade ein Beweis wäre, daß keiner ein allmächtiger Gott ſein ſoll unter Menſchen, und daß nur Gleichberechtigte eine vernünftige menſchliche Einheit bilden können.

Freundſchaft iſt perſönliche Sympathie ohne Beimiſchung von Leidenſchaft, und daher unegoiſtiſch. Die Definition des Ariſtoteles: „Freundſchaft iſt, wenn man alles tut, was der andere will, ohne an ſich ſelbſt zu denken", ſcheint mir nicht vollſtändig. In der Freundſchaft iſt die Erkenntnis tätiger als der Wille; in der Liebe iſt es umgekehrt; daher iſt in der Freundſchaft Ruhe, in der Liebe Unruhe.

O Stille, Geſegnete! Du, die du allein würdige Stimmungen erzeugſt.

Gewiſſe Kranke wollen mit großer Rückſicht behandelt ſein, man muß Schwächen in ihnen ſchonen und nicht glauben, ſie könnten ſie überwinden. Daß ſie es nicht können, iſt eben ein Teil ihrer Krankheit. Beſonders können manche Kranke es nicht ertragen, daß man an ihrer Krankheit zweifelt, da ſie ſich ſelbſt für kränker halten als alle anderen. Aber auch zartfühlenden Naturen iſt dies, wenngleich aus anderen Gründen, empfindlich, da ſie andere nicht gern mit

der Erzählung ihrer Leiden plagen und doch den Anforderungen, die man an Geſunde macht, nicht genügen können.

Dem Freigeiſt kann man keine Gebote vorſchreiben, ſonſt iſt er ja nicht mehr Freigeiſt. Er erkennt auch Geſetze an, aber im Geiſte des Solon, die ſich mit ſteigender Erkenntnis ändern und verbeſſern laſſen.

Man vergleiche die Geſichter von Savonarola und Luther. In ihnen ſpricht ſich ſchon der ganze Unterſchied der deutſchen und italieniſchen Reformation aus. Der ſüdliche Reformator bleibt Fanatiker, quand même; Luther bleibt derb, ſchlicht, energiſch, aber nicht fanatiſch.

Das Verbot des Vaters der Schwanenjungfrauen an ſeine Frau, nicht zu fragen, wer er ſei, ebenſo das Verbot Lohengrins, ſind ſie nicht verwandt mit dem Verbot im Paradies, nicht vom Baum der Erkenntnis zu eſſen? Nur nicht erkennen, beſonders die Frau nicht, von alten Zeiten her. Wer iſt der Neidiſche, der es verwehrt? Ein Mann.

Der Idealiſt allein hat den Glauben, der Berge verſetzen kann, weil in ihm der Wille ſchon auf ſeine Verneinung gerichtet, ſich mit aller Kraft auf die Verwirklichung des Ideals wendet, und ihm den Mut gibt, auszuharren, bis er ſein Ziel erreicht. Er hat daher vielleicht weniger innere Kämpfe, als andere, weil ihm ſein Weg unabänderlich vorgezeichnet iſt. Er leidet aber tiefere Schmerzen durch den Widerſtand der idealloſen Welt.

Gregorovius ſagt einmal, die großartigſte aller Legenden ſei die von Moſes, der von der Höhe aus unten das gelobte Land erblickt, und dann ſtirbt. Alle Idealiſten erleben dieſe Legende; der Geiſt führt ſie auf die Höhe, wo ſie ihr Land der Verheißung erblicken, aber erreichen tun ſie es nicht.

Im Jahre 382 nach Chriſti ſchrieb der heilige Auguſtin: „Nihilisti apellantur quia nihil credunt et nihil docent.“ (Nihiliſten genannt, weil ſie nichts glaubten und nichts lehrten.) Er ſprach von einer Geſellſchaft, deren Zweck Verneinung und Vernichtung alles Beſtehenden war. Alſo iſt auch das nichts Neues, nur das Dynamit iſt ein moderner Zuſatz.

Die Greuel der Reaktion in Neapel nach 1799 ſind ſo abſcheulich, daß ſie allein ſchon ein jüngſtes Gericht verdienten, und keine Flammen der Hölle heiß genug wären für ſolche Unmenſchen, wie König Ferdinand, Maria Carolina, Acton und Genoſſen. Die Vernichtung wäre ein zu großes Glück für ſolche Weſen. Die müſſen braten in ewiger Qual!

Epiſoden aus den Jahren 1876 und 1877

Es waren bedeutungsvolle Jahre für mich. Schon im Juni des Jahres 76 bereitete ſich in Genua ein Feſt vor, das das demokratiſche Italien, das zu der Zeit noch einen Teil der idealen Begeiſterung beſaß, die ſeine Einheit hauptſächlich zuſtande gebracht hatte, — in große Erregung verſetzte, und auch meine innigſte Teilnahme in Anſpruch nahm. Es ſollte in Genua das Monument enthüllt werden, das die Stadt ihrem edelſten Sohne, Joſeph Mazzini, ſetzte, der vier Jahre vorher, zwar auf heimiſcher Erde, aber immer noch ein Exilierter und zwar der einzige Exilierte, geſtorben war. Das Feſtkomitee hatte durch ein Manifeſt die italieniſche Nation zur Teilnahme aufgefordert und es war zu erwarten, daß beſonders von den demokratiſchen Arbeitervereinen aus allen Gegenden Italiens ein großer Zuzug ſtattfinden würde. Denn Mazzini war den Arbeitern immer ein wahrer Freund und Lehrer geweſen. Er zeigte ihnen ihre Rechte, aber er forderte von ihnen auch die Erfüllung ihrer Pflichten, und hätte er die Geſchicke Italiens lenken können, von der Zeit

ſeines Triumvirats in Rom an bis zu ſeinem Tod, er hätte ſicher den Sinn für Pflichterfüllung und Geſetzlichkeit in ſeinem Volk geweckt, und es würde heute auf einer höheren Stufe der Moralität ſtehen, als es jetzt der Fall iſt.

In Genua iſt Mazzinis Andenken lebendig unter den arbeitenden Klaſſen, die es wiſſen, wie ſehr er ſie im Herzen trug und für die Verbeſſerung ihres Schickſals bemüht war. Noch bei meinem letzten Aufenthalt dort zeigte mir ein Arbeiter die Reihe guter, reinlicher Wohnhäuſer für Arbeiter, die auf Mazzinis Anregung gebaut wurden, und verſicherte mir, daß ſie treu an ſeinen Lehren hingen. Dasſelbe bekräftigte mir der Kutſcher, der mich auf den ſchönen Kirchhof von Staglieno fuhr, wo die irdiſche Hülle Mazzinis ruht. Der Ort liegt weit hinaus vor der Stadt und zieht ſich einen Berg hinan, von dem man eine herrliche Ausſicht genießt. Hier befindet ſich auf der Höhe, in den Fels eingehauen, die geräumige Gruft, in der der Sarg ſteht. Auf einem freien Platz davor iſt das Grab ſeiner Mutter, mit der ihn die innigſte Liebe verband. Sie liegt da, wie um ihn, den ihre aufopfernde Mutterliebe im Leben nicht vor der tiefſten Tragik des Schickſals ſchützen konnte, wenigſtens im Tode vor der Tücke des Haſſes und Neides ſicherzuſtellen. Seine Ruheſtätte könnte nicht ſchöner ſein, aber ſeine Vaterſtadt will das Verbrechen, das Italien an ihm beging, wenigſtens durch ein Monument ſühnen, das wie das des Kolumbus davon zeugen ſoll, daß Genua auf ſeine großen Söhne ſtolz iſt. Das Feſt wird glänzend ſein, prachtvolle Ausſchmückung der Stadt und des Weges bis zum Kirchhof, Vergnügungen für das Volk, Muſik, Illumination — nichts wird fehlen. Nur eins wird fehlen: die Erfüllung deſſen, was Mazzini für ſein Volk gewollt und gehofft hat, und wofür er das lange Märtyrertum des Exils und die unzähligen bitteren Enttäuſchungen mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit getragen hat. Wie es ihm nur um dies hohe Ziel zu tun war und wie er dabei allen Ehrgeiz, allen perſönlichen Erfolg hintenan ſetzte, davon gibt Alexander Herzen eine ſchöne

Schilderung, nachdem er Mazzini, nach dem Krieg von 1859, wiedergesehen hatte. Herzen spricht von den politischen Ereignissen der Jahre 59 und 60, und wie im Schlachtenlärm und Pulverdampf die befreundeten Gestalten der Freiheitskämpfer eine Zeitlang verschwanden, bis sie dem besorgt forschenden Blick der Freunde endlich unversehrt wieder erscheinen. Dann sagt er: „Aber eine Persönlichkeit stand fern von diesem Rauch, diesem Getöse des Krieges, vom Jubel der Sieges-Festlichkeiten und von den Lorbeerkronen, und erreichte im Schatten der Einsamkeit eine außerordentliche Größe. Unter den Verwünschungen aller Parteien, des betrogenen Pöbels, der wilden Priester, der feigen Bourgeoisie, des piemontesischen Gesindels, wie bei den Verleumdungen aller Organe der Reaktion, vom päpstlich-kaiserlichen Moniteur an bis zu dem Eunuchen der Londoner Geldmäkler, der Times (die den Namen Mazzini nie ohne Hinzusetzung eines gemeinen Schimpfwortes aussprach), blieb Mazzini nicht nur unerschütterlich, sondern er segnete freundlich sowohl Freund wie Feind, wenn sie nur seinen Gedanken, sein hohes Ziel ausführen wollten. Man konnte von ihm sagen, was Puschkin von seinem Abbadonna sagt:

Das Volk, das im geheimen du gerettet,
Verhöhnt nun deine heil'gen weißen Haare.

Nur, daß bei ihm nicht Kutuzoff, sondern Garibaldi stand. Durch die Gestalt seines Helden und Befreiers sagte sich Italien doch nicht von Mazzini los. Warum aber gab ihm nicht Garibaldi die Hälfte seines Kranzes? Warum berief sich der römische Triumvir nicht auf seine Rechte? Warum bat er selbst nicht, an ihn zu denken, und warum schwieg der Volksführer, der doch rein war wie ein Kind, und erlog eine Entzweiung? — Darum, weil beide etwas hatten, was ihnen teurer war als die eigene Persönlichkeit, als Name und Ruhm — Italien!

Aber die gemeine Gegenwart verstand sie nicht. Sie war nicht tief genug, um solche Größe zu fassen. Garibaldi

wurde immer mehr eine Geſtalt des Cornelius Nepos. Auf ſeiner kleinen Inſel erſchien er ſo antike Größe, ſo einfach und rein wie ein Held Homers, ohne Rhetorik, ohne Dekoration und Diplomatie, im Epos iſt das alles nicht nötig. Als die Sache beendet war, entließ ihn der König, wie man den Poſtillon entläßt, der uns an Ort und Stelle gebracht hat, und war nur verlegen darüber, was er ihm als Trinkgeld geben ſollte, und als er erriet, daß ſeine Undankbarkeit Garibaldi betrübe, ſchickte er ihm Faſanen, die er geſchoſſen, Blumen aus ſeinen Gärten und unterſchrieb ſeine Briefe: „Immer Dein Freund Vittorio."

Für Mazzini exiſtierten die Menſchen nicht, für ihn gab es nur *eine* Sache. Wieviel Faſanen und Blumen ihm auch der König ſchicken möchte, es würde ihn nicht rühren, er würde ſich aber gleich mit ihm, den er für einen gutmütigen aber leeren Menſchen hält, verbinden, wenn dieſer für die Sache arbeiten wollte. Mazzini iſt der Asket, der Calvin, der Procida der Befreiung Italiens; er iſt ewig nur mit *einer* Idee beſchäftigt, ſtets bereit zu handeln und hält, mit derſelben Geduld und Hartnäckigkeit, mit der er aus unklaren Menſchen und ihren Beſtrebungen eine Verſchwörungspartei ſchuf, auch Garibaldi, ſeine Genoſſen und das halb befreite Italien wach, indem ſeine magere, traurige Hand fortwährend nach Rom zeigt. Als ich früher über Mazzini ſchrieb, verweilte ich nicht beſonders auf ſeinem Zerwürfnis mit Garibaldi im Jahr 54 und auf der Verſchiedenheit unſerer Anſichten. Ich tat dies aus Zartgefühl, aber ich hatte unrecht, dieſes Zartgefühl iſt zu klein für Mazzini. Über ſolche Menſchen muß man nicht ſchweigen, *die braucht man nicht zu ſchonen*. Nach ſeiner Rückkehr aus dem eroberten Neapel ſchrieb er mir ein paar Zeilen. Ich eilte beklommenen Herzens zu ihm und erwartete ihn traurig und in ſeiner höchſten Liebe beleidigt zu finden, denn ſeine Lage war tief tragiſch. Ich fand ihn körperlich gealtert, aber geiſtig geradezu verjüngt. Er kam mir entgegen, faßte nach ſeiner Gewohnheit meine beiden Hände und ſagte: „So iſt es

denn endlich vollbracht!" Dabei glänzten ſeine Augen voll Begeiſterung, und ſeine Stimme bebte vor Erregung. Er erzählte mir von den Ereigniſſen der letzten Zeit, vor und nach der Expedition nach Sizilien. Aus der Wärme und Liebe, mit denen er von den Waffentaten und Siegen Garibaldis ſprach, leuchtete ſeine Freundſchaft für dieſen auf das innigſte hervor, aber er ereiferte ſich auch über deſſen blindes Vertrauen in die Menſchen und ſeine Unfähigkeit, ſie zu beurteilen und zu unterſcheiden. Ich dachte, ob ich wohl einen Hauch, einen Ton der beleidigten Eigenliebe entdecken würde — aber nein! Er war nur traurig, traurig ſo, wie die Mutter, die der verliebte Sohn auf eine Zeitlang verlaſſen hat. Sie weiß, daß der Sohn zurückkehren wird und daß er glücklich iſt, das iſt ihr Erſatz für alles. Mazzini iſt voller Hoffnung für Italien, er und Garibaldi ſtehen ſich näher als je. Er erzählte lächelnd, wie die neapolitaniſchen Volkshaufen ſein Haus umgeben, und, von den Agenten Cavours aufgewiegelt, geſchrien hätten: „Tod dem Mazzini!" Man hatte ſie nämlich, unter anderen Dingen, glauben gemacht, daß er ein „bourboniſcher Republikaner" ſei. „Es waren gerade", ſagte er, „mehrere unſerer Leute bei mir, und unter ihnen ein junger Ruſſe, der war ganz erſtaunt, daß wir, als das Geſchrei vorüber war, unſer unterbrochenes Geſpräch ruhig fortſetzten. Fürchten Sie nichts, ſagte ich ihm, ſie werden mich nicht töten, ſie ſchreien nur."

„Nein, ſolche Menſchen braucht man nicht zu ſchonen!" wiederholt Herzen, und er hat recht. Getötet haben ſie Mazzini freilich nicht, aber den bittern Kelch des niedrigſten Undanks haben ſie ihn trinken machen; er mußte, der einzige Exilierte, endlich unter fremden Namen kommen, um auf der geliebten heimatlichen Erde zu ſterben am 10. März 1872, und als der Arzt, der den ſchon Todkranken behandelte, ihn einen Engländer glaubend, ſich wunderte, wie gut er italieniſch ſpreche, ſagte der Sterbende: „Es hat auch niemand Italien ſo geliebt wie ich." Daß ſein Volk ihm jetzt das

Denkmal dankbarer Erinnerung ſetzt, iſt gut, aber es kann die Schuld nicht ſühnen, die man an dem Lebenden beging.

Im Monat Juli desſelben Jahres begab ich mich auf die Reiſe nach Deutſchland, zu den erſten Aufführungen im Theater von Bayreuth. So war es nun wirklich geſchehen! Der Theaterbau, bei deſſen Grundſteinlegung wir, die wir Wagners Idee verſtanden und mit Begeiſterung erfaßt hatten, voll freudiger Hoffnung zugegen geweſen waren, denkend, daß das deutſche Volk ſeinem großen Meiſter mit bereitwilligſter Hilfe entgegenkommen werde — wir, die wir dann jahrelang mit tiefem Unmut die dumpfe Gleichgültigkeit von der einen, die gehäſſige Bosheit und den kleinlichen Neid von der anderen Seite angeſehen hatten, ſo daß wir beinahe am Gelingen des Werks im bitteren Schmerz verzweifelt wären, — wir ſahen uns nun am Ziel. Die hohe Geſinnung eines großherzigen Fürſten hatte auch hier wieder helfend eingegriffen, da die Anzahl der gezeichneten Patronatſcheine die nötige Summe nicht eingebracht hatte, und die erſte Aufführung im Theater von Bayreuth, die Tetralogie der Nibelungen, war geſichert. Mit wahrem Glücksgefühl zog ich der kleinen deutſchen Stadt wieder zu, die ich mir zur letzten Heimat hatte wählen wollen, woran mich die Ungunſt des Klimas gehindert hatte. Sie prangte nun im feſtlichen Schmuck und in der Hoffnung einer leuchtenden, ganz einzig daſtehenden Zukunft, die ihr der Genius mit ſeiner Wahl zu verheißen ſchien. Wie durch einen Zauber war dies vergeſſene Heim der geiſtvollen Schweſter Friedrichs des Großen, der Markgräfin Wilhelmine, wieder zum Leben gerufen, und zu welchem Leben! Hier ſollte ein Kulturwerk entſtehen, wie die moderne Geſchichte nichts Ähnliches aufzuweiſen hatte, ein Kulturwerk im griechiſchen Geiſt, wo nur einmal im Jahr, losgelöſt von den Feſſeln der Alltäglichkeit, das deutſche Volk ſich verſammeln und im Spiegelbild höchſter Kunſtſchöpfungen, ſein eigenes edelſtes Selbſt verklärt erkennen ſollte. So wenigſtens hatte ich Bayreuth verſtanden, ſo wenigſtens, glaube ich, verſtand es Friedrich

Nietzſche damals, und verſtand es die kleine Anzahl derer, die ſich mit Begeiſterung von Anfang an um den Meiſter geſchart hatten. Mein Aufenthalt, der für die ganze Zeit der Aufführungen geplant war, verhieß mir in jeder Beziehung ungemein freundlich zu werden, denn meine töchterliche Freundin Olga, ihr Mann, ihre Schweſter und ihr kleiner Sohn kamen ebenfalls, die ganze Zeit mit mir zu verbringen; dazu geſellten ſich manche liebe Freunde beinahe täglich in dem zu unſerer Wohnung gehörigen ſchönen Garten, Nietzſche, Eduard Schuré aus Paris und andere, ſo daß Wagner, als er eines Tages zu uns kam, ſcherzend ſagte: „Nun, bei Euch kommt hinter jedem Buſch ein Profeſſor hervor," denn auch Olgas Mann, Gabriel Monod, war ja Profeſſor. Viele der mitwirkenden Künſtler kamen und muſizierten bei uns, kurz, es war ein fröhliches, genußreiches, geſelliges Leben, das die Pauſen zwiſchen den Aufführungen ausfüllte. Nun aber dieſe ſelbſt! Wer vermöchte den Eindruck, die freudige Rührung und Ergriffenheit zu beſchreiben, die man empfand, als ſich zum erſtenmal die Räume dieſes künſtleriſch erdachten, ſo einfach und ſo edel vornehm ausgeführten Baues öffneten; als man ſogleich begriff, wie nur ſo ein großes Kunſtwerk würdig anzuhören ſei, indem ein jeder Sitz im Haus nur die Bühne als Augenziel hatte, und nicht eine hell erleuchtete Logenreihe mit geputzten Zuſchauern darin; als dann die Lampen erloſchen, das unſichtbare Orcheſter ſeine wunderbaren Töne wie aus einer Geiſterwelt hervorſandte, und als endlich der Vorhang auseinanderging und über den „myſtiſchen Abgrund", wie Liſzt den tiefen Raum zwiſchen der Bühne und den Zuſchauern genannt hatte, hinüber die Szene wie ein Traumbild ſichtbar wurde, und Handlung und Muſik die Sinne ſo gefangen nahmen, daß man, der Alltagswelt entrückt, eine ideale Wirklichkeit erlebte! Nur wer ihn mit erlebt hat, dieſen erſten, entzückenden Eindruck der kaum für möglich gehaltenen Verwirklichung eines idealen Schöpfungsgedankens, kann es begreifen, mit welcher Inbrunſt ſich das Herz an die Hoff-

nung hingab, daß eine neue Kulturepoche, ſo wie unſere größten Geiſter ſie geträumt, für Deutſchland emporkeimen werde, daß die materielle, durch die Waffen gewonnene Macht, ſich verklären könne in dem, was des deutſchen Geiſtes beſtes Erbteil iſt. Kein ſpäterer Erfolg des Bayreuther Unternehmens kam jemals wieder dem Glück dieſer Hoffnung gleich, denn wie Hohes auch erreicht wurde und noch wird, dieſe Hoffnung ſchlug doch fehl, das deutſche Volk blieb hinter ſeiner Aufgabe zurück.

Damals aber ſtörte nichts den holden Traum; jede kleine Kritik verſtummte, der Neid und die Bosheit bemühten ſich umſonſt, Gift in den Freudenbecher zu miſchen, und was etwa noch mangelhaft blieb bei der Ausführung, wurde kaum gefühlt in der Glorie des Ganzen. Und wie befeſtigte ſich da mein lang gehegter Gedanke, daß das Theater zu einem der edelſten Kulturmittel für das Volk werden müßte, ſtatt daß es heutzutage beinahe ein Mittel der Korruption geworden iſt. Theaterbauten, dem zu Bayreuth ähnlich, ſollten ſich an verſchiedenen Orten Deutſchlands erheben, das Geld fände ſich ſchon, wenn man ernſtlich wollte, warum findet es ſich z. B. für die vielen neuen unnützen Kirchen, die man baut, oder für die ungeheuren Militärausgaben in Friedenszeit? Ebenſo wie für das Muſikdrama müßte für das rezitierende Drama geſorgt werden; höchſtens zweimal im Jahr vollendete Aufführungen der edelſten Meiſterwerke, und zwar mit ſo billigen Preiſen, daß auch die Unbegüterten daran teilnehmen und durch den Einfluß hoher Kunſt zur Geſittung geführt werden könnten. Das wären Kulturaufgaben für die Regierungen, die beſſer wirken würden gegen Roheit und Verbrechen, als Gefängniſſe und Zuchthäuſer.

Damals glaubte ich noch an die Möglichkeit, ſolche Dinge ins Leben zu rufen, jetzt iſt die Hoffnung wieder entflohen, weit in eine nebelhafte Zukunft — ach wie weit!

Die ſchönen Tage aber gingen froh zu Ende; wir hatten Herrliches erlebt und gingen mit Schätzen der Erinnerung

im Herzen fort. Am Schluß der Aufführungen vereinte noch einmal ein großes Bankett das ganze zuletzt gebliebene Publikum, wobei Wagner eine herrliche Rede hielt, die mit den viel zitierten, oft mißverstandenen Worten schloß: „dann haben wir eine deutsche Kunst“. Nach ihm sprach Liszt, den er gerührt als einen der edelsten Förderer seines Werks gepriesen, mit der ihm eigenen Grazie und Feinheit der Bildung wenige aber schöne Worte und sagte, wie er sich vor Dante Alighieri und vor Michelangelo beuge, so beuge er sich nun vor dem Genius, dessen Tat wir erlebt hätten. Die Umarmung der zwei Männer, jetzt sich auch verwandtschaftlich so nahe, war ein schön bewegter Schluß eines Kulturfestes von der allerhöchsten Bedeutung. Leider war die Welt noch nicht reif genug dafür.

Nach einem Aufenthalt im Verein mit Olga in einem deutschen Badeort ging ich im Herbst nach Italien zurück, und zwar noch nicht zu bleibendem Aufenthalt nach Rom, sondern zunächst nach Neapel zur Ausführung eines Planes, der von mir erdacht, sich dort verwirklichen sollte. Die Gesundheit Friedrich Nietzsches, mit dem mich nun schon seit dem Jahre 72 warme Freundschaft verband, hatte sich nämlich in solchem Maße verschlechtert, daß er für nötig fand, einen längeren Urlaub von der Universität in Basel zu erbitten, um sich einmal ganz auszuruhen, und zwar zog es ihn nach dem Süden, da es ihm schien, als müßte die wonnevolle Natur dort ihn, den schönheitsdurstigen Griechen, ganz herstellen können. Er hatte aber vorsorgliche Umgebung und Pflege nötig, und da weder Mutter noch Schwester ihn damals begleiten konnten und ich mir noch kein festes Asyl in Rom gegründet hatte, so bot ich ihm schriftlich an, mit ihm zusammen nach Sorrent zu gehen, um den Winter da zu verbringen und im glücklichen dolce far niente des Südens Erholung, ja Genesung zu suchen. Er antwortete: „Verehrteste Freundin, ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen für das in Ihrem Briefe Ausgesprochene und Angebotene danken soll; später will ich Ihnen sagen, wie

zur rechten Zeit dies Wort von Ihnen gesprochen wurde und wie gefährlich mein Zustand ohne dieses Wort geworden sein würde; heute melde ich Ihnen nur, daß ich kommen werde" usw. — In einem späteren Brief schrieb er dann noch: „Ungefähr alle acht Tage habe ich meinen Leiden (Kopf- und Augenschmerzen) ein dreißigstündiges Opfer zu bringen, deshalb vertröste ich mich ganz und gar auf das Zusammensein mit Ihnen am Golf von Neapel. Wir wollen dort schon die Gesundheit erzwingen. An dieser Hoffnung hat mich bisher nichts irre gemacht."

Ich hatte bereits vorbereitend eine Fahrt nach Sorrent gemacht und eine Wohnung gefunden, wie sie für die kleine Kolonie paßte, zu der unser Duo angewachsen war. Nietzsche hatte nämlich einen von ihm sehr geschätzten Freund, Dr. Paul Rée, und einen seiner Schüler, einen jungen Basler, Brenner mit Namen, zum Mitgehen nach Sorrent vorgeschlagen, und da ich nichts dagegen hatte (ich kannte nur den letzteren, da er seiner Gesundheit wegen in Rom gewesen war), so wurde auch auf Wohnen in demselben Hause Rücksicht genommen. Es fand sich eine unbesetzte, von einer Deutschen eingerichtete Pension, mitten in einem Weingarten, wo im ersten Stock sich Zimmer für die drei Herren, mit Terrassen, im zweiten Stock Zimmer für mich und meine Jungfer, und ein großer Saal zum gemeinschaftlichen Gebrauch vorfanden; von den Terrassen hatte man die herrlichste Aussicht über den grünen Vorgrund des Gartens hinweg auf den Golf und den eben damals sehr aufgeregten, abends Feuersäulen emporsendenden Vesuv. Nachdem ich so für Unterkommen gesorgt hatte, ging ich nach Neapel zurück, meine Gefährten zu erwarten. Sie kamen zu Schiff von Genua her, und Nietzsche war etwas enttäuscht, weil ihm die Seefahrt und die Ankunft in Neapel mit dem schreienden, lärmenden, zudringlichen Volk sehr unangenehm gewesen waren. Gegen Abend jedoch lud ich die Herren zu einer Fahrt auf den Posilip ein. Es war einer jener Abende, wie man sie nur dort erlebt, Himmel, Erde und

Meer ſchwammen in einer Glorie von Farbentönen, die man nicht beſchreiben kann, die aber die Seele durchdringen mit dem Zauber einer wonnevollen Muſik, einer Harmonie, in der ſich jeder Mißton auflöſt und verſchwindet. Ich ſah, wie Nietzſches Geſicht ſich in freudigem, beinahe kindlichem Staunen aufhellte, wie ihn innige Rührung überkam, und endlich brach er in einen Jubelausruf über den Süden aus, den ich als eine gute Vorbedeutung für ſeinen Aufenthalt begrüßte.

In Sorrent nun richtete ſich das Leben ganz behaglich ein. Am Morgen fanden wir uns nie zuſammen, ein jeder blieb in völliger Freiheit bei ſeiner eigenen Beſchäftigung. Erſt das Mittageſſen vereinigte uns, und zuweilen am Nachmittag ein gemeinſchaftlicher Spaziergang in der zauberiſchen Umgebung, zwiſchen Orangen- und Zitronengärten hin, deren Bäume, hoch wie unſere Apfel- und Birnbäume, ihre von goldenen Früchten beladenen Äſte über die Gartenumzäunung herüber, den Weg beſchattend, hängen ließen, oder hinauf auf die ſanften Höhen, oft an Bauernhöfen vorüber, wo anmutige Mädchen in heiterem Zuſammenſein die Tarantella tanzten, nicht die gekünſtelte, wie ſie jetzt von geputzten Banden für die Fremden in den Gaſthöfen getanzt wird, ſondern in urſprünglicher, von natürlicher Grazie und Sittſamkeit begleiteter Art. Oft zogen wir auch zu weiteren Ausflügen auf Eſeln aus, die dort für die unwegſameren Bergtouren bereit gehalten werden, und da gab es meiſt viel Lachen und Spaß, beſonders mit dem jungen Brenner, deſſen lange Beine beinahe mit denen des Eſels zugleich auf der Erde fortliefen, und deſſen noch etwas ungeſchickte ſchülerhafte Art die Zielſcheibe gutmütiger Scherze wurde. Am Abend vereinte uns aufs neue das Abendeſſen und nach dieſem im gemeinſchaftlichen Salon angeregtes Geſpräch und gemeinſame Lektüre.

Der erſte Monat wurde noch durch die Anweſenheit von Wagner und ſeiner Familie verſchönt, die nach den Anſtrengungen des Sommers während der Aufführungen durch

eine Reiſe in Italien Erholung ſuchten. Sie wohnten im Hotel, wenige Schritte von uns, und ich verbrachte natürlich den größten Teil meiner Zeit mit ihnen, beſonders mit der von mir ſo innig geliebten und hochgeſchätzten Coſima, mit der das Zuſammenſein mir ſtets geiſtig und gemütlich den höchſten Genuß gewährte. Wagner las dort mit großem Intereſſe die Geſchichte der italieniſchen Republiken von Sismondi und rief Coſima und mich oft herbei, um uns eine oder die andere Epiſode, die ihm beſonders gefiel, vorzuleſen, ſo unter anderen eine, die er nachher in Rom dem damals noch lebenden, ſehr begabten italieniſchen Dichter Coſſa zu dramatiſcher Bearbeitung empfahl, die aber nicht zuſtande kam. Öfters wurde auch unſer Quatuor abends zu Wagners geladen; es befremdete mich allerdings dabei, in Nietzſches Reden und Benehmen eine gewiſſe gezwungene Art von Natürlichkeit und Heiterkeit zu bemerken, die ihm ſonſt ganz fremd war; da er ſich aber nie mißfällig über oder widerſtrebend gegen den Verkehr äußerte, ſo kam mir der Verdacht nicht, daß eine Änderung in ſeinen Geſinnungen vorgegangen ſein könnte, und ich gab mich mit ganzem Herzen dieſem Nachgenuß von Bayreuth im Verein mit ſo ausgezeichneten Menſchen hin. Das Glücksgefühl, in ſolcher geiſtigen Intimität zu leben, gab mir eines Abends, als wir alle dort zu Tiſch waren, Gelegenheit, einen von mir ſehr geliebten Spruch von Goethe zu zitieren: „Selig wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt, einen Freund am Buſen hält und mit dem genießt, was von Menſchen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Bruſt wandelt bei der Nacht.“

Wagners kannten den Spruch nicht, waren aber entzückt davon, und ich mußte ihn wiederholen. Ach wie wenig ahnte ich da, daß die Dämonen, die a u ch im Labyrinth der Bruſt bei der Nacht wandeln und das göttliche Geheimnis der Sympathie zwiſchen edlen Geiſtern feindlich betrachten, bereits am Werk waren, um zu entzweien und zu trennen.

Wagners ſchieden Ende November, und nun begannen

erſt recht unſere Leſe-Abende. Wir hatten eine reiche und vorzügliche Auswahl von Büchern mit, aber das Schönſte unter dem Mannigfaltigen war ein Manuſkript, nach den Vorleſungen von Jakob Burckhardt über griechiſche Kultur, in Baſel an der Univerſität gehalten, von einem Schüler Nietzſches geſchrieben und dieſem auf die Reiſe mitgegeben. Nietzſche gab dazu mündliche Kommentare, und gewiß hat kaum je eine herrlichere und vollkommenere Darlegung dieſer ſchönſten Kulturepoche der Menſchheit ſtattgefunden, als hier ſchriftlich und mündlich, durch dieſe beiden größten Kenner des griechiſchen Altertums. Meine Vorliebe für jene herrliche Blütezeit des menſchlichen Geiſtes ſteigerte ſich dadurch zu höchſter Begeiſterung. So entzückte mich die Definition Burckhardts über das Weſen des griechiſchen Volks: „Peſſimismus der Weltanſchauung und Optimismus des Temperaments.“ Gewiß eine treffliche Miſchung, um ein vollendetes Volk zu ſchaffen. Der Peſſimismus der Erkenntnis verhindert die falſchen Anſchauungen und Schlüſſe im Leben, und das optimiſtiſche Temperament treibt deſſenungeachtet zu Taten und zur Idealiſierung der als ſchlecht erkannten Welt. „Die allgemeine Weltanſchauung, die ſich im Mythos der Heroen offenbart,“ ſagt Burckhardt ferner, „iſt wieder die, daß die Welt ſchlecht iſt, aber es iſt gar nicht die Reflexion, ſondern das innerſte Träumen und Sinnen der Griechen, das den Mythos ſchafft. Und zwar wird die Welt immer ſchlechter; Mord, Haß, Neid herrſchen im Heroentum; dazu kommt die ſchreckliche Denkweiſe der mythiſchen Frauen, Medea, Klytämneſtra und andere. Die letzte Ermahnung des Amphiaraus an ſeine Söhne iſt: ‚Ermordet eure Mutter‘. Die ſeltenen, herrlichen, reinen Geſtalten, wie Achill, Antigone uſw., müſſen früh ſterben.“

Der Mythos iſt alſo das ewige Bild der Nation, in der der Grieche ſeine Vorzeit und ſich ſelbſt mit all ſeinen Gedanken, ſeiner Philoſophie, ſeinen Eigenſchaften, ſeiner Lebensauffaſſung anſchauen wollte. So hat auch Wagner

ſeine Nibelungen zum Mythos des deutſchen Volkes geſchaffen, nicht bloß, indem er die Vergangenheit im alten Mythos wiederholte, ſondern indem er das ewige Weſen des deutſchen Volks darin beſpiegelt.

Wie tief und herrlich erſchien mir dann wieder folgende Betrachtung, als Burckhardt von der Religion ſprach und ſagte, es ſei ein ewig denkwürdiges Schauſpiel, dieſe uralte Tradition zu ſehen, die, von der prachtvollſten Phantaſie getragen, niemals durch eine Theologie korrigiert worden ſei. Als die Philoſophen es endlich hätten verſuchen wollen, ſei es zu ſpät geweſen. Die griechiſchen Götter, obgleich herrliche Weſen, ſeien wenig geachtet worden, der Kultus, obgleich rießengroß, habe es doch nicht vermocht, die trübſten Gedanken über das Erdenleben zu beſchwören. Dieſe Widerſprüche, meint er, würden wir wohl nie bis zur völligen Klarheit entwirren können, und doch würden wir dies ſchöne Rätſel nicht los werden bis ans Ende der Tage. Dem ähnlich ſei es auch mit dem Heroenkultus; das heroiſche Zeitalter wäre durchaus nicht das goldene geweſen, ſondern habe in vollem Maße das Böſe gekannt. Die Perſer, die Ägypter, ſelbſt die Inder hätten ein Heroentum gehabt, doch bei allen habe ſich darüber eine Theologie entwickelt, nur die Griechen ſeien davon frei geblieben. Ihre Heroen ſtammten von den Göttern, waren aber zugleich gewaltige Menſchen, die wieder nach oben rangen. Die Griechen waren überzeugt, daß das Große und Herrliche nicht langſam anſetzt, wie der Kriſtall in der Felshöhle, und daß die Vögel es nicht auf ihren Fittichen zuſammentragen, ſondern daß es dazu großer Individuen bedarf, ohne die nichts geſchehen kann.

Nietzſche ſagte, daß die eigentliche Blütezeit des griechiſchen Volkes die drei Jahrhunderte nach dem heroiſchen Zeitalter bis zu der Schlacht bei Marathon geweſen ſeien, die Zeit des Agon, des Wettkampfes, wo ein jeder der erſte ſein konnte, weil die Eiferſucht des großen Strebens es nicht litt, daß einer zu hoch emporrage. Er hatte dies Thema ſchon

früher einmal in einem Aufſatz, „Homers Wettkampf“ betitelt, berührt und erwähnt, daß die vorhomeriſche Zeit eine Zeit äußerſter Grauſamkeit geweſen ſei, die den Mord und die Kinder der Nacht, der grauſamen Eris entſprungen, erzeugt habe, daß aber auch die helleniſche Blütezeit Neid und Haß angenommen habe, doch als Kinder einer anderen milderen Eris, die alle ruhmreichen ſchönen Taten veranlaßte, indem ſie den Wettkampf hervorrief. Dieſer entſprang dem glühenden Streben, kein einzelnes hervorragendes Genie aufkommen zu laſſen, ſondern ein ganzes Volk gleichbegabter, in Vorzüglichkeit miteinander wetteifernder Menſchen zu bilden, wo das Beiſpiel des einen den andern zu gleich herrlichen Taten anfeuern ſollte. Das erklärt auch in mildernder Weiſe den Oſtrazismus, der gerade die bedeutendſten Menſchen traf, weil ihre hervorragende Größe bedenklich wurde. Dieſen Neid gegen die Größe einzelner Sterblichen fühlten ſelbſt die Götter; ſo verblendeten ſie z. B. die Sinne des Miltiades, weil er nach Marathon von zu hohem Ruhm umſtrahlt war, damit er in der Liebe für eine Prieſterin entbrenne, bei Nacht die heiligen Tempelmauern überſteige, um ihr zu nahen, dann aber von Grauen ergriffen zu Boden ſtürze; verwundet wurde er gefangengenommen und verurteilt.

Welch ein Feuer der Größe mußte in dieſen griechiſchen Seelen brennen, daß ſie auch ſelbſt die Tyrannei des Genius nicht ertragen konnten! Denn es war ja nicht das Niveau der Mittelmäßigkeit, das ſie erſtrebten, ſondern Neid und Haß waren ihnen Tugenden, die dem Streben nach dem Höchſten Nahrung gaben. Vielleicht kann man es aber auch ſo erklären, daß ſie es nicht ertragen konnten, einen Flecken an ihren Heroen zu ſehen, und wenn eine heller ſtrahlende Perſönlichkeit plötzlich eine Schwäche zeigte, eine Nachtſeite der Natur, ſo verbannten ſie dieſe raſch, um ſich das göttergleiche Lichtbild nicht verdunkeln zu laſſen.

Wie viele Seiten geiſtvoller Auffaſſung der Lebensvorgänge bei den Griechen kamen da zur Sprache. Ich erzählte,

daß es mir kürzlich bei einem Beſuch im Muſeum in Neapel aufgefallen ſei, wie anmutig und fein die Griechen die aufſteigende Stufenleiter lebender Organismen darzuſtellen gewußt hätten, ohne der Affentheorie zu bedürfen. Ihre Satyren, Kentauren, Faune ſind doch nur Halbmenſchen, Übergangsgeſchöpfe, denen der ſchöne Menſch und zuletzt der Halbgott folgt. Aber wie reizend iſt dieſe Übergangswelt gezeichnet. Wer würde nicht fröhlich, wenn er die tanzenden Faune anſieht, jene unſchuldig ſinnlichen Naturkinder, die im heiteren Licht des Tages noch nicht viel über der Genußfähigkeit des Schmetterlings, der von Blume zu Blume fliegt, ſtehen. Der Neapolitaner aus dem Volk iſt noch ganz der antike Faun; es ſind dieſelben Bewegungen beim Tanz, dasſelbe tieriſche glückliche Lächeln, das Weſen, das, wie das Kind und das Tier, nur Gegenwart kennt, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Wie feinfühlig aber mußten ſie auch ſein, um die leiſeſten Übergänge im ſeeliſchen Leben zu charakteriſieren. So ſtellte der Künſtler Skopas den Himeros, die Sehnſucht, und Pothos, das Verlangen, in einer Gruppe mit Eros dar. Wie fein mußte er empfinden, um dieſe nahen Verwandten zu unterſcheiden. Und wieder ein anderes Beiſpiel: Mars hieß der Leuchtende, und war urſprünglich eins mit Apoll bei Griechen und Italikern; wurde erſt ſpäter Gott des Kriegs. Dionyſos hingegen war der Dunkle, und war eins mit Orpheus. Wie geiſtvoll iſt das: Der Krieg entzündet ſich am Tag, an der leuchtenden Helle, am Schein, der die Menſchen in die Leidenſchaften des Wahns verſtrickt. Die Muſik ſteigt aus den dunklen Tiefen der Seele auf, deshalb muß Orpheus in das Reich der Nacht hinab, um die verlorene Liebe durch Töne wieder zu erringen. Die Nacht gebiert die Muſik, den Ausdruck des tiefſten wahren Lebens, außerhalb alles Scheins. In der Nacht, der für uns ſcheinbaren Nacht, ruht alſo das eigentliche harmoniſche Daſein, das, von dem uns die Muſik in Ahnungen redet.

Nachdem wir die Vorleſungen Burckhardts beendet hatten,

laſen wir Herodot und Thukydides. Der letztere riß mich zu höchſter Bewunderung hin. Seine Schilderung vom Untergange Athens durch die Niederlage bei Syrakus, wo zum erſtenmal deſſen bis dahin unbeſiegte Seemacht unterlag, die Flotte zerſtört, das glänzendſte Heer vernichtet wurde, ergriff mich tief durch ihre furchtbare Tragik. Thukydides nennt es das größte Ereignis der griechiſchen Geſchichte. Mir ſchien es der tragiſcheſte Untergang einer Weltgröße in der ganzen Weltgeſchichte, denn alle die, die da untergingen, wußten es, daß mit ihnen das Vaterland unterging, und ich empfand den Schmerz des alten, edlen Nikias mit ihm; hatte er es doch vorausgeſagt und gegen den kühnen Alkibiades vom Kriege abgeraten. Was mich aber beſonders am Thukydides rührte und ergriff, das war die unendliche Einfachheit, mit der die Menſchen das Höchſte ſagen, als wär' es nur das Gewöhnliche, das dem Menſchen Angemeſſene. In der modernen Welt ſagt man das Höchſte mit Pathos als etwas Außergewöhnliches, weil man gewöhnlich trivial ſpricht.

Am Morgen des erſten Januars 1877 machte ich allein mit Nietzſche einen ſchönen Spaziergang längs des Meeres, und wir ſetzten uns auf einen Felsvorſprung, der weit in die tiefblaue Flut hineinragte. Es war ſchön wie ein Frühlingsmorgen; laue Luft wehte und von den Ufern grüßten die goldenen Früchte der grünen Orangenbäume. Wir waren beide in der friedlich-harmoniſchſten Stimmung, liebliche, bedeutende Geſpräche ſtanden im Einklang mit dem glückverheißenden Anfang des Jahres, und wir kamen ſchließlich überein, daß das wahre Ziel des Lebens ſein müſſe, nach Weisheit zu ſtreben. Nietzſche ſagte, daß dem rechten Menſchen alles dazu dienen müſſe, auch das Leiden, und daß er inſofern auch das letzte leidenvolle Jahr ſeines Lebens ſegne. Ja, ſagte ich, für alle dieſe höchſten Wahrheiten hat doch auch die Bibel immer ein ſchönes Wort, das im Grunde dasſelbe meint, was mir meinen; ſie drückt es nur ſo aus: Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.

Wie milde, wie verſöhnlich war Nietzſche damals noch, wie ſehr hielt ſeine gütige, liebenswürdige Natur noch dem zerſetzenden Intellekt das Gleichgewicht. Wie heiter konnte er auch noch ſein, wie herzlich lachen, denn bei allem Ernſt fehlten doch auch Scherz und Heiterkeit nicht in unſerem kleinen Kreiſe. Wenn wir ſo abends beiſammen ſaßen, Nietzſche gemütlich im Lehnſtuhl hinter ſeinem Augenſchirm, Dr. Rée, unſer gütiger Vorleſer, beim Tiſch, wo die Lampe brannte, der junge Brenner am Kamin mir gegenüber und mir helfend Orangen ſchälen für das Abendbrot, da ſagte ich oft ſcherzend: „Wir repräſentieren doch wirklich eine ideale Familie; vier Menſchen, die ſich früher kaum gekannt, kein verwandtſchaftliches Band haben, keine gemeinſamen Erinnerungen, und nun in vollkommener Eintracht, in ungeſtörter, perſönlicher Freiheit, ein geiſtig und gemütlich befriedigtes Zuſammenleben führen.“ Auch fehlte es bald nicht an Plänen für eine Erweiterung des ſo glücklich gelungenen Experiments. Ich erhielt damals gerade beſonders viele Briefe von Frauen und Mädchen aus der unbekannten Menge, die mir infolge meiner „Memoiren einer Idealiſtin“ ihre Sympathie kund gaben, wie dies übrigens auch in der langen Reihe folgender Jahre zu meiner innigſten Freude und Befriedigung fortwährend der Fall geweſen iſt. Dieſe Tatſache gab einer Idee Nahrung, die bei mir entſprungen war, und die ich meinen Gefährten mitgeteilt hatte, nämlich eine Art Miſſionshaus zu gründen, um erwachſende Menſchen beiderlei Geſchlechts zu einer freien Entwicklung edelſten Geiſteslebens zu führen, damit ſie dann hinausgingen in die Welt, den Samen einer neuen, vergeiſtigten Kultur auszuſtreuen. Die Idee fand den feurigſten Anklang bei den Herren; Nietzſche und Rée waren gleich bereit, ſich als Lehrer zu beteiligen. Ich war überzeugt, viele Schülerinnen herbeiziehen zu können, denen ich meine beſondere Sorge widmen wollte, um ſie zu edelſten Vertreterinnen der Emanzipation der Frau heranzubilden, damit ſie helfen, dieſes ſo wichtige und bedeutungsvolle Kulturwerk vor Mißverſtänd-

nis und Entſtellung zu bewahren und in reiner, würdevoller Entwicklung zu ſegensvoller Entfaltung zu führen. Wir ſuchten ſchon nach einem paſſenden Lokal, denn in dem herrlichen Sorrent, in der wonnevollen Natur, und nicht in ſtädtiſcher Enge ſollte die Sache zuſtande kommen. Wir hatten unten am Strand mehrere geräumige Grotten, wie Säle innerhalb der Felſen, offenbar durch Arbeit erweitert, gefunden, in denen ſogar eine Art Tribüne, wie expreß für einen Vortragenden beſtimmt zu ſein ſchien. Die dachten wir in heißen Sommertagen als ſehr geeignet, um unſere Lehrſtunden da zu halten, wie denn überhaupt das ganze Lehren mehr ein gegenſeitiges Lernen nach Art der Peripathetiker, und im allgemeinen mehr nach griechiſchem als modernem Muſter ſein ſollte. Dieſer Plan beſchäftigte uns oft, und wir hielten die Ausführung nicht für unmöglich, hatte ich doch einſt in Hamburg in der Hochſchule ſchon Ähnliches mit dem ſchönſten Erfolg gekrönt erlebt. Und dennoch ſcheiterte auch dieſes wieder, wie ſo vieles Ideale, an den Verhältniſſen, die ſtörend dazwiſchen traten, beſonders von ſeiten der Herren.

Unſere gemeinſchaftlichen Lektüren nahmen jetzt einen anderen Charakter an. Wir verließen das ſchöne griechiſche Altertum, und es kam ein Gemiſch von neueren, doch ſtets bedeutenden Sachen an die Reihe. Rée hatte eine beſondere Vorliebe für die franzöſiſchen Moraliſten und teilte dieſe auch Nietzſche mit, der ſie vielleicht ſchon früher geleſen hatte, deren nähere Bekanntſchaft aber ſicher nicht ohne Einfluß auf ſeine ſpätere Entwicklung geblieben iſt und ihn namentlich zu dem Ausdruck ſeiner Gedanken in Aphorismen geführt hat, wie ich ſpäter Gelegenheit hatte zu bemerken. Auch beeinflußte ihn offenbar die ſtreng wiſſenſchaftliche, realiſtiſche Anſchauungsweiſe Dr. Rées, die ſeinem bisherigen, immer von dem ihm innewohnenden poetiſchen und muſikaliſchen Element durchdrungenen Schaffen beinah etwas Neues war und ihm ein faſt kindlich ſtaunendes Vergnügen machte. Ich bemerkte das öfter und ſagte es ihm

auch ſcherzend als Warnung, da ich Rées Anſchauungen nicht teilte, trotz meiner hohen Achtung für ſeine Perſönlichkeit und meiner Anerkennung ſeiner gütigen Natur, die ſich beſonders in ſeiner aufopfernden Freundſchaft für Nietzſche zeigte. Sein Buch „Über den Urſprung der moraliſchen Empfindungen" erregte mir nur den entſchiedenſten Widerſpruch, und ich nannte ihn im Scherz „chemiſche Kombination von Atomen", das er ſehr freundlich hinnahm, während uns im übrigen herzliche Freundſchaft verband.

Wie ſehr ſeine Art, die philoſophiſchen Probleme zu erklären, auf Nietzſche Eindruck machte, erſah ich aus manchen Geſprächen. So kam es einmal auf einem Spaziergang zwiſchen Nietzſche und mir zu einem philoſophiſchen Streit, indem er das Geſetz der Kauſalität leugnete und ſagte, es gäbe nur ein Nacheinander von Dingen und Zuſtänden, aber nicht als Wirkung der einen aus den anderen; was wir als Urſache und Wirkung empfänden, ſeien unerklärte Tatſachen. Die griechiſchen Philoſophen, die Eleaten hätten zwar das Seiende, das Unveränderliche für die alleinige Urſache und die wahre Realität erklärt, dem widerſpräche aber in jedem Augenblick die Welt als ein ewig Werdendes und Wandelbares. Ich entgegnete ihm, daß ſicher das Seiende, das Unveränderliche die wahre Realität ſei, das Ding an ſich, das ſogenannte Metaphyſiſche. Wir müßten uns nur nicht fürchten, das anzuerkennen. Die ſcheinbar ewig werdende Welt ſei nur die Erſcheinung des Seins, nur für uns ſei ſie Wechſel, für unſere beſchränkten Sinne. Aber in all dem Wandel, in Leben und Tod, in Werden und Vergehen offenbare ſich das All-Eine, das Sein. Die Inder wußten es ſchon: „tat wam asi", das biſt du. — Ein anderes Mal in einem Geſpräch über Schopenhauer äußerte er, es ſei der Irrtum aller Religionen, eine tranſzendentale Einheit hinter der Erſcheinung zu ſuchen, und das ſei auch der Irrtum der Philoſophie und des Schopenhaueriſchen Gedankens von der Einheit des Willens zum Leben. Die Philoſophie ſei ein ebenſo ungeheurer Irrtum, wie die Religion.

Das allein Wertvolle und Gültige sei die Wissenschaft, die allmählich Stein an Stein füge, um ein sicheres Gebäude aufzuführen. Die beiden ersten hielten die Menschen auf in ihrem Gang zur Wahrheit, sie drückten nur die Tendenz unseres Geistes aus, die Lösung des Lebensrätsels ein für allemal finden zu wollen.

Ich wendete ihm ein, daß mir das gerade ein Irrtum schien, diese Einheit als etwas Transzendentales anzusehen, während sie doch gerade das alles Ausfüllende, in der Erscheinung sich Kundgebende sei. Weil die Beschränktheit unseres Erkenntnisvermögens der Hilfsmittel von Raum und Zeit bedürfe, so hätten wir doch nicht das Recht, das außerhalb Liegende transzendental zu nennen, nur unsere Wahrnehmungsfähigkeit reiche nicht daran. Dennoch sei es ein logischer, vernunftgemäßer Schluß, daß das außer unserer Wahrnehmung Liegende dieselben Bedingungen in sich trüge, und sich nach denselben Gesetzen bewege, wie das uns Erkennbare, daß also da nicht von transzendental die Rede sein könne. Und um wie viel weniger noch sollten wir die herrliche Macht des Gedankens in ein unhaltbares transzendentales Gebiet verweisen, der, eine enge Form nach der anderen abwerfend, siegreich durch die Nacht der Zeiten vorwärtsschreite zu immer größerer Klarheit. Es scheine mir das nur der alte Hochmut der Menschen zu sein, der, nachdem die Theorie der Abstammung vom Affen die der Einblasung göttlichen Odems zerstört habe, sich nun in die vornehme Abweisung des Metaphysischen, Transzendentalen flüchte, und sich nur an das Experiment halte — an die oft so armselige Tatsache!

Und was doch gerade die frühere Schrift Nietzsches „Schopenhauer als Erzieher" so hoch stellte, war, daß er es darin aussprach, die Kultur habe einen metaphysischen Zweck!

Mit dem beginnenden Frühjahr schieden Rée und Brenner, um ein jeder in seine Heimat zurückzukehren. Nietzsche und ich blieben allein, etwas in Not wegen unserer Abende, da wir beide, augenleidend, nun unseres trefflichen Vorlesers

beraubt waren. Aber Nietzſche ſagte fröhlich: „Nun, da wollen wir deſto mehr zuſammen reden.“ Und ſo geſchah es auch, denn es fehlte nie an reichem Stoff zu Geſprächen. So ſprachen wir unter anderem einmal über die „Braut von Korinth“ und Nietzſche bemerkte, Goethe habe dabei an die alte Sage vom Vampyr gedacht, die antik und ſchon von den Griechen gekannt geweſen ſei, und habe es damit verſinnlichen wollen, wie die Sitten und Sagen des Altertums ſich in der chriſtlichen Welt zu ſpukhaften Dingen verdunkelten, und wie die finſtere Wendung, die das Chriſtentum ſehr bald nach ſeiner Entſtehung nahm, die ſchöne freie Sinnenwelt der Griechen verunſtaltete und das blühende natürliche Leben in Moderduft und Gerippenkultus verkehrte. „Ja,“ ſagte ich, „man muß nur auch immer daran denken, daß das hiſtoriſche Chriſtentum in den Katakomben geboren iſt.“

Ein anderes Mal ſprachen wir über „die natürliche Tochter“ von Goethe und ich ſagte, ich fände es darin ſo wunderſchön, daß in den Dialogen ein jeder immer den höchſten Inhalt von ſeinem Geſichtspunkt aus erfaſſe und verteidige, weshalb eigentlich ein jeder recht habe, wie z. B. im Geſpräch des Herzogs und des Weltgeiſtlichen, in dem der Eugenie und des Mönchs uſw. Nietzſche ſagte, daß Goethe es bei Sophokles gefunden hätte, deſſen Perſonen ſprächen alle ſo ſchön und würdevoll, daß ſie uns alle überzeugten.

Bei Gelegenheit einer Unterhaltung über Goethe und Schiller meinte Nietzſche, Goethe habe in Schiller die gewaltige ihm höhere Natur geehrt, und Schiller in Goethe den gewaltigen ihm höheren Künſtler. Ich gab nicht zu, daß Goethe die minder hohe Natur geweſen ſei, nur war er die glücklichere, zur Harmonie gelangte, während wir in Schiller die hohe ſittliche Kraft verehren, die mit dem Leiden ringt und ſich ſiegend aus ihm erhebt.

Noch an einem anderen Abend kam das Geſpräch auf Don Quichote. Nietzſche tadelte es, daß Cervantes die eigentlich ideale Figur, den Menſchen mit idealem Streben, zum Spott

der Alltagswelt werden läßt, anſtatt dem Gegenteil, und meinte, das Buch habe wohl nur einen literariſchen Zweck gehabt, dem Leſen ſchlechter Ritterromane Einhalt zu tun. Ich dagegen verſtand das Buch dahin, daß der Menſch mit idealen Beſtrebungen, wenn er ſie in einer anachroniſtiſchen Form vorbringt, ganz natürlich in der Alltagswelt, die die idealen Abſichten überhaupt nicht verſteht, zum Narren und zur Karikatur wird. Und andererſeits ſchien es mir auch, daß das Buch aus der ungeheuerſten Menſchenverachtung hervorgegangen iſt, aus der hohnlächelnden Ironie, mit welcher der, der die Welt verſteht, auf den armen Idealiſten ſieht, der glaubt, in einer ſolchen Welt Ideale verwirklichen zu können.

Zuweilen gelang es uns doch, auch ein wenig zuſammen zu leſen, ſo eines Tages die Sakuntala, die Nietzſche noch nicht kannte. Er hatte bei den erſten vier Akten viel einzuwenden, fand zunächſt die tragiſche Motivierung zu leicht, und das Verdienſt des Dichters zu gering, da der ganze Hintergrund von Blumen, Tierleben und Büßerhainen uſw. Indien angehöre und nicht ihm. Aber wäre es nicht eher ein Fehler, wenn ein dramatiſches Werk des lokalen Hintergrunds entbehrte, keine lokale Färbung hätte? Iſt es beſſer, wenn der Dichter das alles mit der Phantaſie ſchaffen muß, was Kalidâſa aus eigener Anſchauung kannte und es ganz natürlich darſtellte, ſo duftig, zart und farbenprächtig wie Indien ſelbſt? Ferner fand Nietzſche das Schuldmotiv zu leicht. Aber ſpricht ſich darin nicht gerade das tiefe, zarte ſeeliſche Empfinden der Inder aus? Sakuntala liebt zu ſehr, vergißt in ihrer Liebesekſtaſe die heiligſte der Pflichten, die der Gaſtfreundſchaft, und dafür trifft ſie der Fluch der Gekränkten; der Sinn des Königs wird mit Blindheit geſchlagen, ſo daß er ſie nicht mehr kennt, und ſie muß nun im Leiden ihre Liebe von aller Selbſtſucht reinigen und ihre Heiligung vollbringen. Dann iſt der Fluch gelöſt und ſie darf das Glück vollendeter Seelen genießen. Hat die griechiſche Tragödie das Schuldmotiv tiefer gefaßt? Anti-

gone verletzt auch wie Sakuntala das Geſetz aus Liebe und muß dafür ſterben. Ethiſch iſt hier vielleicht die indiſche Auffaſſung noch die höhere, denn ſie gewährt die Vollendung durch die Buße.

Wir ſprachen über den Spruch Schillers: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was ſie tun, edle mit dem, was ſie ſind," und kamen auf Dichter im allgemeinen und auf Mazzini. Aber Mazzini zahlte, und Dichter zahlen auch mit dem, was ſie tun, nur mit dem Unterſchied, daß der Dichter ſein Tun auf ſeine tragiſchen Perſonen überträgt, in ihnen fühlt, handelt, leidet, während Mazzini die tragiſche Perſönlichkeit ſelbſt war, die um der idealen Tat willen das herbſte Leiden auf ſich genommen hatte. Nietzſche ſagte, daß er unter allen Leben am meiſten das Mazzinis beneide, dieſe abſolute Konzentration auf eine einzige Idee, die gleichſam eine gewaltige Flamme werde, an der das Individuelle verbrenne. Der Dichter befreit ſich von der Tatgewalt, die in ihm iſt, indem er ſie in Geſtalten inkarniert und Tun und Leiden außer ſich ſetzt. Er iſt wie der Wille ſelbſt, er muß ſich objektivieren, den Drang zur Tat in Erſcheinungen ausſtrömen; jedes Gefühl, jede Leidenſchaft iſt in ihm als Fähigkeit da, daher kann er alle Verſchiedenheit der Weſen darſtellen, nachdem er ihre Not, ihre Schuld, ihren Schmerz mit durchgemacht hat. Er erlöſt ſich wie der Wille, indem er ſich objektiviert. Mazzini objektivierte ſich durch ſein Leben, das eine unausgeſetzte Tat der edelſten Individualität war.

Eines Tages kam Nietzſche mit einem großen Paket beſchriebener Blätter in der Hand und ſagte mir, ich möge ſie doch einmal leſen, es ſeien Gedanken, die ihm auf ſeinen einſamen Spaziergängen gekommen wären, beſonders bezeichnete er mir einen Baum, wenn er unter dem ſtände, fiele ihm immer ein Gedanke herunter. Ich las die Blätter mit großem Intereſſe, es waren herrliche Gedanken darunter, beſonders ſolche, die ſich auf ſeine griechiſchen Studien bezogen, es waren aber auch andere, die mich befremdeten, die gar nicht

zu Nietzſche, wie er bisher geweſen, paßten und mir bewieſen, daß jene poſitiviſtiſche Richtung, deren leiſe Anfänge ich ſchon im Laufe des Winters beobachtet hatte, anfing Wurzel zu faſſen und ſeinen Anſchauungen eine neue Geſtalt zu geben. Ich konnte nicht umhin, ihm etwas darüber zu ſagen, und bat ihn herzlich, dieſe Sachen noch ruhen zu laſſen, um ſie nach längerer Zeit wieder durchzuſehen, ehe er ſie in den Druck gäbe. Ich ſagte ihm, daß er, beſonders was die Frauen beträfe, noch keine endgültigen Ausſprüche fällen dürfe, weil er noch viel zu wenig Frauen wirklich kenne. Die franzöſiſchen Moraliſten hätten das Recht gehabt, poſitive, durchaus gültige Urteile auszuſprechen, weil ſie die Geſellſchaft, in der ſie lebten, bis auf den Grund kannten, und ihre Bemerkungen wohl auch nur auf dieſe anwendeten; aber ohne eine ſolche langjährige genaue und vielſeitige Beobachtung ſei es nicht ratſam für höhere Intelligenzen, ſich über pſychologiſche Vorgänge ſo beſtimmt und ein für allemal auszuſprechen. Ich zitierte ihm einen Ausſpruch Rées aus deſſen früher erwähntem Buch, der mir ſehr zuwider und ſicher falſch ſei, daß Frauen immer die Männer vorzögen, die ihr Leben ſchon mannigfach genoſſen hätten. Nietzſche lächelte über meine Entrüſtung und ſagte: „Aber glauben Sie denn, daß es einen einzigen jungen Mann gibt, der anders denkt?“ Ich war recht böſe und betrübt, das von ihm zu hören, und ſagte ihm auch, daß mir das ein neuer Beweis ſei, wie er die Frauen doch nur oberflächlich kenne, und daß ihm daher noch kein allgemeines Urteil zuſtehe. Doch kamen wir nachher wieder in unſer griechiſches Fahrwaſſer, und waren gute Freunde wie zuvor. Leider fand ich jene Sätze nur zu bald veröffentlicht in einer Schrift „Menſchliches, Allzumenſchliches“ betitelt; aber mein Glaube an Nietzſches hohe Begabung war zu feſt, um dies alles anders als wie als vorübergehende Phaſen ſeiner Entwicklung anzuſehen, aus denen ſeine Idealität ſiegend hervorgehen werde.

Unendlich traurig aber war es, daß ſeine Geſundheit ſich

in nichts gebeſſert hatte, ja, daß die Anfälle ſeines Leidens, die ſchrecklichen Kopf- und Augenſchmerzen mit der zunehmenden Wärme noch häufiger wurden und ihn oft nötigten, Tage und Nächte hindurch in endloſen Qualen zu Bett zu liegen. Sein Vertrauen auf den Süden erloſch, und mit derſelben Inbrunſt der Zuverſicht, wie er dieſer Reiſe entgegengeſehen hatte, ſah er nun der Rückkehr in die Eisregionen der Alpenwelt entgegen und beſchleunigte ſeine Abreiſe. Ich war ſchmerzlich bewegt um dieſer fehlgeſchlagenen Hoffnung willen, konnte ihn aber doch nicht zurückhalten, da ſich auch die liebevollſte Sorge als ohnmächtig gegen die Gewalt des Übels erwieſen hatte und man alſo mit ihm hoffen mußte, daß Veränderung doch vielleicht Beſſerung bringen könne.

So ſchied er, und ich blieb allein zurück, verlebte noch einige herrliche Wochen in der zauberiſchen Einſamkeit des paradieſiſchen Ortes und entſchloß mich ſchwer, zu gehen. Ich blieb noch ein paar Tage in Neapel, um einen lang gehegten Wunſch auszuführen, nämlich den Veſuv zu beſteigen, freilich nur bis zum Obſervatorium, da ich mich allein doch nicht bis zum Krater wagen wollte. Aber auch dies war ſchon hoher Eindruck und Genuß. In dieſer ſchwarzen Lavawelt regte die Phantaſie mächtig ihre Flügel; man ſchien ſich in einem Bereich verſteinerter Höllenungetüme zu befinden, Rieſenſchlangen, Molche und Skorpione lagen da in chaotiſchem Durcheinander, wie von einem plötzlichen Machtgebot erſtarrt; die Vegetation hatte dies grauſige Gebiet geflohen, nur der Ginſter wuchs zwiſchen den Schlacken empor und erhob ſeine goldfarbigen Blüten tröſtend über dem Leichenfeld. Oben aber auf dem Obſervatorium breitete ſich die Herrlichkeit der Welt zu meinen Füßen aus. Vor mir lag der wundervolle Golf, von den Gluten des Abendhimmels übergoſſen, ſeitwärts ſah man in die Gebirgswelt hinein, in der die herrlichſten Farbentöne im Wechſel der Lichter und Schatten erſchienen; alles war Leben, Licht, Farbe, Freude, und der Menſch, überwältigt von der ſiegenden Schönheit, ſchmiegt ſich immer von neuem an das

Herz des wonnigen Verräters, den goldigen Erdentraum, aller Gefahr vergeſſend, immer aufs neue zu träumen.

In freudiger Rührung, der Schönheit des Daſeins huldigend, ſtieg ich hinab, verließ Neapel, eilte durch Italien, um mich in die Schweiz zu begeben, wohin Olga mit ihrer Familie zum ſommerlichen Rendez-vous zu kommen verſprochen hatte. Ich wählte diesmal den Weg über den Splügen, da ich die meiſten Alpenübergänge ſchon kannte, hielt mich einen Tag in Chiavenna auf, nahm mir einen Wagen und begab mich mit meiner treuen Dienerin auf die Fahrt über die eiſigen Höhen. Es war nicht ſchön da oben, eine freudloſe Öde, an den weiten Schneefeldern vorüber, kein ſonniger Tag und keine großartige Ausſicht. Es war Ende Juni, aber ſo kalt, daß ich, um mich zu wärmen, eine Zeitlang zu Fuß ging. Da fand ich am Rand des Eiſes eine weiße Alpenroſe, die ſeltener ſind als die roten; ich pflückte mir das arme Kind der Eisregion zum Andenken, und, ergriffen von dem ungeheuren Kontraſt, den ich in kaum acht Tagen durchlebte, ſchrieb ich in mein Tagebuch:

„An dem Saume ew'ger Eisgefilde
Lag ich ſtille träumend
In der Knoſpe Schoß.
Doch den Kelch erſchloß mir
Langſam, Sonne dein Strahl,
O warum mich wecken
Zu dem kurzen Daſein?
Nicht mit holder Röte
Färbſt du mein bleiches Antlitz.
Nicht zu ſeliger Liebe
Gibſt du heilige Glut mir,
Nahe bei der Vernichtung
Starrendem Eiſe wohn ich,
Trage ſeine Farbe,
Und vergebens küſſeſt
Du mir matt die Stirn.

Ach aus ſchönem Traume
Haſt du mich geſtört,
Fern auf ſonniger Höhe,
Sah ich glänzend leuchten
Goldenen Ginſters Pracht,
Der an Feuersbrüſten
Flammennahrung ſich trank
Und mit ſtrahlenden Sonnen
Liebende Schwüre getauſcht.
Ihm zu Füßen die Welt
Lag in göttlicher Schöne;
Lächelnde Fülle des Seins
Nahm dem Tod ſelbſt den Stachel,
Denn ihm droht auch ein Grab;
Schwarze Todesgeburten
Starren mahnend ihn an.
Aber ſie deckten mit Nacht
Eine Welt, die gelebt,
Die geliebt und genoſſen
Höchſten Daſeins Entfaltung.
Ja im holden Wahnſinn
Seliger Täuſchung vergehen —
O beneidenswert Los!
Aber des Nichts graunvollem Abbild
Ewig ins Antlitz zu ſchauen —
Matter ſonniger Strahl
Warum weckteſt du mich?
Iſt *dies hier* die Wahrheit?
O ſo gib mir die *Lüge*,
Gib mir nur einen Tag,
Wo im Geiſt und der Liebe
Sich mir Vollendung genaht —
Und dann löſch eilig die Fackel. —

Hinunter kam ich an die Via mala, an den jugendlichen, rauſchenden Rhein, und das erhaben Düſtere und doch Be-

lebte dieſer grandioſen Straße erfriſchte mich wieder, und heiter eilte ich dem Thuner See zu, um mich mit den geliebten Freunden zu vereinen.

Ein römiſches Idyll

Wenn man ſich in Rom da ſein Neſt gebaut hat, wo die Fülle des Maleriſchen und charakteriſtiſch Römiſchen noch nicht durch die moderne Bau-Invaſion verdorben iſt, ſo kann man noch römiſche Idyllen erleben, die an jene unvergeßlich ſchöne Zeit erinnern, wo Rom, wie ein Märchen aus alten Tagen, wie eine von der rollenden Zeit vergeſſene, zaubervolle Sage, inmitten der modernen Welt dalag, ein Ort zur Beſchaulichkeit und zum Träumen geeignet, wie kein anderer in der Welt. So iſt wirklich mein Neſt.*)

Rings um mich bauen ſich jene großartigen Trümmerfelder auf, über denen die Weltgeſchichte wie mit ausgebreiteten Flügeln zu ſchweben ſcheint, ein melancholiſches memento mori für die Gegenwart, während die ſich ewig erneuernde Natur mit ihrem tröſtenden Grün reizvoll die zerfallenden Mauerwerke überzieht. Da iſt das Forum, der Palatin, das Koloſſeum, und in der Ferne blaut die ſanfte Linie des Albanergebirges. Will man nun an dieſen herrlichen Frühlingstagen einen Spaziergang in der Morgenfrühe machen, ſo hat man zu wählen zwiſchen ſo vielem Schönen. Ich fange mit dem Platz S. Pietro in Vincoli an, der auch neben meiner Wohnung liegt. Es iſt ein vornehmer Platz in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Ruhe, auf der einen Seite die gleichnamige Kirche mit dem Haus der dazu gehörigen geiſtlichen Herren, gegenüber das Kloſter der Maroniten, der Mönche vom Libanon, in deren Garten eine der größten Palmen Roms ſteht, hinter der man im bläulichen Duft in der Ferne die Acqua Paola auf dem Janiculum und davor das Kapitol mit ſeinem Turm ſieht. Die dritte Seite des Platzes iſt von einem alten Palaſt begrenzt,

*) Leider nun auch durch Neubauten verdorben. Anm. d. Verf.

der einſt den Borgia gehörte. Die Mutter der Lucrezia wohnte dort, und er hat etwas Unheimliches durch eine dunkle Bogenwölbung, unter der eine ſteinerne Treppe in die tief unten liegende Straße führt. Unwillkürlich malt ſich die Phantaſie allerlei Schreckbilder aus von den dunklen Taten, die zur Zeit der Borgia unter dieſem Bogen, zwiſchen den ſchwarzen feuchten Mauern, geſchehen ſein mögen; die Neuzeit aber hat ſie entſühnt, indem das Gebäude dem polytechniſchen Inſtitut eingeräumt wurde. Die vierte Seite des Platzes iſt von dem Garten der Maroniten voll herrlicher Bäume eingefaßt; es iſt wenig Verkehr dort, immer gute reine Luft, und jetzt erfüllt ihn Duft der Orangenblüten aus dem Garten hinter der Kirche herwehend.

Es lohnt ſich der Mühe, auf dieſem ſchönen, ſtillen Platz wandelnd, den Tag zu beginnen. Hier ſtört den Morgenfrieden kein lautes Gewühl des Marktes, noch das dumpfe Gerolle ſchwerbeladener Karren, oder die ohrenzerreißenden Stimmen der Ausrufer von Zeitungen, Gemüſen, Obſt und dergleichen. — Es ſind nur gute, ſtille Beſchäftigungen, die hier den Tag anfangen. Da ſchleicht ein altes Mütterchen herbei, tritt in die Kirche zum Gebet, um dann die Laſt des Alters am Tag leichter zu tragen. Ein junges Mädchen geht auch dahin, vielleicht um von der Madonna Stärkung zur Arbeit oder Kraft, der Verſuchung zu widerſtehen, zu erbitten. Eben kommt ein alter Mann herbei, an jeder Hand ein kleines Enkelkind, und tritt in den heiligen Raum ein. Er kniet nieder, die Kleinen knien neben ihm, falten die Händchen und ſchauen mit großen, ernſten Augen hinauf zu dem Gewölbe der Kirche, als möchten ſie den lieben Gott doch auch ſehen, zu dem der Großvater ſie beten lehrt und deſſen Schutz er ſie empfiehlt, denn ſie ſind Waiſen und wer kann ſagen, wie lange der greiſe Nonno noch für ſie wird ſorgen können. Mir ſcheint es, als ob über die Züge des gewaltigen Moſes von Michelangelo — der in dieſer Kirche ſeit drei Jahrhunderten ſitzt und mit erhabenem Zorn auf die Menſchheit ſchaut, die immer noch um das goldene Kalb tanzt, —

als ob über die ſtrengen, marmornen Züge ein menſchliches Rühren flöge und der Zorn für Augenblicke dem unendlichen Erbarmen mit dieſen ſtillen Betern Platz mache, die in der Not des Lebens keine andere Zuflucht wiſſen als zu der unſichtbaren Macht, die ſie in Tempelhallen gegenwärtig glauben.

Vor der Kirche beginnt nun aber anderes Leben ſich zu regen. Jünglinge der bürgerlichen Stände ziehen ernſt und ſittſam dem Polytechnikum zu, um ihren Studien obzuliegen. Von verſchiedenen Seiten wandern Mütter oder Dienſtmädchen herbei, um die kleinen Kinder zu den Kommunalſchulen, deren ſich einige in der Nähe befinden, zu führen; niemals gehen die Kinder, auch die ärmſten nicht, allein, immer iſt ihnen die Begleiterin zur Seite, neben der ſie verſtändig und artig einhergehen, ihre Schulbücher tragend, oft auch ein Sträußchen Blumen für die Lehrerin, da die freigebige Natur hier auch dem Armen ſo liebliche Aufmerkſamkeiten möglich macht. Nun zieht aber etwas anderes, den Kindern freilich nicht zu Fernes, den Blick des ſtill Wandelnden auf ſich. In der dunklen Wölbung des Borgiabogens erſcheinen plötzlich zwei Hörner, und nach ihnen der mächtig große Kopf eines Ziegenbocks, der gravitätiſch, im ſtolzen Gefühl ſeiner Feldmarſchallwürde, die ſteile Treppe erklommen hat; ihm folgt ein langer Zug von ſchwarzen, weißen, grauen Ziegen, die das finſtere Gemäuer furchtlos paſſieren, um den gewohnten Weg gerade über den Platz in die gegenüber mündende Straße fortzuſetzen. Hinter ihnen her kommt der Hirte, das zottige Fell an den Hoſen, in der einen Hand den langen Stab, mit dem er die ſäumenden Tiere zum Marſche antreibt, in der anderen das Blechgeſchirr, in das er vor den Häuſern ſeiner Klienten die Milch melkt. Dies war alte römiſche Sitte und erinnert an patriarchaliſche Zuſtände vergangener Zeiten. Noch iſt aber der feierliche Zug nicht ganz vorüber, da zieht von der tieferen Straße neben dem Maronitenkloſter herauf ein neuer ebenſo feierlicher Zug von lauter ſchwarzen, ſchönen Ziegen. Die ehrwürdigen Häupter des Zugs ſchrei-

ten wacker voran und ſind ſchon beinah, den erſten Zug kreuzend, über den Platz hinüber, als ſie plötzlich gewahr werden, daß die jungen Zicklein ſtehen geblieben ſind und ſich neugierig nach dem Hirten umſehen, der unten an der aufwärts ſteigenden Straße angehalten hat und mit einer Frau ſpricht. Ob nun die Alten es nicht leiden mögen, daß die jungen Geſchöpfe ſo vorwitzig ſind und gleich wiſſen wollen, was ſich für ihr Alter vielleicht noch gar nicht paßt — genug, ſie machen Halt, und es beginnt ein gewaltiges Meckern, das crescendo heranwächſt bis zu einem ganz gebieteriſchen Ruf. „Chiamano i figli“ (ſie rufen die Kinder) ſagt neben mir ein alter Straßenkehrer, den ich jeden Morgen wegen ſeiner Sorge für die Reinlichkeit des Platzes lobe, mit ſolcher Innigkeit im Ton der Stimme, daß man ſah, er wiſſe, was Vaterſorge um das Wohl der Kinder iſt. Nun kommen ſie auch angetrabt, die jungen Schelme, und die Ehrwürdigen wenden ſich zum Weitergehen, da jetzt auch der Hirte langſam ſchreitend naht. Auch er trägt die zottigen Hoſen, die lange dunkle Jacke und hat den breitkrämpigen Hut tief auf die Stirn gedrückt und den langen Stab immer horizontal unter dem Arm, ein Zeichen, daß er gut und geduldig iſt und ein hinkendes Tier, wenn es nicht recht fort kann, nicht gleich ſchlägt, wie es der andere Hirte tut. Wenn er an mir vorüberkommt, wirft er mir einen Seitenblick zu, und ein kleines Nicken des Kopfes bedeutet einen dankenden Gruß, da er ſieht, wie ich ſeine ſchwarzen Ziegen bewundere.

Nachdem ich noch einem jungen Mädchen, das auf den Kirchenſtufen ſitzt und eifrig an einem Strumpfe ſtrickt, guten Morgen gewünſcht habe, wandere ich dem Wäldchen zu, das hinter dem Koloſſeum ſeine grünen Schatten zum Schutz gegen die ſteigende Sonne bietet. Es wird ſo oft behauptet, der ſüdliche Frühling komme dem im Norden nicht an Reiz gleich. Das können aber nur die ſagen, die ihn nie ganz im Süden erlebt haben. Allerdings iſt er nicht das Erwachen aus gänzlichem Tod, das langſame Sichbeſinnen der

Natur, daß ſie den Menſchen doch eine Entſchädigung ſchuldig iſt für die Entbehrungen des Winters; es iſt vielmehr hier das freudige Symbol der unausgeſetzten Schaffenskraft im Weltall, die neben dem dunkeln ernſten Laub der Bäume, das nie abſtirbt, das friſche jugendliche Grün oft in einer Nacht, wie mit einem Zauberſchlag, hervorlockt, und den Strom des reichen Lebens verſchwenderiſch ausgießt in raſch entfalteten Blüten, gleich als wollte ſie eifern gegen den menſchlichen Wahn, daß es überhaupt Vernichtung und Tod gäbe, und es zur tröſtenden Gewißheit machen, daß alles ewig iſt.

Aber leider war das liebe Wäldchen, das mir ſo oft ein freundliches Aſyl iſt, heute gerade von den Rekruten beſetzt, die in der Morgenfriſche da eingeübt wurden, um das von niemand angegriffene Vaterland zu verteidigen und den immer von neuem proklamierten Weltfrieden, bis an die Zähne bewaffnet, glänzend zu beweiſen. Zugleich machten die Trompeter des Regiments ihre Studien mit einem ſo ohrenzerreißenden Eifer, daß das grüne Paradies zur Hölle wurde, die ich mich beeilte zu verlaſſen. Da kam ich an der Kirche von San Giovanni und Paolo vorüber, die am Ausgang des Wäldchens neben einem Kloſter der Paſſioniſten liegt. Ich trat in die leere Kirche ein und in eine nie zuvor betretene Kapelle, wo gerade einer der Mönche kehrte und reinigte. Wieder wie in ſo vielen Kirchen Roms, war auch hier eine verſchwenderiſche Pracht koſtbarer Marmorarten angebracht, aber ehe ich mich noch recht umſehen konnte, bemerkte ich, daß der Mönch die Gittertür, durch die ich eingetreten war, verſchloß. Ich fragte verwundert, warum er mich einſchließe, da deutete er ſtumm auf eine kleine Seitentür, die ich nicht bemerkt hatte, und die durch die Sakriſtei in die Kirche zurückführte, ging aus derſelben und ließ ſie offen. Ich ſah mich nun in dem reichgezierten Raum um und gewahrte unter dem Altar einen gläſernen Sarg, in dem die Leiche des Stifters des Ordens im Ordenskleid liegt. Ihm iſt alſo die Kapelle geweiht. Iſt dies

Aufbewahren der Erſcheinung nicht etwas dem ägyptiſchen Todeskultus Verwandtes, gleichſam als ob die entflohene Seele das verlaſſene Kleid wieder aufſuchen und anziehen würde, wie es ja freilich die katholiſche Kirche auch meint? Wer hat es aber nicht ſchon am Totenbett geliebter Menſchen erfahren, wie ſeltſam fremd uns alsbald das Bild anſieht, wenn der Hauch des geiſtigen Lebens es nicht mehr belebt? Wenn es uns aber dennoch das Herz zerreißt, auch dies Vergängliche von uns zu laſſen und der Verweſung zu übergeben, ſo iſt es, weil damit der ewigen Trennung das Siegel aufgedrückt wird, weil das Weſen, um deſſentwillen wir auch das Bild geliebt, uns nie mehr erſcheinen wird. Goethe hat in den „Wahlverwandtſchaften“ in der Kapelle Ottiliens die Erhaltung des Bildes poetiſch verklärt, aber ſchöner iſt doch der Gebrauch der Alten, das Irdiſche durch die läuternde Flamme verzehren zu laſſen und die Atome dem Kreislauf des Lebens unmittelbar zurückzugeben. Doch den Paſſioniſten, denen das Kloſter gehört, hat es anders geſchienen, wie das Altarbild beweiſt, auf dem der Stifter des Ordens nicht als immaterielle Seele, ſondern im ſchwarzen Ordenskleid, wie er da unter dem Altar liegt, gen Himmel fliegt, wo ihn Chriſtus, inmitten der himmliſchen Heerſcharen, mit offenen Armen empfängt. Das Bild iſt modern, ebenſo ſind es die Fresken, die die Seitenwände der Kapelle bedecken. Hier ging es mir aber ſeltſam. Als ich den Blick zu einer dieſer Fresken erhob, fühlte ich mich plötzlich von Rührung ergriffen. Da kniete die Mutter allein vor dem dunklen Felſengrab, den Leichnam des Sohnes auf den Knien haltend, und ſchaute in bitterem vorwurfsvollen Schmerz gen Himmel. In der Ferne ſah man Golgatha; die drei Kreuze zeichneten ſich ſcharf ab von dem feurigrot beleuchteten Abendhimmel, während die Gruppe vorn im Schatten war. Jener flammende Himmel ſchien wie ein ewiges Verdammungsurteil über die Menſchen, die immer von neuem das „Kreuziget, kreuziget ihn“ rufen, wenn der Genius, der ihnen

die Erlöſung durch Freiheit und Liebe verkündet, unter ihnen erſcheint. Und daneben der einſame Todesſchmerz der Mutter, die ihn allein durch die Intuition der Liebe verſtanden hat, und der Leichnam, auf deſſen Lippen noch das „es iſt vollbracht" zu ſchweben ſcheint; ja, vollbracht das ungeheure Opfer, und dabei die ſchwermutsvolle Frage: „waren ſie es wert, werden ſie es würdigen, wird es ihnen nützen?" — Alles das ergriff mich tief in der Weltentrücktheit dieſer Kapelle; ich wandte mich dem gegenüber befindlichen Fresko zu und blieb nicht weniger bewegt davor ſtehen. Da kniete er am Ölberg, der vor dem letzten Opfer noch einmal zurückbebende Menſch, und rang mit ſeinem Dämon, der ihn zur Entſcheidung drängte, und in dem milden, märchenhaften Licht, das durch das feine Laub der Oliven zitterte, ſchwebte der Engel heran, der ihm den Kelch der Entſagung und des Todes brachte, aber auch der Verheißung, daß denen, die getreu ſind bis an den Tod, die Krone des Lebens werden wird.

Ich beugte mein Haupt vor dieſem erhabenſten Gedicht der Menſchheit, und ſtill und bewegt trat ich durch die kleine Tür in die Sakriſtei, um fortzugehen. Da ſtanden zwei Paſſioniſtenmönche in ſchwarzer Tunika und ſchwarzem Skapulier, auf der linken Bruſt den Namen Jeſu und ein kleines ſilbernes Herz mit einem Kreuz, und ſprachen miteinander. Sie ſahen erſtaunt auf die unerwartete Erſcheinung, die da ſo plötzlich aus dem verſchloſſenen Innern des Heiligtums hervortrat. Ich aber dachte: Verſtändet ihr nur alle den wahren Sinn des Myſteriums, deſſen Behüter ihr euch wähnt, da würde das Erdenleben zu einem Idyll, wie es mir dieſer Morgen war, und die Opfer der erlöſenden Liebe vollbrächten ſich nicht mehr am Kreuz, ſondern in ſchöner Freiheit von Menſch zu Menſch.

Sehr lebhaft hatten ſich mir gerade in den Tagen Betrachtungen darüber aufgedrängt, wie wenig das Ideal chriſtlicher Liebe und Eintracht in jenem Stand, der am erſten

deſſen Vertreter ſein ſollte, verwirklicht ſei. Gewiß, wenn irgendeine Inſtitution der Geſchichte den Eindruck einer kompakten Einheit macht, die wie ein organiſches Ganze erwachſen zu ſein und ſich in organiſcher Ordnung und Harmonie zu bewegen ſcheint, ſo iſt es die Hierarchie der katholiſchen Kirche, und doch iſt dies ein vollkommener Irrtum. Kaum haben ſich von jeher irgendwo ſchroffere Gegenſätze, tieferer Haß, ſchlimmere Verleumdungen kundgegeben, als wie unter den Trägern jener Religion der Liebe, deren Verkündigerin die Kirche iſt. Und nicht allein den Lebenden gilt der Streit und der Haß, — auch den Toten. Jetzt eben toben beide wieder um eine der edelſten Geſtalten, die der katholiſche Klerus in der Neuzeit aufzuweiſen gehabt hat, um Antonio Rosmini, den philoſophiſchen Denker, in dem die Würde des wahrhaft apoſtoliſchen Prieſters einmal wieder lebendig geworden war. Er lebte am Lago Maggiore, und in ſeinem Kollegium empfingen viele der ausgezeichnetſten Männer des damaligen Italiens ihre Bildung und blieben ſeine Anhänger und Freunde. Die Jeſuiten aber machten ihm von Anfang an einen wütenden Krieg, denn ſie hatten alsbald geſehen, wie gefährlich er ihnen werden würde. Durch unausgeſetzte Verfolgungen und Verleumdungen brachten ſie es auch endlich mit Hilfe des damaligen Königs von Neapel dahin, daß Pius IX., als er im Exil in Gaeta war, die Ernennung Rosminis zum Kardinal widerrief. Um ſich wegen dieſes Widerrufs zu entſchuldigen, pflegte der Papſt zu ſagen, er ſei der Gefangene eines Königs, der Rosmini für ein Haupt der Inſurrektion halte. Später indes veranlaßte Pius IX. ſelbſt das „Dimittantur", und die Jeſuiten wagten, trotz ihrem Haß, doch den Streit wegen Rosmini nicht wieder aufzunehmen. Erſt nach dem Tode Pius IX. brach das verhaltene Feuer wieder aus. Jeſuiten und Dominikaner vereinigten ſich, trotz ihrer früheren Feindſeligkeiten, gegen den gemeinſamen Feind, den ernſteſten, erleuchtetſten, frömmſten Geiſt, den die Kirche in dieſem Jahrhundert gehabt hat. Begünſtigt durch die Nachſicht des neuen Papſtes, eröffneten

ſie damals einen Feldzug; ſchon iſt es ihnen gelungen, die Bücher des religiöſen Philoſophen dem Dimittantur zu entziehen, und nicht zufrieden damit, daß man ihm bei Lebzeiten die Kardinalswürde, die ihm ſchon verliehen geweſen war, wieder genommen hatte, und daß er endlich aus Schmerz über die unwürdigen Verfolgungen geſtorben iſt, arbeiten ſie darauf hin, ihn noch nach dem Tode als Ketzer erklären und ſeine Bücher verbrennen zu laſſen. Noch widerſteht der Papſt, aber wird er den wiederholten Angriffen der vereinigten Zeloten immer widerſtehen können?

Ein eben veröffentlichtes, bisher noch nicht gedruckt geweſenes Buch des frommen Denkers, deſſen bereits begonnene Veröffentlichung im Jahre 1840 durch Rosmini ſelbſt unterbrochen wurde, um den damals etwas beruhigten Streit nicht wieder anzufachen, hat jetzt das feindliche Lager aufs neue in vollen Aufruhr gebracht. Man geht ſehr weit in der eigenmächtigen Verfolgung dieſer Schriften. Vor einiger Zeit wurde in der Hauptdruckerei Roms der Druck einer neuen Auflage der Briefe Rosminis begonnen, dieſes trefflichen Buches, in dem ſich das innere Leben der edlen Perſönlichkeit von Jugend auf dem Leſer kundgibt. Einer der eifrigſten Gegner, der im Vatikan Sitz und Stimme hat, kam in die Druckerei, ſah die bereits gedruckten erſten Bogen und befahl wutentbrannt, den Druck ſofort einzuſtellen. Nach einem Bericht im Vatikan wurde das Verbot von dort beſtätigt. Die Sache machte aber Aufſehen und rief den Proteſt hervor, und als man ſie von anderer Seite vor den Papſt brachte, verſicherte dieſer, nichts davon gewußt zu haben.

Deſſen ungeachtet — oder vielleicht gerade deshalb erſt recht — mehrt ſich aber beſonders in Oberitalien der Anhang Rosminis unter der jüngeren Geiſtlichkeit in hohem Grade. In den Klöſtern männlicher ſowohl wie weiblicher Rosminianer entfaltet man eine ſegensreiche Wirkſamkeit auf dem Gebiete der Erziehung und der hilfreichen Barmherzigkeit. Sie verſchmähen es nicht, dem Fortſchritt der modernen Wiſſenſchaft eifrig zu folgen, es gibt dort mehrere ausgezeichnete

Gelehrte, und das ganze Streben iſt auf reine Frömmigkeit im wahren Sinn einer chriſtlichen Kirche gerichtet. Man wird dadurch an die reformatoriſche Bewegung erinnert, die in Italien am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts ſtattfand. Möchte es ihnen beſſer gelingen als den edlen Vorkämpfern jener Zeit, und möchte ſich ein Papſt finden, der ihren Feinden, den Sturmgeiſtern der Kirche, das Wort zuriefe, das Clemens VIII., müde der ewigen Wühlereien mit denen, deren Vorgänger den Frieden der Welt und die Ruhe der Gewiſſen ſtörten, dieſen zurief: „Aufrührer, ihr ſeid die Störenfriede in der Kirche Gottes.“

Ich lebte damals in ſehr häufigen und herzlichen, beſonders aber geiſtig anregenden Beziehungen zu einer eifrigen Katholikin, der Fürſtin Caroline Wittgenſtein. Schon bei meinem erſten Aufenthalt in Rom, in den Wintern der Jahre 64 und 65 (mit den beiden Töchtern Herzens) hatte ich ihre Bekanntſchaft gemacht; wir waren uns aber nicht näher gekommen, obwohl zu der Zeit die damalige römiſche Geſellſchaft ſehr mit ihr beſchäftigt war, und eine förmliche Parteinahme für und gegen ſie ſtattfand. Es war der Augenblick, wo nun endlich durch den Tod des Fürſten, ihres Gemahls, alle Hinderniſſe gehoben ſchienen, die ihrer Verbindung mit Liſzt, der großen Liebe ihres Lebens, entgegengeſtanden hatten. Nur in der Abſicht, dieſes Eheband, in dem ſie nie Glück gefunden hatte, durch die Kirche löſen zu laſſen, war ſie nach Rom gekommen und hatte ausdauernd, trotz aller widerwärtigen Erſchwerungen, die ihr in den Weg gelegt wurden, und ſogar mit materiellen, bedeutenden Opfern, ihr Ziel verfolgt. Nun ſtand ſie vor dem errungenen Erfolg. Liſzt war auch in Rom, ich ſah ihn öfter, ſowie einige ſeiner Schüler, die ihn ſtets umgaben, und unter denen beſonders einer, ein Engländer, mit fanatiſcher Liebe an ihm hing. Eines Abends fand ein Konzert ſtatt, von römiſchen Fürſtinnen für einen wohltätigen Zweck veranſtaltet, in dem Liſzt, großmütig wie immer, ſpielte. Am

Morgen darauf erſchien eben jener Engländer bei mir, in größter Beſtürzung, und ſagte, Liſzt ſei verſchwunden, niemand wiſſe von ihm, und man fürchte, es ſei ein Unglück geſchehen. Natürlich erregte die Sache das größte Aufſehen, und in den damals noch ſo kleinen, geſelligen Verhältniſſen war von nichts anderem die Rede. Der Schüler war troſtlos; nach einigen Tagen jedoch erſchien er wieder freudeſtrahlend; Liſzt war wieder da, nur in der Kleidung eines Abbé; er hatte ſich aber dem treuen Schüler in die Arme geworfen und geſagt: „Ich bin immer derſelbe.“ Im Vatikan, in der Privatkapelle des Kardinals Hohenlohe, war die Aufnahme in den geiſtlichen Stand vollzogen worden, und unmittelbar nachher hatte Pio IX. den neuen Prieſter empfangen, der ſich ihm mit den Worten vorſtellte: „Saint père, la moisson est grande, voici un moissonneur de plus.“

Was da vorgegangen war, welche inneren Motive dieſe plötzliche Wandlung am Vorabend der anderen, endlich möglich gewordenen Entſcheidung herbeigeführt hatten, blieb der Welt ein Geheimnis, und müßige Neugier bemühte ſich vergebens, den Schleier zu lüften, der von den Beteiligten mit größter Diskretion über den Grund der vollzogenen Tatſache gedeckt war. Man erfuhr nur, daß es der größte Wunſch der Fürſtin ſei, daß die Leitung der geiſtlichen Muſik in der Kirche Roms, die mehr und mehr moderner Mittelmäßigkeit verfiel und die erhabenen Werke alter Meiſter vernachläſſigte, Liſzt in die Hände gegeben werde. Warum es auch hierzu nicht kam, warum Liſzts Stellung zum Vatikan keine ſehr günſtige wurde, blieb ebenfalls ein Geheimnis für die Welt, ſo viele Vermutungen und Gerüchte auch in Umlauf geſetzt wurden.

Ich ſtand der Fürſtin damals zu fern, um an dieſer großen Kriſis ihres Lebens teilzunehmen, und dann verließ ich Rom für viele Jahre und hörte kaum etwas von ihr. Erſt als ich mir Rom zum bleibenden Wohnſitz erwählt hatte, kam ich wieder in Berührung mit ihr, und ſie zeigte mir alsbald ein ſo herzliches Wohlwollen, und ihre große Intelligenz ver-

ſprach mir ſo viele genußreiche Stunden, daß ich gern der Aufforderung Folge leiſtete, ſie öfter zu beſuchen. Sie kam auch häufig zu mir und holte mich im Wagen zu weiten Spazierfahrten in die römiſche Campagna ab, wobei ſie mir intereſſante und anmutige Erzählungen über ihre polniſche Heimat und das dortige Landvolk machte. So ſagte ſie einmal, als wir ſeltſame Wolkenbildungen in der Campagna bewunderten, eine Eigentümlichkeit ihres heimiſchen Klimas, namentlich im Süden Polens, ſei die große Elektrizität der Luft, und infolgedeſſen die auffallend ſchönen und phantaſtiſchen Wolkenbildungen. Da ſei es Gewohnheit der Landleute, in den weiten Grasebenen auf dem Rücken zu liegen, dem Spiel und Zug dieſer Wolken zuzuſehen und zu träumen; vielleicht Träume voll Poeſie und Glück, als Entſchädigung für die nackte, armſelige Wirklichkeit.

Sie wohnte in einer ſehr beſcheidenen, möbliert gemieteten Wohnung im dritten Stock, die ziemlich geſchmacklos, ohne alle wahre Eleganz, wie es damals in den römiſchen Mietwohnungen meiſt der Fall war, ausgeſtattet war, beſonders hingen abſcheuliche Bilder aller Art an den Wänden, deren Duldung von ſeiten der Fürſtin mir unbegreiflich war, da ſie einen leidenſchaftlichen Kultus für die Kunſt hatte, freilich vor allem für die Muſik. Auch nahm der Flügel einen großen Platz in dem kleinen Salon ein, in dem ſich um das Kamin herum der Verſammlungsplatz befand, d. h. der Lehnſtuhl der Fürſtin, auf dem ſie ihre Beſuche empfing, daneben ein Tiſch ſtets mit Vaſen voll Blumen, oft mit ſehr ſtark duftenden, beladen, was den Kopf der Fürſtin, trotzdem ſie mit ihm fortwährend arbeitete, nicht anzugreifen ſchien; Bücher, Noten, Schriften lagen überall, ſelbſt im Vorzimmer umher, nach okzidentalen Begriffen in ziemlicher Unordnung, doch ihr, die jeden Augenblick etwas nachzuſchlagen, etwas auszuführen hatte, bequem. Charakteriſtiſch war eine große kriſtallne Bonbonniere, immer mit Schokolade und anderen Bonbons gefüllt, die dem Beſucher ſogleich angeboten wurden, nach ſlaviſcher Sitte, wie man mir ſagte. Das

Ganze dieſes Raumes ſowie auch der übrigen Räume der Wohnung war wirklich weder ſtandesgemäß noch einfach ſchön, und als ich ſpäter auch mit Liſzt nahe genug befreundet war, um mit ihm über dergleichen Dinge zu ſprechen, ſagte er mir einmal ganz in Verzweiflung, er habe nun endlich in einem bekannten fürſtlichen Palaſt Roms das, was man eine Wohnung nennen könne, für die Fürſtin gefunden, und nun ſei durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden Veranlaſſung geweſen für die gegenwärtigen Hausleute, der Prinzeß Carolina ſich ſehr dienſtwillig und aufopfernd zu erweiſen, und da wolle ſie nun aus Dankbarkeit das Logis nicht verlaſſen.

Übrigens vergaß man auch bald genug die wirklich nicht ſympathiſche Einrichtung, ſaß man einmal auf einem der Stühle, die um den der Fürſtin herum für die Beſucher bereit ſtanden, denn wenn ſich nicht bald ein bedeutendes Geſpräch über irgendeinen inhaltvollen Gegenſtand entſpann, ſo war es ſicher die Schuld des Beſuchers, und nicht die der Fürſtin. Sie war nicht ſchön, war es nie geweſen und erzählte mir einmal lachend, daß ihre Mutter, eine elegante, ſchöne, den Weltfreuden zugetane Frau, ſich betrübt habe, daß ſie ſo häßlich ſei, und daß ſie ihr zum Troſt geſagt hätte, ſie ſolle nur ruhig warten, nach der Auferſtehung werde ſie wunderſchön ſein. Übrigens hatte ſie eines jener Geſichter, die keine eigentliche Jugend haben und daher oft mit dem Alter eher gewinnen, und wenn man mit ihr ſprach, und der Gegenſtand des Geſprächs ſie intereſſierte oder begeiſterte, ſo belebten ſich die Züge ſo ausdrucksvoll und die Augen glänzten ſo feurig, daß man vergaß zu prüfen, ob ſie ſchön ſei oder nicht, denn man fühlte ſich unter dem Bann einer außerordentlichen Perſönlichkeit, eines ungewöhnlichen Intellekts, die der äußeren Reize nicht bedurften, um zu feſſeln. Doch war ſie nicht ganz gleichgültig gegen das, was der äußeren Erſcheinung Anmut verleiht, ſie kleidete ſich meiſt in helle Farben und ſagte mir einmal, da ich viel ſchwarz trug, ſie habe das früher auch getan, aber dann ſei es ihr klar geworden, daß der liebe Gott es nicht wollen könne, da er die

Erde ſo ſchön mit den Blumen in allen Farben geſchmückt habe, und ſeit der Zeit hatte ſie auch alle Farben des Frühlings und Sommers in ihrer Kleidung, beſonders an den flatternden Bändern der übrigens häßlichen Hauben, die ſie trug; und ebenſo wählte ſie ganz beſondere Anzüge, wenn ſie, was häufig geſchah, ſich photographieren ließ, z. B. den vier Jahreszeiten gemäß, oder im Wagen, den Blick nach oben gerichtet, um „den letzten Stern zu ſuchen".

Aber dieſe kleinen Koketterien verzieh man ihr gern, um der vielen Vorzüge wegen, die ihren Umgang von dem gewöhnlichen Alltagsverkehr unterſchieden; denn man konnte ſehr verſchiedener Meinung mit ihr ſein, aber das Geſpräch wurde nie banal, und die Kontroverſe blieb, auch wenn ſie von beiden Seiten eifrig, ja hitzig wurde, ſtets in den Grenzen des freundlichſten, wohlwollendſten Verkehrs. Ihre Bildung war eine univerſelle, und ſie fühlte ſich auf keinem Gebiete des Wiſſens fremd. Sie hatte ſich viel mit Schopenhauerſcher Philoſophie beſchäftigt, und unſere Geſpräche führten uns oft darauf. Sie war nicht ungerecht gegen ihn, aber ſie beſtritt ſeine Anſicht über den Willen und ſagte, der Menſch träte ins Leben mit abſoluter Freiheit, zu werden, was er wolle; ſie führte mir dabei, da wir meiſt franzöſiſch ſprachen, ein Wort der franzöſiſchen Bibelüberſetzung an: „Dieu traita l'homme avec révérence" und mit einem Ausdruck von faſt übermütigem Trotz ſetzte ſie hinzu: „Je n'aurais pas voulu son cadeau de la vie, s'il ne m'avait pas donné la liberté." Sehr ſympathiſch war ihr Schopenhauers Zurückgehen auf indiſche Weisheit und indiſche Anſichten; auf dieſem Gebiet hielt ſie ihr Wiſſen für unfehlbar, und ſie wurde faſt böſe, als ich ſagte, ich glaube gar nicht, daß das Nirvana das abſolute Nicht-mehr-Sein bedeute, ſondern daß es vielmehr den ſeligen Zuſtand der Erlöſung von der Welt der Sanſara und die Wiedervereinigung mit Brahm, mit der Gottheit, ausdrücke. Das beſtritt ſie mir abſolut und ſagte, es ſei entſchieden das Nichtſein, da das Sein den Indern ja als eine Schuld, als etwas

zu Verneinendes erſchienen ſei. Ebenſowenig wie hierüber aber bekehrte ſie mich zu Anſichten auf andern Gebieten, beſonders dem religiöſen, ſo gern ich mich von ihr über theologiſche Dinge belehren ließ, die mir bisher gänzlich fern gelegen hatten und unbekannt geblieben waren, in denen ſie aber gründlich unterrichtet war und die ſie mit einer eignen Innigkeit und Wärme vortrug, ſo daß man fühlte, ſie wollte dafür gewinnen. Ob ſie, wie man es von ihr ſagte, überhaupt gern Proſelyten machte, weiß ich nicht, aber gewiß iſt, daß ſie es bei mir verſuchte, und zwar mit einer Ausdauer und einem Eifer, die mir nur bewieſen, daß ſie mich aufrichtig liebte, wodurch ihr Wunſch gerechtfertigt erſchien, meine Seele hinüber zu retten in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche. Einmal in der Faſtenzeit, wo gewöhnlich Prediger aus anderen Orten in den römiſchen Kirchen predigen, forderte ſie mich auf, mit ihr in die Kirche S. Luigi de' Franceſi zu gehen, wo eben der Biſchof Mermillod, der aus der Schweiz fortgemußt hatte, die Faſtenpredigten hielt. Ich ging mit ihr und fand die Predigt durch einige fein ausgeführte Gedanken anziehend. Das freute die Fürſtin, und nach einigen Tagen erhielt ich eine Einladung, zu ihr zu kommen, um den Biſchof Mermillod, der da ſein werde, kennen zu lernen. Da ich wußte, daß er mit meinen katholiſchen Verwandten in Wien viel verkehrt hatte, war es mir angenehm, ſeine Bekanntſchaft zu machen, und ich ging hin. Sein Äußeres und ſeine etwas hochmütige Art zu ſprechen und zu fragen, nahmen mich nicht für ihn ein, aber der Fürſtin zuliebe ging ich freimütig darauf ein, ſeine Fragen zu beantworten, die ſehr inquiſitoriſch forſchten, warum ich mich den Überzeugungen meines katholiſch gewordenen Bruders in Wien nicht angeſchloſſen habe. Nach einiger Zeit entfernte ſich die Fürſtin und ließ uns allein, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß er nun direkter auf das Ziel losgehen ſollte. Er ſagte denn auch gleich, es komme eigentlich nur auf drei Fragen an, die ſchon Boſſuet einem Engländer, der ihn um

Rat fragte, als das Weſentliche vorgelegt habe, zuerſt die Frage, ob man an Gott glaube, zweitens ob man an Chriſtus glaube, und drittens — und das ſei das Weſentlichſte — ob man an die Kirche glaube. Darauf ſagte er, er werde mir Bücher ſchicken, und ich ſolle ihm freimütig Rechenſchaft geben von dem Eindruck, den ſie mir gemacht hätten. Als die Fürſtin wieder eintrat und nach dem Reſultat unſerer Unterredung fragte, ſagte er mit zuverſichtlichem Lächeln: „Das wird ſchneller gehn, als Sie denken“ und ging. Die Fürſtin, in einem Sturm des Entzückens, ergriff, ehe ich es mich verſah, den Saum meines Kleides und küßte ihn, und als ich ganz erſchrocken rief: „Aber Fürſtin, was tun Sie?“ ſagte ſie mit wirklich freudeſtrahlendem Angeſicht: „Der Gedanke, mit Ihnen an den Altar zu treten, iſt zu ſchön und riß mich fort.“ Ich dankte ihr gerührt für ihre Liebe, ging aber bekümmert fort, da ich wußte, daß ihr auch jetzt, wie ſchon bei allen früheren Verſuchen, die bittere Enttäuſchung bevorſtand.

Am folgenden Tag war Mermillod bei mir geweſen, hatte mich nicht getroffen, aber ein Paket Bücher gelaſſen: die Predigten Lacordaires und das Leben der Mme. Seton, einer konvertierten Amerikanerin, die ihr Leben nach ihrer Bekehrung ganz der Arbeit für ihre leidenden Mitmenſchen gewidmet hatte. Nachdem ich die Bücher geleſen hatte, ſandte ich ſie zurück und ſchrieb dabei an Mermillod:

„Ich habe die Reden des père Lacordaire ſowie das Leben von Madame Seton mit dem größten Intereſſe geleſen. Ich neige mich immer vor den Worten und vor einem Leben, die den Opfern der erbarmenden Liebe, die der Tod des Egoismus iſt, geweiht ſind. Ich bewundere alles, was den Menſchen über ſeine engere Sphäre erhebt, ſei es der Schwung des Gedankens zu den höchſten Anſchauungen, ſei es die Tat des Herzens und des reinen Mitleids. Ich beſtätige voll Glück meinen Glauben daran, daß wir in uns einen Funken jenes ewigen Lichts tragen, das im Grunde des Seins leuchten muß, und das unſere ſchwachen Sinne

nur von ferne ahnen können. Ich erkenne es als unſere höchſte Pflicht, dieſen Funken in uns zur Flamme werden zu laſſen und das Göttliche in uns zu verwirklichen, das ſich auch in einem jeden von uns inkarniert hat. Aber wovon ich nicht überzeugt worden bin und es nie ſein werde, das iſt die Annahme, daß die Wahrheit ein für allemal gegeben ſei, und daß eine dogmatiſche Kirche ſie für immer umſchließe. Ich glaube im Gegenteil, daß die Wahrheit in ewigem Wachſen ſei und eine Hülle nach der anderen abwerfe, um immer vollkommenere Blüten und Früchte zu tragen."

Natürlich hörte ich darauf nichts mehr von Mermillod, und auch die Fürſtin ſchwieg vollkommen über das Vorgefallene, von dem ſie ohne Zweifel unterrichtet war. Aber ſie ihrerſeits ließ nicht ab, ihr Ziel zu verfolgen. Einmal, wo wir wieder eine längere Unterredung über die Vorzüge der katholiſchen Kirche gehabt hatten und ich gern geſtand, daß ich ſie als Organiſation bewunderungswert finde, und daß ich mit Verehrung anerkenne, wie ſie der erſte Verſuch geweſen ſei, die Menſchheit durch ein geiſtiges, ideales Band zu einer Gemeinſchaft zu vereinen, forderte ſie mich geradezu auf, mich ihr anzuſchließen. Ich ſagte, halb ſcherzend, um der Dringlichkeit des Verſuchs, die unſerem guten Verhältnis leicht hätte ſchädlich werden können, zu entgehen: „Aber ich brauche doch die Kirche, von Menſchenhänden gemacht, nicht, um meinen Gott zu verehren; ich tue es draußen in ſeiner großen herrlichen Kirche, wo er offenbar wird in der Schönheit jeder Blume, im Vogelſang, in Goldwolken, wo ihn ſeine Schöpfung preiſt mit Worten, wie ſie kein menſchlicher Mund je geſprochen."

„Nein, meine Liebe," ſagte ſie, „es iſt gerade in der Kirche, wo er ſich beſonders offenbart. Kommen Sie ihr nur näher, ſo werden Sie es ſelbſt erfahren."

Es kamen dann lange Pauſen, in denen dieſer Gegenſtand der Unterhaltung vollſtändig ruhte, denn ſie war zu geiſtvoll, um nicht zu verſtehen, daß ein lebhafteres Drängen nach dem erſehnten Ziel mich ermüden und ſchließlich von ihr ent-

fernen werde; ich war ihr dankbar dafür, denn ich hatte eine aufrichtige Anerkennung für ihre großen Eigenſchaften, und der geiſtige Verkehr mit ihr war mir genußreich und wert. Oft begegnete ich auch intereſſanten und gelehrten Leuten bei ihr, ſo unter anderen mehrere Male dem Grafen Schack, der uns Gedichte von ſich vorlas, und obwohl er mir nicht den bedeutenden Eindruck machte, den ich erwartet hatte, doch manches ſagte, was mich intereſſierte. Einmal ſah er auf dem Tiſch der Fürſtin die „Memoiren einer Idealiſtin“ liegen, nahm das Buch und ſchlug es auf, wo gerade ein Kapitel anfing, über dem geſchrieben ſtand: „Mazzini“. Er ſteckte es darauf ohne weiteres in die Taſche und ſagte: „O, das will ich leſen, dem Manne bin ich begegnet und habe mich lebhaft für ihn intereſſiert.“ Später erzählte mir die Fürſtin, er habe das Buch für ſeine Bibliothek gekauft, obgleich er im allgemeinen ein Gegner der Schriftſtellerei von Frauen war. Eine andere Perſönlichkeit, die ich dort kennen lernte, und die mir die tiefſte Sympathie einflößte, war der gelehrte Benediktinermönch Padre Toſti von Monte Caſſino, von dem ich ſchon durch Gregorovius, der ſich lange ſeiner Studien wegen in dem Kloſter aufhielt und den Toſti ſehr ehrte, gehört hatte. Die milde, liebenswürdige Perſönlichkeit des greiſen Prieſters zog mich auf das innigſte an, ganz eingenommen aber wurde ich für ihn durch ein von ihm ſelbſt verfaßtes epiſches Gedicht, das er der Fürſtin mitzuteilen verſprochen hatte und bei deſſen Leſung er auch mir freundlich erlaubte, gegenwärtig zu ſein. Das Gedicht war von ſo hoher Schönheit, daß die Fürſtin und ich gleich hingeriſſen davon waren; danteskiſche Größe der Naturbeſchreibung, ergreifende Schilderung der Leidenſchaft und himmliſche Verklärung idealer Liebe, alles tönte aus dem Munde dieſes Greiſes doppelt rührend und erhaben. Als er geendet hatte zu leſen, fragte ich ihn, ob das Gedicht gedruckt würde und ſprach die Hoffnung aus, daß dem ſo ſein möge. Der alte Prieſter lächelte und ſagte, daß es nie gedruckt werden dürfe, da es ihn in den Bann der Kirche tun würde.

Den größten Freund der Fürſtin aber, den ſie über alles liebte und dem ſie einen tiefen, ewigen Kultus in ihrem Herzen geweiht hatte, den großen Künſtler Franz Liſzt, ſah ich nur ſelten dort, freilich durch Zufall, denn er kam jedes Jahr nach Rom und war dann täglich bei ihr. Zuweilen aber traf ich ihn doch da, ſo unter anderem einmal am Tage San Carlo, wo ich hingegangen war, der Fürſtin Caroline, als an ihrem Namenstag, den man nach katholiſchem Gebrauch feierte, einige Blumen zu bringen. Liſzt kam bald nach mir, fragte, ob ſie ſeine Blumen erhalten, und erzählte uns, daß, als er früh am Morgen über den ſpaniſchen Platz gegangen ſei, mehrere der Knaben, die dort mit großen, blumengefüllten Körben auf dem Kopf einhergehen, ihm zugerufen hätten: „Signor Francesco, è la San Carlo, bisogna portar fiori là“, indem ſie nach der Straße gedeutet hätten, wo die Fürſtin wohnte. Liſzt lachte herzlich über ſeine offenbare Popularität unter dieſen halb naiven, halb ſchlauen Verkäufern des Schönſten, was die Erde gibt, und ich lachte mit ihm, da auch ich dieſe ſo anſtändige Vertraulichkeit des italieniſchen Volks, die mehr das Gefühl der Gleichberechtigung als wie Zudringlichkeit iſt, kenne und liebe. Die Fürſtin hingegen war beſtürzt und ſagte faſt beſchämt, man habe ihr nur geſagt, es ſeien die Blumenverkäufer der Piazza draußen, und da ſie ihren Gärtner habe, der an beſtimmten Tagen Blumen bringe, ſo habe ſie geſagt, man ſolle ſie wegſchicken. Es war ihr augenſcheinlich ſehr leid, ja höchſt peinlich, ſo die Abſicht des Freundes vereitelt zu haben, und es rührte mich, die faſt demütige, ſchüchterne Art ihres Benehmens dem verehrten Manne gegenüber zu ſehen, ſie, die ſonſt ſo ſelbſtbewußt, ſo ſicher anderen gegenübertrat. Nur einmal hörte ich ihn bei ihr ſpielen, wobei ſie in Andacht verſunken zuhörte. Ich hörte ihn aber oft in jenen Jahren in einigen anderen Häuſern, beſonders bei einer liebenswürdigen jungen Ruſſin, wo ſich ein kleiner, auserwählter Kreis zu muſikaliſchen Aufführungen regelmäßig zuſammenfand, und ſein Spiel erſchien mir in ſeinen vorgerückten

Jahren noch unendlich viel bedeutender, als in den Zeiten ſeiner großen Konzerterfolge, wo ich ihn auch gehört hatte. Es war eine Ruhe, eine Seelentiefe, gleichſam eine Verklärung über dieſes Spiel gekommen, das auch dem Inſtrument ſeine Beſchränktheit nahm und ihm einen Zauber verlieh, wie ich es bei keinem der vielen großen Pianiſten, die ich hörte, in dem Grad wiedergefunden habe.

Die Fürſtin ſprach mir oft von dem einzig geliebten Freund, immer mit der gleichen begeiſterten Verehrung, nie kam ein Wort der Klage über ihn von ihren Lippen, das den Gerüchten hätte recht geben können, die ohne Aufhören von müßigen, nach Effektgeſchichten haſchenden Köpfen über die Vergangenheit und die tragiſchen Epiſoden dieſes Verhältniſſes in Umlauf geſetzt wurden. Nur einmal, in einer beſonders gerührten und intimen Geſprächen geweihten Stunde, kam ſie dazu, mit Offenheit über die herbſte Epoche ihres Lebens zu ſprechen und den Schleier zu lüften, der ein tief verwundetes Herz bedeckte; nie kam ein ſolcher Augenblick wieder, und das abſolute Schweigen und die völlige Reſignation einer ſtolzen Seele bildeten allein den Hintergrund der Beziehung zu dem Freund, die dem Publikum kund wurde. Ebenſo war es aber auch von ſeiten Liſzts ein nie endendes Beweiſen ſeiner Anhänglichkeit und verehrenden Freundſchaft, das er bis an das Ende aufrecht erhielt. Als er das letzte Mal nach Rom kam und mich zu beſuchen bei mir eintrat, rief ich ihm entgegen: „Es iſt doch ſchön, daß Sie Rom treu bleiben.“ Da ſagte er mit der faſt bitteren Beſtimmtheit, die er zuweilen bei ſeiner ſonſt ſo ſanften Art zu reden hatte: „Es iſt für e i n e Perſon, daß ich komme, ſonſt ſetzte ich den Fuß nicht mehr hierher.“

Was die Fürſtin trotz der herben Erfahrungen ihres Lebens aufrecht hielt, das war außer der Religion die Arbeit. Sie ſchrieb unausgeſetzt und häufte Band auf Band meiſt theologiſchen Inhalts, aber auch anderen Gegenſtänden, politiſchen und künſtleriſchen, gewidmet. Es war das auch einer der Gründe, der ſie in ihrer beſcheidenen Wohnung feſthielt,

denn ſie hatte da die Druckerei und den Raum, in dem ihre Bücher niedergelegt wurden, ganz in der Nähe. Zuweilen gab ſie mir kleinere Aufſätze über dieſen oder jenen Gegenſtand zu leſen, aber während ihre Unterhaltung ſtets anregend voller Leben und Geiſt war, fehlte ihren ſchriftlichen Äußerungen Klarheit des Gedankens und Anmut der Form; die Schwerfälligkeit des Stils ermüdete und ſchreckte ab vom Leſen. Ihr größtes Werk jedoch „Über die inneren Gründe der äußeren Schwäche der Kirche", ſollte erſt viele Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden, und ſie ſagte mir einmal, als ſie davon ſprach: „O in fünfzig Jahren etwa werden die Herren da oben ſagen, die Frau hatte doch recht." Denn ſie wußte ſehr wohl, daß man ihr in den höchſten Regionen der Kirche Oppoſition machte. Früher noch, unter dem Pontifikat von Pio IX., war ſie, beſonders mit Antonelli ſehr befreundet, im Vatikan geweſen, ja dieſer Papſt hatte ſogar ein Wunder an ihr vollzogen. Sie litt zu der Zeit ſehr an den Augen, und eines Tages, als ſie ſich in einer Privataudienz beim Papſt befand, ließ ſie ſich auf die Knie vor ihm nieder, ergriff ſeine Hände, legte ſie auf ihre Augen und bat ihn, ſie zu heilen. Sie blieb ſo einige Minuten. „Ich weiß nicht, was der Papſt machte," ſagte ſie, „aber ich glaube, er betete; dann ſegnete er mich, und als ich nach Haus zurückkam und zu arbeiten verſuchte, fand ich meine Augen geſund, und ſie ſind es bis auf dieſen Tag geblieben." Das mußte nun — ob durch Wunder oder nicht — wohl ſo ſein, denn ſie arbeitete meiſt bis ſpät in die Nacht hinein, und am Tag, wenn man zu ihr kam, glänzten ihre Augen ſo feurig im Lauf der Rede, daß man ſah, ſie litt nicht daran.

Seit vielen Jahren ſchon verließ die Fürſtin Rom nicht mehr, auch nicht im Sommer, und wenn ich im Herbſt von meinen nun zur Regel gewordenen Reiſen durch Deutſchland nach Frankreich zu Olga zurückkam, ſagte ſie mir immer, ich täte unrecht, ſoviel Kraft wegzugeben, im Alter müſſe man nicht mehr reiſen und ſich konzentrieren auf das Innen-

leben und die Arbeit, ſo ſei das Alter die glücklichſte Zeit des Lebens. Und bei ihr war das anſcheinend wenigſtens zur Wahrheit geworden; es umgab ſie wie eine Aureole von Freudigkeit und Frieden, die ſie nicht hinderte, lebhaft teilzunehmen an allem, was die Außenwelt bewegte und beſonders an den Schickſalen und Erlebniſſen ihrer Freunde. Die letzten Jahre jedoch nahm ihre Geſundheit ſichtlich ab, und ſie verließ ihre Wohnung nicht mehr, weder im Sommer noch im Winter. Im Herbſte 1886 kehrte ich mit einem bangen Gefühl zu dem Wiederſehen mit ihr nach Rom zurück, denn im Juli des Jahres war Liſzt in Bayreuth während der dort ſtattfindenden Aufführungen geſtorben. Ich fand ſie ſtiller als ſonſt, äußerlich gealtert und mehr wie je an ihr dumpfes, jedem friſchen Luftzug verſchloſſenes Zimmer und an ihren Lehnſtuhl gebannt. Ich ſah es gleich, daß auch ihre Lebensflamme dem Erlöſchen zueilte; das Leben hatte ſeinen Wert für ſie verloren, Liſzt hatte prophetiſch geſprochen, denn er hatte einmal geäußert, daß er überzeugt ſei, ſie werde ihn nicht überleben. Nach einigen Wochen wurde ſie völlig bettlägerig und ſah nur noch wenige Menſchen. Ich gehörte zu dieſen und verbrachte noch manche Stunde vor ihrem Bett. Jetzt ſprach ſie mir viel von dem geſchiedenen Freund, und ich ſah, daß ſie glücklich war in der Hoffnung baldiger Wiedervereinigung. Sie hatte immer die Gewohnheit gehabt, mir, auch in derſelben Stadt lebend, viele und lange Briefe zu ſchreiben, und auch jetzt noch, vom Krankenlager aus, erhielt ich deren häufig, ſo einen, wo ſie nur von ihm und der Hoffnung ſprach, ihn wiederzufinden und mit den Worten ſchloß: „Er lebt — ja er lebt, denn er liebte Jeſus Chriſtus.“ Als ich dann wieder noch einmal länger bei ihr geſeſſen hatte, fragte ſie plötzlich: „Ach, Liebe, warum wollen Sie nicht an die Gottheit Chriſti glauben?“ Ich ſah, es war ihr noch ein Herzenswunſch, dies letzte Werk der Bekehrung zu vollenden, und es ſchmerzte mich wahrhaft, ihr in dieſen Abſchiedsſtunden noch die bittere Enttäuſchung bereiten zu müſſen. Ich ſchrieb ihr daher am folgenden Tag

und bat ſie liebevoll, dies Thema nicht mehr zu berühren, da ich doch nicht gegen meine Überzeugung handeln, ſie nicht mit einer falſchen Hoffnung hinhalten könne, und es mir ſchmerzlich ſei, ihr immer nein ſagen zu müſſen. Ich erhielt eine Antwort, in der ich wohl herausfühlte, wie ſie enttäuſcht ſei, aber ich verſtand es ja, daß es ihr bitter ſein mußte, dieſen Wunſch nicht erfüllt zu ſehen, in dem ich doch nur einen Beweis ihres innigen Anteils an meinem Heil erkennen konnte. Einige Tage wurde ich verhindert, zu ihr zu gehen, hörte auch, daß ihre Tochter gekommen und ſie alſo nicht allein ſei. Doch hatte ich nun beſtimmt vor, am 10. März 1887 zu ihr zu gehen, als ich am 9. März abends ein Billet von einer Bekannten erhielt, die mir ſchrieb, daß die Fürſtin geſtorben ſei. Ich eilte am folgenden Morgen hin, konnte ſie aber nicht mehr ſehen.

In der ſympathiſchen Kirche Santa Maria del Popolo war die Totenfeier. Der Kardinal Hohenlohe vollzog die Meſſe, und es wurde ein Requiem von Liſzt aufgeführt. Ich war dort mit Frau Minghetti, und als der Kardinal den Sarg einſegnete, der die ſterbliche Hülle umſchloß, ſagte ich ihr in meinem Herzen ein gerührtes Lebewohl. Als wir aus der Kirche traten, kam Monſieur Herbert, damals noch Direktor der franzöſiſchen Akademie in der Villa Medici, der mit der Fürſtin befreundet geweſen war, uns zu begrüßen, und ſagte: „Oui c'était quelqu'un!“ Das war das rechte Wort; ja Fürſtin Caroline Wittgenſtein war jemand, und von wie wenig Menſchen kann man das ſagen.

Gedachtes

Eben ſchrieb mir mein alter zweiundneunzigjähriger Freund über das ſchmerzliche Ach am Ende des rätſelvollen Lebens. Mein ſchmerzliches Ach wird nur der einen gelten, in deren Leben mein Scheiden die tiefe Lücke reißt. Sonſt

freue ich mich des Endes. War es der Zufall, der das bunte Wechſelſpiel des Daſeins veranlaßte, ſo habe ich ihm getrotzt, indem ich mir ein Ziel vorſetzte und mutig nach einer vernünftigen Ordnung der Lebensaufgabe ſtrebte; und iſt im Grund der Schöpfung ein erhabenes Geheimnis, ſo habe ich mich vorbereitet, es zu verſtehen.

Der Dichter lebt zwei Leben, eines für ſich, eines für die Welt. Wehe der Frau, die ihn liebt, das nicht verſteht und eiferſüchtig iſt auf dieſe Teilung. Sie wird den Genius brechen, oder ihr eigenes Herz.

Der Geiſt vom Ende dieſes Jahrhunderts, der induſtrielle Geiſt, bemächtigt ſich ſogar des Schönen in der Natur für ſeine Zwecke, und verhäßlicht jene. So hörte ich kürzlich, man habe ein reizendes Wäldchen am Meeresſtrand bei Antibes abgehauen, um Felder mit Blumen, zum Verkauf in Nizza und Toulon, zu bepflanzen.

Hochnäſige Duldung, Philiſtertugendſtolz, die kann ich nicht ertragen. Güte, Aufrichtigkeit, Gleichheit der Geſinnung oder ſtolze Ebenbürtigkeit, das verlange ich in Beziehung zu andern.

Eine ſehr ſchlimme Art der Koketterie beruht auf dem Reiz, bis an die äußerſte Grenze des Verſuchbaren zu gehen, und ſich dann kalt vor dem letzten Schritt zurückzuziehen. Es iſt die Koketterie der Neugierde, der Viviſektion der Gefühle. Man gibt Gift, um zu ſehen, wie der andere zappelt und ſich vor Schmerzen krümmt. Dieſe Sucht der Gefühlsanatomie findet ſich häufig bei den Frauen der ſogenannten „guten Geſellſchaft", die ihre Stellung nicht verderben, ſich nicht kompromittieren wollen, es aber ſehr lieben, in andern zu er-

perimentieren und leicht bewegliche Naturen vorwärts zu treiben, um, mit der Lorgnette vor den Augen, zuzusehen, wie gewisse Gifte wirken. Diese raffinierte Verderbtheit der Seele ist eine der häßlichsten Erscheinungen unter den Gebrechen der modernen Gesellschaft. Sie schon in einem jungen Mädchen zu finden, ist über alles Maß schmerzlich und empörend.

Ihr Frauen der „großen Welt", eure Liebe gleicht Irrlichtern, die über Sümpfen tanzen. Wehe dem, der diesen lockenden Lichtern folgt! Ihr kennt die wahre Liebe nicht, denn ihr denkt nie an den Mann und seine Qual; ihr denkt nur an euch selbst.

Es ist erschreckend, mit welcher Leichtigkeit die Frauen in Italien sich preisgeben und die Forderung, daß der Körper der Tempel einer keuschen Seele und daher selbst unentweiht sein soll, gar nicht verstehen. Auch ist es unbegreiflich, warum sie sich so schwer entschließen, den Geschlechtsfreuden zu entsagen, da diese im Alter doch geradezu widerwärtig sein müssen, weil ihr Zweck, die Fortsetzung der Gattung, nicht mehr erreicht werden kann. Der Ersatz für das Alter ist ja die Geschlechtslosigkeit, die Ruhe vom Verlangen, die Annäherung zum reinen Geistsein, die zweite Jungfräulichkeit der Seele. „Und jene himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib."

Duclos, ein französischer Moralist des 18. Jahrhunderts, sagte von den frivolen Frauen seiner Zeit: „Ces femmes qui donnent à Dieu ce que le diable ne veut plus." Eine entsetzliche Kritik, und wie wahr auch noch heutzutage.

Die italieniſchen Frauen haben etwas, das zugleich ein Vorzug und ein Mangel iſt: die große Natürlichkeit in betreff natürlicher Dinge, die ſie einerſeits von der Prüderie der Frauen des Nordens freihält, ihnen andererſeits aber auch ſehr oft die edle Scham nimmt, die die dem tieriſchen Leben angehörigen Vorgänge mit einem Schleier bedeckt, den man auch den Schleier des vornehmen ſittlichen Gefühls nennen könnte.

Es gibt zwei Arten des Daſeins für eine illegitime, aber große, wahre Liebe: frei und offen am Licht des Tages, oder, wenn die Umſtände es nötig machen, tiefes, keuſches Geheimnis. Aber das Hineinziehen von Unbeteiligten, das Beſprechen und Verhandeln eines ſolchen Gefühls mit andern, außer dem einen, der es am erſten wiſſen müßte, dem legitimen Gatten — iſt verächtlich.

Der heilige Auguſtin hat geſagt: „Si vous épousez une femme perdue, vous faites une bonne action.“ Das klingt beinah wie eine Vorrede zu Alexandre Dumas.

In der alten Welt glaubten die Frauen wirklich, Umgang mit Göttern gehabt zu haben. Es war ihnen nicht etwa ein Märchen, eine Lüge, es war ihnen Wirklichkeit. Welcher herrlichen Art mußten die „Wanderer“ ſein, die ihnen ſo erſchienen! Und welchen Einfluß mußte es auf die Kinder haben, die gleich als Halbgötter geboren wurden! Wie proſaiſch die armen Frauen der Jetztzeit, die in keines Gottes Umarmung mehr erwarmen!

Gaſtfreundſchaft war eine der ſchönſten griechiſchen Eigenſchaften. Bettler und Fremde waren ihnen von den Göttern geſendet. Homer ſagt, man müſſe die Bettler ehren, weil

ſie vielleicht einen Gott verhüllten. Eine große Zeit, wo man das Göttliche auch in der elendeſten Geſtalt ſich nahe glauben konnte.

In der Antigone ſehe ich das unleugbare Zeugnis, daß, wenn die Griechen im täglichen Leben der Frau eine untergeordnete Stellung anwieſen, die Dichter wenigſtens das höchſte Ideal von ihr hatten. Wie kann man ſich ein edleres Weſen vorſtellen als Antigone, die allen Gefahren Trotz bietet, um die ideale Pflicht zu erfüllen, die Pflicht, die die innere Stimme den auserwählten Naturen gebietet, und die nur zu oft mit dem abſoluten, äußeren Geſetz in Widerſpruch ſteht. Der Unterſchied zwiſchen dem idealen Menſchen, der gegen das Geſetz handelt, um recht zu tun, und dem Pflichtmenſchen, der das Geſetz buchſtäblich befolgt, und dabei im höheren Sinn unſittlich handelt, iſt nirgends erhabener dargeſtellt, als in Antigone und Kreon. Das iſt eine der ewigen Schöpfungen, die einen Konflikt malen, der ſich ſo lange wiederholen wird, wie die Geſchichte der Menſchheit dauert. Die Antworten Antigones an Kreon enthalten alles, was den Menſchen adelt und ihn unter die Sterne verſetzt. Was könnte der heutige Menſch, der für die Freiheit kämpft, der Tyrannei, die ſich hinter das Geſetz verſteckt, Beſſeres erwidern? Daß der Dichter eine Frauengeſtalt wählte, um den Kontraſt darzuſtellen, iſt gewiß ein Beweis, daß in den kunſtgeweihten Seelen der Griechen das ſchönſte Ideal der Frau lebte. Außerdem braucht man auch nur an die Minerva zu denken, in deren Antlitz ſich die höchſte Majeſtät des Gedankens mit der vollendeten Schönheit der Form verbindet, um zu begreifen, daß nicht nur die Dichter, ſondern auch die Künſtler Griechenlands die Frau darſtellten, wenn ſie der höchſten Vereinigung menſchlicher Eigenſchaften Ausdruck geben wollen.

Alle großen Dichter, auch ſpäterer Zeiten, haben in der ethiſchen Welt das Weibliche am höchſten geſtellt, ſo Dante,

Goethe u. a. Die dichtenden Völker taten es auch: Athene, Jungfrau Maria usw. In den meisten Sprachen ist Weisheit weiblich, also die höchste Potenz des Geistig-Ethischen, das Erlösende; ebenso die Erlösung.

Vor vielen Jahren noch in England, als die Bewegung zur Emanzipation der Frau einen immer stärkeren Ausdruck fand, erschien dort ein neues Journal, diesem Zweck geweiht, und die Redaktion wendete sich an mich um Beiträge. Ich schrieb damals in Antwort: „Niemals vielleicht hat eine Idee des Fortschritts solch ein plötzliches Ins-Leben-Treten, solch ein Erwachen an den verschiedensten Orten zu gleicher Zeit gehabt, wie diejenige, für die Ihr Journal sich zum Organ macht. Früher pflegte es nur eine Inkarnation des neuen, reformatorischen Gedankens zu geben, einen Propheten, einen Reformator, der das Wort sagte, das dann hinausging in die Welt, sich seine Existenz zu erkämpfen. So ist es heute nicht mehr; der heilige Geist ist auf viele herunter gekommen, und die menschliche Gesellschaft strebt danach, das größte aller Prinzipien zu verwirklichen, das vom Anbruch der Zeiten an der Traum aller einsamen Denker gewesen ist, der Stern des Orients, der sie führte, die Glorie der Welt in einer einsamen Hütte zu suchen. Dieses Prinzip, das einst das geheime Losungswort für die Freunde der Menschheit geworden war, die das Gute vor den Augen des Bösen, das die Welt noch regierte, verstecken mußten, und das jetzt in das Tageslicht hervortritt und seine Verwirklichung in allen Richtungen fordert: das Prinzip der Gleichheit, gleichbedeutend mit Gerechtigkeit."

Für Gedanken gibt es kein Herrscherwort: sie schlüpfen vom Geist in den Geist hinüber, wecken da die Schlummernden, werden zu Stahl und Eisen im Blut, drängen hinaus zum Schwert in der Hand, und ruhen nicht eher, bis sie

eine Macht geworden ſind, die zur Tat fortſchreitet, und erſt wenn ſich Deſpotismus und Demokratie im offenen Felde gegenüberſtehen, wenn es keine Wahl mehr gibt, als zwiſchen dieſen zweien, dann erſt wird die Stunde der Entſcheidung gekommen ſein. Dann erſt iſt es ein ehrlicher Kampf, denn dann erſt weiß man, wofür und gegen was man kämpft, und dann erſt werden die Waffen, auf deren Seite die neue Weltentwicklung liegt, den Sieg erringen.

In einem der ſchönſten Kapitel der „Kultur der Renaiſſance" beſpricht Jakob Burckhardt die Zunahme wahrhaft ausgebildeter Menſchen im fünfzehnten Jahrhundert, das harmoniſche Ausrunden ihres geiſtigen und äußeren Daſeins, die Vollendung der Perſönlichkeit. Er führt die Worte eines der Größten jener Zeit, eines Urbildes des uomo universale an, der ſagt: „Die Menſchen können von ſich aus alles, wenn ſie nur wollen. Mitten in die Welt habe ich dich geſtellt, ſpricht der Schöpfer zu Adam, damit du um ſo leichter um dich ſchaueſt, und ſäheſt alles, was darinnen iſt. Ich ſchuf dich als ein Weſen, weder irdiſch noch himmliſch, weder ſterblich noch unſterblich, allein, damit du dein eigner freier Bildner und Überwinder ſeieſt; du kannſt zum Tier entarten und zum gottähnlichen Weſen dich wiedergebären. Die Tiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was ſie haben ſollen; die höheren Geiſter ſind von Anfang an oder bald hernach, was ſie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein haſt eine Entwicklung, ein Wachſen nach freiem Willen, du haſt Keime eines allartigen Lebens in dir."

Wenn man ſolche Worte der Leo Battiſta, Alberti, Pico und anderer ihrer edelſten Zeitgenoſſen erwägt, dann fragt man ſich, wie viele unter den Nachgebornen, Lebenden dieſes Bildungsideal verwirklicht haben? Unſere moderne Bildung iſt mehr in die Breite gegangen, umfaßt mehr Gegenſtände des Wiſſens, aber ſie hat ſicher, im Vergleich mit

jenen, an Tiefe verloren, an dem inneren Grund, dem die Blüte der wahren Schönheit entwächſt.

Auch Burckhardt ſagt: „Laut genug pflegt auch unſer laufendes Jahrhundert den Wert der Bildung überhaupt und den des Altertums insbeſondere zu proklamieren. Aber eine vollkommen enthuſiaſtiſche Hingebung, eine Anerkennung, daß dieſes Bedürfnis das erſte von allen ſei, findet ſich doch nirgends, wie bei jenen Florentinern des fünfzehnten und Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts."

Es muß wohl den Menſchen ein tief innewohnendes Bedürfnis ſein, Feſte zu feiern, denn von den älteſten Zeiten an haben ſie beſondere Tage ausgezeichnet und ihnen eine andere Bedeutung gegeben als den übrigen. Die nächſte Veranlaſſung hierzu mag das Bedürfnis der Ruhe geweſen ſein. Das Leben verpflichtet den Menſchen zur Arbeit, ſeine Neigung ladet ihn zum Genuß ein. Tiefſinnige Geſetzgeber, wie Moſes z. B., begriffen dies; und das: „Sechs Tage ſollſt du arbeiten und den ſiebenten ſollſt du ruhen" war ein auf die Bedürfniſſe der menſchlichen Natur gegründetes Geſetz. Bei dem lebensfrohſten Volk der alten Welt, den Griechen, führte dies Bedürfnis eine Menge feſtlicher Tage herbei, an denen das künſtleriſche Volk ſich ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit, ſeiner Dichter und Sänger, ja ſeiner Götter freute. Ihm mußte ſelbſt noch der tragiſche Schluß des Lebens, der Tod auf dem Schlachtfeld, ein feſtliches Gepräge haben, ſie kämmten und bekränzten ſich dazu wie zu einem Feſt. Der Kultus aller Religionen baute auf dies Bedürfnis, indem er eine Menge Feſttage einſetzte zu Ehren der Götter oder Gottes, an denen die Menſchen ſich inniger in die Nähe der Unſichtbaren verſetzen und eine vertrautere Gemeinſchaft mit ihnen pflegen ſollten. Ganz beſonders tat dies die katholiſche Kirche, und es iſt das ohne Zweifel ein großes Mittel ihrer Macht geweſen und iſt es noch. Dies Bedürfnis, in Gemeinſchaft mit andern Stunden und Tage feſtlich zu begehen,

wird auch bleiben, wenn viele der geweſenen Feſte ihre Bedeutung verloren oder gewechſelt haben. So wie das Weihnachtsfeſt urſprünglich der Feier des wiederkehrenden Lichts geweiht war, und wie das Oſterfeſt ſogar von den alten Frühlingsgöttern den Namen beibehielt, und nichts war als Frühlingsfeſt, bis ſie dann beide in den chriſtlichen Kultus übergingen, ſo wird vielleicht eine neue Zeit ihnen ihre urſprüngliche Bedeutung zurückgeben. Wenn die Sonne uns hinauslockt auf neuergrünte Wieſen, wo die erſten Veilchen uns entgegenduften, warum ſollten wir nicht ein heilig ſchönes Feſt in Verehrung der allgewaltigen Schöpfungskraft der Natur feiern, die uns an ein ewiges Daſein glauben lehrt, indem ſie immer von neuem den Tod in Leben verwandelt und aus der ſcheinbaren Verweſung ſtrahlende Schönheitsformen hervorgehen läßt? Wenn die Menſchheit einmal wieder die jetzige Phaſe ihres Entwicklungskampfes beſtanden hat, ſo kann man mit Recht hoffen, daß eine Zeit neuer Blüten kommen wird, wo das äſthetiſche, künſtleriſche Bedürfnis neue Feſte ſchafft, reicher und ſchöner als alles Dageweſene, weil ſie einem neuen, reicheren und ſchöneren Zuſtand der Geſellſchaft entſprechen.

Wenn nur erſt die Einſicht, daß dieſes Leben nichts iſt als Erſcheinung des Seins, mehr verbreitet ſein wird, wie viel falſcher Wahn, wie viel törichte Sucht und Begierde werden alsdann aufhören! Durch das Schöne und Ehrwürdige das religiöſe Gefühl wecken, das in ſeinem tiefſten Grund nichts anderes iſt als die Ahnung des Idealen, Vollendeten, das iſt Aufgabe der Erziehung, aber ohne Kirche, ohne Hierarchie, ohne bindende Dogmen.

Die wahren Schmerzen ſind die, die uns von denen kommen, die wir am meiſten lieben, und die uns am meiſten lieben. Alles übrige iſt roba da nulla, graue Wolken, die vorüberziehen. Verwundeter Stolz, verletzte Eitelkeit, ge-

täuſchte Hoffnung uſw., alles das iſt bitter, aber es trifft nicht dort unten an der Quelle des Lebens.

Fühlte mich heute wie eine Sibylle, ſchaute die Wahrheit in den Tiefen der Erſcheinung; auch Chriſtus ein Kunſtwerk; bewußter Wahn einzige Religion; alles nur Symbol!

Man kann das Schickſal nicht zwingen und ebenſowenig die Charaktere, die unveränderlich ſind.

Auch d e r Schmerz vergangen! ein Tropfen im Ozean des Geweſenen.

Landleben in Italien

An einem Abend auf einem Landſitze Minghettis in den Apenninen hatten wir eine Diskuſſion über das Weltſyſtem; wir, die Bewohner der Villa, der katholiſche Pfarrer des Orts und ein Franziskanermönch, der bei ihm zu Beſuch war. Beide waren Anhänger Rosminis. Der Franziskaner, ein geiſtig angeregter, feuriger Mann, ſtellte die Behauptung auf, daß die in der Materie wirkenden Kräfte der Anziehung und Abſtoßung immer latent dageweſen ſeien, bis ein allmächtiges Schöpfungswort ſie in das Leben gerufen habe. Ich entgegnete ihm, daß es doch wohl vernunftgemäßer ſei, zu denken, daß die eine Weltkraft in ihrer doppelten Äußerung nicht paſſiv, ſondern von Ewigkeit her, in der Materie wirkend geweſen ſei, deren Chaos ſie geſchieden und geſtaltet habe. Ebenſo widerſprach ich ihm, als er die Realität von Zeit und Raum behauptete, und erklärte ſie für ein bloßes Bedürfnis des Subjekts, das, beim Erkennen des Nebeneinander den Begriff des Raums, und beim

Erkennen des Aufeinander den der Zeit nötig habe. Der Mönch war erstaunt, aber nicht beleidigt; man sah, daß religiöse Vorurteile ihn nicht hinderten, freieren Gedanken gerecht zu werden und sie zu weiterer Betrachtung aufzunehmen. Er hatte entschieden ein hohes sittliches Bewußtsein seines Standes, und zu anderen Zeiten hätte vielleicht ein Savonarola aus ihm werden können.

Ich sprach nachher infolgedessen mit Minghetti über Rosmini und ließ mich über dessen Philosophie belehren. Minghetti nannte ihn den Nachfolger Kants, nur habe er dessen Kategorien auf eine einzige beschränkt, auf das Sein (l'essere). Nur dem Menschen habe er das Verständnis durch die Intelligenz zugeschrieben, während die Tiere allerdings auch Eindrücke hätten, aber nur ein Verständnis der Sensibilität. Der Mensch aber verstehe das: es ist, und von dem Augenblick an, wo er das verstehe, mache sich das Licht des Geistes geltend, und könne er reden. Die Tiere könnten nicht reden, weil ihnen der Begriff des Seins fehle. Aber dies Sein sei noch nicht Gott, nur gleichsam die Leinwand, auf der sich alle übrigen Wahrnehmungen zeichnen, wie auch die Kategorien Kants Beobachtungen der Sinne seien. Das wirkliche Sein Rosminis aber ist Gott; das gewordene Sein ist das Wort, der Sohn; und das ideale Sein: der heilige Geist. Rosmini stand jedoch nicht außerhalb der Kirche.

Außer dem Landsitz, auf dem diese Gespräche stattfanden, besaß Marco Minghetti dicht vor den Toren von Bologna, seiner Vaterstadt, eine anmutige Villa, deren Geschichte interessant ist, wie die so vieler kleiner, jetzt in den Privatbesitz übergegangener Orte in Italien. Der Hügel, auf dem die Villa liegt, wurde früher in den Reisehandbüchern als eine der Sehenswürdigkeiten von Bologna angeführt, da sich auf ihm die Kirche von St. Apollonia di Mezzaratte befand, deren Fresken aus der Schule Giottos und ein Teil von ihnen von ihm selbst herrühren. Jetzt gehört diese Kirche schon seit vielen Jahren zu dem Besitztum Minghettis; sie

iſt dem Gottesdienſt entzogen und mit dem Landhaus verbunden.

Schon ſeit mehreren Jahren hatte mich das Schickſal mit Donna Laura Minghetti, der Frau Marco Minghettis, zuſammengeführt. Nicht in Rom, da ich mich der vornehmen römiſchen Geſellſchaft nicht mehr angeſchloſſen hatte, weil mir ſowohl die Geſundheit wie die Luſt fehlten, ein müßiges Geſellſchaftsleben aufs neue zu beginnen, ſondern in Bayreuth, wohin ſie mit ihrer kunſtliebenden Tochter, einer der eifrigſten Beförderinnen des Bayreuther Unternehmens und der glühendſten Verehrerinnen Wagneriſcher Muſik, zu den Feſtſpielen im Jahre 76 gekommen war. Die Bekanntſchaft ſetzte ſich in Rom fort und wurde bald zu aufrichtiger Freundſchaft, die ich ihr um ſo höher anrechnete, als ſie, die geiſtreiche, ſchöne, liebenswürdige Frau, eine der gefeiertſten Erſcheinungen der italieniſchen Geſellſchaft war, ich hingegen ein ſo ſtilles, weltabgewandtes Leben führte, daß ich einem glänzenden Weltkind wenig zu bieten hatte. Dankbar aber nahm ich es an, daß ſie mich in den engeren Kreis ihres Hauſes zog, wo ſich eine Anzahl der in Politik wie in Wiſſenſchaft bedeutendſten Männer verſammmelten und wo unausgeſetzt ein geiſtig angeregter Verkehr herrſchte.

Hier lernte ich ſozuſagen die zweite Schicht der hervorragenden Männer der italieniſchen Geſellſchaft dieſes Jahrhunderts kennen. Die erſte Schicht war die jener Emigrierten, jener Idealiſten, die im Exil unter ſchweren Prüfungen feſthielten an ihrem Ideal eines vom Fremdjoch befreiten, zu neuer Blüte auferſtandenen, einigen Vaterlands. Sie hatten in hoher Idealität alles geopfert, weil ſie die Verwirklichung ihrer Hoffnung für möglich hielten, und waren zum großen Teil bitter enttäuſcht geſtorben. Dieſe zweite Schicht waren die Männer der klugen, berechneten Tat, der Praxis und des Erfolges; gebildete, rechtſchaffene Leute, angenehm im Umgang, konſervativ inſofern, als ſie das Erreichte feſtzuhalten ſuchten, ohne nach Höherem zu ſtreben, und ohne die Idealität, die jene erſten umgab. Hier ſah

ich, außer Minghetti ſelbſt, als die Bedeutendſten: Ruggiero Bonghi, Giovanni Morelli, Francesco Brioſchi.

Bonghi war einer jener glänzend geiſtreichen, kritiſch und ſatiriſch veranlagten Geiſter, wie ſie in den romaniſchen Völkern häufiger vorkommen, als in den germaniſchen. Wenn der kleine, häßliche Mann zugegen war, konnte man ſicher ſein, daß es in der Unterhaltung ſprühte und blitzte von geiſtreichen Aperçus, witzigen Einfällen, ſcharfen Bemerkungen, die alle oft mehr im Augenblick blendeten, als ſie bei ruhiger Prüfung Wert behielten, beſonders, wenn das ſchallende Lachen, das ſie meiſt begleitete und Anſteckendes hatte, weil es ſo ſpontan und herzlich kam, verſtummt war. So ſagte er einmal, als von Napoleon I. die Rede war: „C'était un grand homme vulgaire.“ Ich erlaubte mir zu bemerken, daß es mir zweifelhaft ſchiene, ob ein großer Menſch vulgär ſein könne, oder ein vulgärer Menſch groß, aber die Phraſe hatte gezündet, und der Einwand ging ohne Löſung vorüber. Ein anderes Mal, als er bei Tiſch neben mir ſaß, kam er auf den Fauſt zu ſprechen und ſagte, das Gretchen ſei ein ſehr ordinäres Geſchöpf, da es ſich durch eine Kette verführen ließ. Dies war mir nun allerdings ein ſo ſeichtes Urteil, daß von der Zeit an ſeine Kritik allen Wert bei mir verlor, und daß ſich eine Art Entfremdung zwiſchen uns bildete, die ſich bis zu ſeinem Tod nicht ausglich. Auch als Politiker war er keiner von jenen unerſchütterlich feſten Charakteren, wie ich ſie in jener erſten Schicht gekannt hatte. Selbſt ſeine näheren Freunde waren oft ärgerlich über die Inkonſequenzen, die er ſich als Politiker zu ſchulden kommen ließ. Dagegen aber war er von einer Schaffensfähigkeit, die an das Unglaubliche ſtreifte. In dem großen, ſchönen Arbeitszimmer ſeiner Villa ſtanden drei Schreibtiſche, und auf ihnen lagen Arbeiten, durchaus verſchieden untereinander, an denen er zu gleicher Zeit, bald an dieſem, bald an jenem Tiſch, arbeitete. Was ſein Andenken aber mehr ehrt, als der vergängliche Glanz ſeiner geiſtigen Begabung, das ſind die zwei, von ihm in echter Humanität geſchaffenen Anſtalten in

Aſſiſi und Anagni, erſtere für die männlichen, letztere für die weiblichen Waiſen der armen Schullehrer. Die Anſtalt in Anagni beſonders ſoll eine wahre Muſteranſtalt ſein und iſt das ſchönſte Monument, das er ſich ſelbſt geſetzt hat.

Giovanni Morelli war eine durchaus andere Natur als Bonghi, ebenfalls ſehr charakteriſtiſch italieniſch, aber die andere Seite dieſes reichen Nationalcharakters vertretend. Ariſtokratiſch im beſten Sinn, fein, vornehm in Geſinnung und Form, äußerſt liebenswürdig und gütig, waren ſeine geiſtigen Intereſſen ganz der Kunſt zugewandt. Ein genauer und geiſtvoller Kenner aller Schulen und jedes einzelnen Künſtlers, beſonders der ſeiner Heimat, ging er deren Werken auch im Ausland nach und veröffentlichte in deutſcher Sprache, die er vollkommen ſprach und ſchrieb, ein hochintereſſantes Buch unter dem Pſeudonym: Ivan Lermolieff. Er gab darin zum Studium der Werke der bildenden Kunſt Anfängern die bedeutendſten Ratſchläge und wies beſonders auf eigne Anſchauung und genaue Prüfung der Werke ſelbſt hin, anſtatt der unſelbſtändigen Annahme der von anderen aufgeſtellten Theorien, kurz, empfahl die Experimentalmethode ebenſo in der Kunſt, wie in der Wiſſenſchaft. Unter dem Miniſterium Minghettis waren ihm die Reſtaurationen der alten Kunſtſchätze anvertraut, und er hatte in Bologna, wo er damit anfing, Vorzügliches bewirkt, ſo z. B. in der Kapelle der heiligen Cäcilia die Fresken von Coſta, Francia und andern, ganz von den entſtellenden Übermalungen befreit und in ihrer urſprünglichen Geſtalt hergeſtellt. Leider dauerte das Miniſterium und damit ſeine Beauftragung nicht lange, ſonſt wäre wohl manches ſchöne Werk von der Verunglimpfung durch unkundige Hand erlöſt worden. So ſagte er mir einmal, als ich meinen Zorn über das abſcheuliche Blau auf dem jüngſten Gericht des Michelangelo in der Capella Sixtina ausſprach, es könne das ganz leicht weggenommen und das Gemälde dadurch ſeinem urſprünglichen Zuſtand zurückgegeben werden. Aber, wie es

ja leider allzu häufig geſchieht, auf den weiſen Rat hört man nicht, und die Pfuſcher läßt man ihr Handwerk treiben, bis das Unerſetzliche verloren iſt. In ſeiner Wohnung in Mailand hatte er ſelbſt eine ſchätzenswerte Sammlung edler Kunſtwerke um ſich gebildet, in der ſein Künſtlerſinn Erquickung und Befriedigung fand, und manchem Freunde hatte er geholfen, bei dem Ankauf von Kunſtſachen das Echte zu unterſcheiden und nur das Würdige zu nehmen. So verdankte der prachtvolle künſtleriſche Beſitz des Sir Henry Layard, des ehemaligen engliſchen Geſandten in Konſtantinopel, ſeine größten Schätze dem Rate Morellis. So fern ſein Unabhängigkeitsſinn und ſein Widerwillen gegen alle leere Form ihn auch von Hofkreiſen hielt, ſo hatte er doch wahre Freundſchaften unter fürſtlichen Perſonen, wenn dieſe ſeine künſtleriſchen und geiſtigen Sympathien teilten, und es verging z. B. in früheren Zeiten faſt kein Sommer, wo er nicht irgendwo im nördlichen Italien mit der nachherigen Kaiſerin Friedrich, damals noch Kronprinzeß, zuſammentraf und mit ihr und meiſt Minghetti eine Zeit in kunſtgeweihtem Verkehr zubrachte. Ich war gerade an einem Sonntag Morgen, zuſammen mit meinem jungen Freunde Rolland, bei Frau Minghetti zum Frühſtück, und Rolland hatte uns eben ganz herrlich Bach geſpielt, als ein Telegramm aus Mailand eintraf, das den Tod Morellis anzeigte. Daß er krank war, wußten wir, aber ein ſo raſches Ende des noch anſcheinend kräftigen, noch in den beſten Jahren ſtehenden Mannes hatten wir nicht erwartet. Frau Minghetti, ihm näher befreundet als ich, war ſchmerzlich getroffen, bat aber Rolland um mehr Muſik. Dieſer ſchlug die erſten Töne des Trauermarſches von Beethoven an, da rief ſie aber: „Nein, das nicht, das iſt nicht zu ertragen," und ſo kamen wir zu Bach zurück, und in den hehren Tönen hielten unſere Herzen dem edlen Geſchiedenen die würdige Totenfeier.

Der dritte der oben Genannten, Francesco Brioſchi, war wieder ein anderer, von den beiden erſten ſehr verſchiedener Typus. Man hätte ihn für einen Römer der antiken Zeit

halten können, ſo eiſern feſt war ſein Charakter, ſein Unabhängigkeitsſinn, ſein vollſtändiger Mangel an eitlem Ehrgeiz und Streben nach Auszeichnung und irdiſchen Ehren. Gewiß gingen wenige Männer der italieniſchen Generation, von der ich jetzt ſpreche, ſo unbeugſam feſt ihren Weg wie er. Ein Mann der Wiſſenſchaft, der berühmteſte Mathematiker Italiens, und als ſolcher auch im Auslande gekannt und geehrt; einte ſich doch bei ihm das theoretiſche Wiſſen mit dem unausgeſetzten Trieb der Tat, und man kann ſich kein arbeitserfüllteres, tätig eingreifenderes Leben denken als das ſeine. Er war Direktor des ausgezeichneten polytechniſchen Inſtituts in Mailand, und wie er dort wirkte, bezeugen die Worte eines ſeiner Schüler, der an ſeinem Grabe ſagte: „Er war ſtreng gegen uns, indem er uns zu Arbeit und Pflichterfüllung anhielt, aber er war uns auch ein liebevoller Vater, bei dem wir ſtets Rat und Troſt fanden.“ Als Präſident der Lincei, der Akademie der Wiſſenſchaften in Rom, wurde er immer von neuem gewählt, wenn ſein Mandat zu Ende ging, weil man keinen Würdigeren zu finden wußte, und außerdem leitete er unzählige Kommiſſionen und techniſche Unternehmungen. Was ihn mir aber beſonders wert machte, das war ſein tiefes Verſtändnis für die ſubtilſten Regungen der Seele, für die feinſten Unterſchiede von Schein und Weſen; das war ſein Haß gegen alles Unechte und Halbe, das war ſein Idealismus, der ihm die abſtrakteſte aller Wiſſenſchaften verklärte und nach den nüchternſt-realiſtiſchen Geſchäften des Tages am Abend ideale Befriedigung brachte. So ſagte er mir einmal: „Wenn ich mehrere Stunden der Nacht mit tiefſter Konzentration gearbeitet habe, um ein ſchwieriges Problem zu löſen, und Kopf, Augen und Hand müde ſind, dann lehne ich mich im Stuhl zurück und fühle mit Wonne etwas Erhabenes, eine himmliſche Harmonie in mir.“

Das ſind die Momente, wo ſich die Seele als Teil der univerſellen Einheit fühlt, indem ſie mithilft an dem ewigen Werk des Schaffens. Wie verſteht man dann die Worte aus Fauſt:

„So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Denn alles wahre Schaffen, und ſei es auch nur die Pflege heiliger Gefühle im Innern des Herzens, heißt die Gottheit zur Erſcheinung bringen, ihr lebendiges Kleid wirken.

Dieſer Mann des eiſernen Willens, der unverwüſtlichen Tatkraft ſchien auch von einer ſo eiſernen Geſundheit, daß auch ſeine nächſten Freunde keine Sorge um ihn hatten und man kaum an die Möglichkeit von Krankheit glaubte. Doch war es geſchehen, daß er im vorigen Jahr, in heißeſter Sommerglut in den Bergen in Sizilien mit einer hydrauliſchen Arbeit beſchäftigt, den Todeskeim empfing, der ihn anfangs dieſes Jahres ins Grab brachte. Er war eine von jenen ſtark ausgeprägten Individualitäten, die man nie mehr vergißt, und die ſo feſt im Leben zu ſtehen ſcheinen, daß man kaum an ihr Scheiden glauben kann, immer meint, ſie müßten wieder da ſein, und die ganz beſonders jetzt in Italien immer ſeltener werden. Mit ihm ſchied der letzte aus dem engen Kreiſe des Hauſes Minghetti, und auch dieſer einſt ſo lebenerfüllte Mittelpunkt der römiſchen Geſellſchaft gehört nun der Vergangenheit an.

Aber nicht nur hervorragende Italiener, auch bedeutende Fremde aus allen Weltgegenden fanden ſich in dem gaſtlichen Hauſe ein. Eine Perſönlichkeit, die mich ſehr intereſſierte, hatte ich ſchon bei der Fürſtin Caroline Wittgenſtein kennen gelernt. Es war der Biſchof Stroßmayer aus Kroatien, bekannt durch ſeinen mutigen Widerſtand gegen die Infallibilität des Papſtes. Die Fürſtin, mir damals außerordentlich geneigt, hatte ihm von den „Memoiren einer Idealiſtin", geſprochen, und er ſagte mir, er wolle ſie leſen, denn auch er ſei ein Idealiſt. Er beſuchte mich darauf, und ich erkannte ſeine echt ſlaviſche Natur, die ihn ſich viel unmittelbarer, ſtürmiſcher und allerdings ideeller äußern ließ, als ich es bei römiſchen Prieſtern gefunden hatte. Einmal war ich mit ihm zuſammen bei Minghettis zum Frühſtück, wo auch Bonghi und einige andere Italiener anweſend waren.

Er ſprach mit tiefem Ernſt über die Schuld der Kurie, die darin beſtehe, daß ſie den Völkern keine Freiheit gäbe, während ihre Aufgabe ſein müßte, ſie Tugend und freies Denken zu lehren. Dann erzählte er uns von dem Bau einer Kathedrale, die er in Agram aufführen ließ, und die größer werden ſolle, als die Peterskirche, auch davon, wie er gleich einem Fürſten ausreite zur Jagd mit einem Gefolge von hohen Prälaten und vornehmen Herren; dabei begeiſterte er ſich im Lobe des Slaventums und rief endlich in heiterem Übermut den italieniſchen Herren zu: „Ihr ſeid die Alten, wir ſind die Jungen, die Zukunft gehört uns!“

Wird die Zukunft dieſe heitere Zuverſicht rechtfertigen? Bis jetzt hat ſie es noch nicht getan, und es iſt ſchon manches Jahr ſeitdem verfloſſen.

Noch lieber aber, als dieſe Vereinigungen in der Stadt waren mir die Wochen, die ich viele Jahre hindurch, von Donna Laura liebevoll eingeladen, bei ihnen auf ihrem Landſitze verbringen durfte, ehe ich meine alljährliche Reiſe nach Norden zu Olga antrat. So war ich ein einheimiſcher Gaſt auf dem obengenannten Mezzaratte geworden, und Minghetti gab mir Dokumente und Urkunden, aus denen ich die Geſchichte des Orts kennen lernte. An der Faſſade der Kirche iſt ein antiker Kopf mit einer phrygiſchen Mütze eingemauert, und dieſes heidniſche Ornament erklärt ſich, wenn man erfährt, daß hier, zur Zeit des römiſchen Reichs, ein Tempel des Mithras ſtand, deſſen ſieben, vom Kultus vorgeſchriebenen Eingangsſtufen noch an der einen Seite des Hügels ſichtbar ſind. Auf der Stelle dieſes Sonnentempels erbaute um das Jahr 1106 eine der früheſten chriſtlichen Brüderſchaften ein Hoſpital und eine Einſiedelei, woſelbſt die armen Pilger, die zu den heiligen Orten wallfahrteten, Aufnahme und Pflege fanden. Nahe bei dieſer Einſiedelei war die Richtſtätte, und die Brüderſchaft erhielt das Recht, die zum Tode Verurteilten auf ihn vorzubereiten und zu tröſten, ein Recht, das ſie mehrere Jahrhunderte hindurch ausübte, bis nach und nach der religiöſe Eifer erkaltete und ihr das Jus

des Tröſtens entzogen wurde. Um das Jahr 1290 wurde das „Haus der Mitte“ von den Brüdern der Konfraternität der „Laude della Madonna“ (Lob der Madonna) in Beſitz genommen, die an den Abenden vor einem Feſttag heraufkamen, jeder mit einem Körbchen, das Brot und Wein enthielt, bewaffnet, um hier zu beten. Sie ſammelten Geld, um die Kirche zu bauen, zu der ſie auch die Einſiedelei gebrauchten, und beſchloſſen, dieſe nach und nach würdig ausmalen zu laſſen. In der Zeit zwiſchen 1300 und 1400 blühte in Bologna gleichzeitig mit der Entwicklung der Malerei in Toscana die Malerſchule des Manno und des Franco, den ſogar Dante der Erwähnung wert hielt. Einer der Schüler Francos war Vitale von Bologna, der den Meiſter an Freiheit und Anmut der Bewegung übertraf. Ihm ſchreibt man das Fresko im Innern der Kirche von Mezzaratte über dem Haupteingang zu. Es ſtellt die Geburt Chriſti dar, und einige Engel ſind noch gut erhalten und ſehr lieblich. An der rechten Seite der Kirche befinden ſich Szenen aus dem alten Teſtament, von Abraham an bis Joſeph, und darunter ſteht: Jacobus f. Auch dieſer Jacobus war ein Schüler des Franco. Ein anderer Schüler desſelben Meiſters war Simone da Crocefiſſi, der dieſen Beinamen erhalten hatte, weil er im Anfang nichts anderes malte, als immer Chriſtus am Kreuz, „der aus Liebe zu uns dieſen Tod erlitt“. Vitale hingegen wollte dieſen Gegenſtand nie malen, denn er ſagte, es ſei mehr als zuviel, daß die Juden Chriſtus einmal an das Kreuz geſchlagen hätten, und daß ihn die ſchlechten Chriſten täglich mit ihren Sünden durchbohrten. Jacobus malte im Anfang nur Madonnen mit dem Kinde, ſpäter aber vereinigte er ſich mit Simone, und ſie malten zuſammen verſchiedene Gegenſtände mit ſo lebendiger Kompoſition und ſo viel Ausdruck, als es die Entwicklungsſtufe jener Zeit zuließ. Beider Namen finden ſich vereint an der linken Seite der Kirche, unter Szenen aus dem neuen Teſtament, an denen ſich auch andere Maler der Schule von Bologna beteiligten.

Den Hauptwert aber enthielten dieſe Fresken durch die vier Felder aus der Geſchichte Moſes, die Giotto gemalt hat; als er ſich einige Zeit bei den Freunden in Bologna aufhielt, ließ er ihnen dies Andenken zurück. Was noch davon erhalten iſt, zeigt allerdings die Hand des größeren Meiſters, und als Michelangelo in Bologna bei Julius II. war, ſoll er dieſe Fresken ſehr bewundert haben.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts kam die Kirche mit dem dazu gehörigen Bodenbeſitz in die Hände eines Spekulanten, der die Hälfte davon in Wohnräume umgeſtaltete und die Fresken mit Kalk überzog. Als Canova nach Bologna kam, beſuchte er die Kirche und ſagte, es müßten dort Fresken geweſen ſein, nahm ein Geldſtück und fing an, den Kalk wegzukratzen und ſiehe da! es erſchien ein Kopf. Im Jahre 1820 erſtand Minghettis Vater die ganze Beſitzung, aber erſt nach des Vaters Tod ließ der Sohn den Kalk wegwaſchen und was noch von den Fresken übrig war, der Beſchauung zurückgeben. Jetzt iſt dieſes Mezzaratte durch die ſchöpferiſche Hand der Beſitzer zu einem blühenden Idyll geworden, das die Höhe, auf der das künſtleriſch angelegte Wohnhaus mit der Kirche ſteht, umgibt. Rechts und links von dieſer Höhe ziehen ſich ähnliche grüne Ausläufer der Apenninen, mit ſtolzen Gebäuden gekrönt, hin, und zu ihren Füßen liegt die Stadt Bologna und die weite, fruchtbare, mit Villen, Städten, Dörfern beſäete Ebene der Romagna, an deren Horizont man bei hellem Wetter den Silberſtreifen der Adria und gegen Norden die Schneefelder der Ortler-Alpengruppe erblicken kann.

In dieſem Tuskulum ruhte der italieniſche Staatsmann von den heißen, leider oft ſo unfruchtbaren Kämpfen in der Aula von Montecitorio in Rom aus. Es war eine klaſſiſche Ruhe, könnte man ſagen, denn aus der reichhaltigen, hier befindlichen Bibliothek ſuchte er vorzugsweiſe die lateiniſchen Schriftſteller hervor, und in erſter Morgenfrühe konnte man ihn im Garten wandeln ſehen, ein Buch in der Hand haltend und eifrig leſend. In dem einen Sommer waren es beſon-

ders die Metamorphoſen des Ovid. „Es iſt gut," ſagte er, „den Tag mit etwas Poeſie zu beginnen." Beim Frühſtück, das im Garten eingenommen wurde, las er dann das eine oder andere Schöne den Anweſenden vor und zwar ſo geläufig italieniſch, als ſtände es ſo geſchrieben, denn ihm war die lateiniſche Sprache ſo geläufig wie ſeine Mutterſprache. Die edle Gaſtfreundſchaft, die auf Mezzaratte geübt wurde, lockte im Sommer viele der nächſten Freunde herbei, die einer nach dem anderen kamen, um ſich einige Tage auch von den Kämpfen auf politiſchem und den Arbeiten auf wiſſenſchaftlichem Gebiet auszuruhen. Am Abend, wenn die erquickende Friſche eintritt, die das Nachtleben der Italiener ſo natürlich und köſtlich macht, kamen Beſuche aus der Stadt heraus aus allen Schichten der gebildeten Geſellſchaft; die Ariſtokratie von Bologna, die ſo viele geſchichtlich berühmte Namen aufzuweiſen hat, wie Bentivoglio, Pepoli, Gozzadini uſw., miſchte ſich hier vorurteilslos mit den anderen Ständen, und beſonders fehlt es nicht an Künſtlern, die die kunſtſinnige Gemahlin Minghettis mit Vorliebe herbeizieht. Beim Licht der Sterne ſitzt man im Garten beieinander, und in der ungezwungenen Weiſe, die die italieniſche Geſelligkeit zur angenehmſten der Welt macht, berührt die Unterhaltung bald Heiteres, ohne jedoch banal zu werden, bald Ernſtes, das mit Eifer und Gründlichkeit beſprochen wird.

Bologna iſt ja noch immer eine der geiſtig angeregteſten Städte Italiens, wenn es auch nicht mehr den Ruhm beſitzt, die erſte Hochſchule Europas zu ſein. Der bedeutendſte unter den jetzt lebenden Dichtern Italiens, Carducci, lebt in Bologna. An der mediziniſchen Fakultät der Univerſität befand ſich einer der erſten Chirurgen der Jetztzeit, Profeſſor Loreto. Er kam öfter nach Mezzaratte, und ſeine anziehende Perſönlichkeit, ſein Wiſſen und ſeine reichen Erfahrungen ſicherten ihm ſtets einen Kreis wißbegieriger Zuhörer. Beſonders wußten ihm die Frauen Dank, daß er ihrem Geſchlecht die edelſte Anerkennung zollte und ſie nicht nur an geiſtiger Begabung dem Manne gleichſtellte, ſondern infolge

unzähliger Beobachtungen ihnen auch den größeren Heroismus zusprach.

Öfter kam das Gespräch freilich auch auf traurige Zustände der Öffentlichkeit, besonders auf die Vernachlässigung von seiten der Regierung für die, die dem Vaterlande uneigennützig und um eines Ideals willen gedient hatten. Der Nepotismus, der einst in der päpstlichen Romagna herrschte, hat sich in den ebenso schlimmen Protektionismus verwandelt und ruft an den Universitäten, Schulen und anderen Staatsanstalten, ein System der Beförderung von Günstlingen hervor, die die Besoldung nehmen und nichts leisten, während Fähige, die nicht um Gunst buhlen, sondern nur redlich ihre Pflicht tun, zurückgesetzt werden. Traurige Erfahrungen dieser Art hatten mehrere der Besucher von Mezzaratte gemacht, und manche waren so entmutigt, daß sie dem Vaterlande den Rücken wenden und ins Ausland gehen wollten. Ja, undankbar war Italien von jeher; Dante mußte ins Exil wandern, und Mazzini starb unter fremdem Namen unerkannt auf der heimischen Erde.

Oben in dem blütenreichen Mezzaratte wurde aber alles mit tiefem Schmerz empfunden, was dem Vaterlande nicht zur Ehre gereicht, doch der Trost wurde auch da gesucht, wo er allein zu finden ist, in dem Gefühl, die eigne Pflicht treu erfüllt zu haben, in Ausübung unbestechlicher Gerechtigkeit, und in dem geistigen Zusammenhang mit allen Großen, die vor uns dagewesen sind, und deren Bestes, befreit von den Mängeln der Sterblichkeit, in der herrlichen Bibliothek von Mezzaratte zu finden ist.

Noch einfacher, intimer und von dem Weltgetriebe noch mehr losgelöst war das Leben auf der zweiten, eine Stunde von Bologna hoch in den Apenninen gelegenen großartigen Besitzung Minghettis, „Sette Fonti“ genannt. Da war er wirklich Gutsherr; denn auf seinem Grund und Boden lebte eine Menge ansässiger Bauern, deren Wohnungen hier und da auf den in malerischen Formen auf- und absteigenden Bergflächen zerstreut liegen. Hier oben war er stets der

erſte, den erwachenden Tag zu begrüßen. Wenn ich (auch dort ein liebevoll empfangener Gaſt) in früher Morgenſtunde in den Park hinuntereilte, um die balſamiſche Luft einzuatmen und unter den uralten Eichen dem Morgengeſang der Nachtigallen zu lauſchen, ſo ſah ich ihn in ſeinem ſchlichten leinenen Hausrock und mit dem breitkrämpigen Strohhut ſchon von einem Gang in die ſchöne Gebirgswelt, die ihn umgab, zurückkehren, und dann lag jene heitere Ruhe auf ſeinem Antlitz, die nur die reinen Seelen kennen, die „von dem Wuſt der Welt entladen, am ewig friſchen Quell der Natur geſund ſich baden". Darauf ſtieg er zur Arbeit in ſein mit klöſterlicher Einfachheit eingerichtetes Schreibzimmer, um in der Stille die Konzentration und Stimmung zu finden, die ihm für ſeine dortige Beſchäftigung nötig waren. Er ſchrieb ſeine Memoiren.

Am Nachmittag, wenn die glühenden Strahlen der Sonne milder wurden und man aus den kühlen Zimmern wieder hinauseilte in die wonnige Luft, dann erſchien auch Minghetti auf einer der großen, von hundertjährigen Eichen beſchatteten Wieſen des Parks, wo der kleine Kreis der Hausgenoſſen ſich bereits gelagert hatte und von wo man eine entzückende Fernſicht genoß: die Ebene der Romagna von Flüſſen durchſchlängelt, mit ihrem Reichtum an bewohnten Orten, am Horizont die funkelnde Adria und ſeitwärts die auf- und abwogenden Linien der in alle Farbenpracht getauchten Apenninen. Dann brachte er wieder ein Buch mit und las uns vor, immer aus ſeinen Klaſſikern; was für ein moderner Ton hätte auch wohl in dieſe klaſſiſch ſchöne Welt gepaßt?

Bei dieſen Verſammlungen war meiſt der junge Geiſtliche zugegen, deſſen Pfarrhäuschen nebſt der kleinen Kirche dieſer weit umher in den Bergen zerſtreut wohnenden Gemeinde dicht neben dem Herrenhaus ſteht. Der junge Geiſtliche, ein Bauernſohn aus den Apenninen, geiſtig ſehr begabt, verehrte in Minghetti den Retter ſeiner Seele, wie er ſagte. Mit quälenden Zweifeln im Herzen, in dieſer Bergeinſamkeit von allem geiſtigen Verkehr abgeſchnitten, war er der Ver-

zweiflung nahe geweſen. Da kam Minghetti nach Sette-Fonti und lernte den Seelenzuſtand des Armen kennen. Er wurde der Arzt ſeiner Seele, gab ihm die Schriften Giobertis und Rosminis zu leſen, in denen der junge Mann ein reineres religöſes Ideal fand, als das, was ihm bisher als Religion vorgeführt war, — und leitete den überſprudelnden Gärungsſtoff dieſer Intelligenz in die ruhigeren Bahnen religiös-philoſophiſchen Denkens und zu der treuen Ausübung ſeines Amtes, als Freund und Tröſter der ihm anvertrauten Armen, die hier in der kümmerlichen Exiſtenz der Berge, in dem Pfarrer den Arzt für alle Leiden ſuchen.

Aber auch den Mitgliedern der ländlichen Gemeinde wurde die väterliche Fürſorge Minghettis zuteil. Kein Spaziergang wurde in der Abendkühle in den ſchönen Umgebungen unternommen, ohne zugleich an einem der Bauernhöfe vorzuſprechen, Erkundigungen über den Zuſtand der Familie einzuziehen und eine Gabe zurückzulaſſen, alles in einfachſter freundlicher Weiſe, wie etwas, was ſich von ſelbſt verſteht. Und dieſe primitiven, noch von der Ziviliſation nicht verdorbenen Menſchen, die von dem berühmten Staatsmann kaum etwas wußten, ehrten in ihm den Menſchen, der das Wort des Evangeliums zur Wahrheit machte, daß, wenn die eine Hand gibt, die andere nichts davon wiſſen ſoll. Eines Nachmittags, als wir wie gewöhnlich auf der Wieſe oben gelagert waren, kam eine über achtzig Jahre alte Frau, von einer lieblichen jungen Enkelin geführt, hinauf und trat vor Minghetti hin. Mit der demonſtrativen Lebendigkeit ihres Volkes, die auch dem Alter noch etwas Jugendliches gibt, erzählte ſie, wie ſchon Minghettis Eltern ſo viel Gutes an ihr und den Ihrigen getan hätten, wie ſie ihn ſchon als Knaben gekannt und es einzig ihm verdankte, daß ſie jetzt im Kreiſe von Kindern und Kindeskindern ein ruhiges Alter erlebe. Nur eine Sorge habe ſie noch, nämlich, daß nach ihrem Tode die Ihrigen vielleicht nicht mehr ſo brav bleiben würden. „Jetzt verſammle ich ſie alle Abende um mich und bete mit ihnen für die Unſeren, die ſchon vor uns heimge-

gangen ſind, damit ſie die nicht vergeſſen und gut bleiben um ihres Andenkens willen. Verſprecht mir nun," ſagte ſie zu Minghetti, „daß ihr über ihnen wachen wollt, damit ſie brav bleiben, wenn ich geſtorben ſein werde." Minghetti verſprach es ihr ernſt und feierlich. „Ach, nun bin ich ruhig!" rief ſie begeiſtert aus, „hier kann ich es nicht vergelten, aber wenn ich an einen guten Ort komme" (dabei ſah ſie gen Himmel), „da werde ich's vergelten und für Euch beten."

Dieſer kleine Vorgang trat vor meine Seele, als ich am Morgen des 11. Dezember 1886 an dem Ruhebette ſtand, auf dem Marco Minghetti, von Blumenkränzen umgeben, lag. Ein ſchmerzvolles Leiden hatte den ſonſt noch rüſtigen Mann binnen Jahresfriſt an das Ende eines Lebens geführt, das dem Vaterlande noch ſo nützlich hätte ſein können. Er wußte, daß er ſterben würde, und ſah dem Tod mit der Ruhe des Weiſen entgegen. Ein paar Tage vor dem Ende war er noch in der Kammer geweſen und hatte dem Präſidenten, ſeinem Freund, geſagt, er wünſche, daß keine Kommemoration, wie ſonſt üblich, in der Kammer ſtattfinde. Raſch nahte das Ende, und er konnte ſein Lager nicht mehr verlaſſen. Am Morgen vor dem Todestag war ich mit Ruggiero Bonghi, dem intimen Freund des Hauſes, bei Frau Minghetti zum Frühſtück, da ſie natürlich nur vertraute Freunde ſah, die kamen, die ſchweren Stunden mit ihr zu teilen. Wir mußten ſie aber ſchnell verlaſſen, da der König und die Königin ihren Beſuch anſagen ließen, um den treuen Diener und Freund noch einmal zu ſehen. Als beide an ſein Lager traten, hatte er mit letzter Kraft noch das kleine Mützchen, das ſein Haupt bedeckte, abgenommen und geſagt: „Ich hätte noch gern meinem Lande und meinem König gedient."

Als ich am folgenden Morgen wieder hinging, um mir Nachricht zu holen, fand ich alle Türen geöffnet, und an den bewegten Mienen der alten treuen Diener, die nur leiſen Schrittes einhergingen und kaum vernehmbar flüſterten, ſah ich ſchon, daß die letzte große Stunde bevorſtand.

In dem Saal befanden ſich ſchweigend ein paar der nächſten Freunde, am Kamin ſtanden Depretis, damals Miniſterpräſident, und Giovanni Morelli, der feine Kunſtkritiker aus Mailand, der intimſte Freund des Hauſes. Als Frau Minghetti aus dem anſtoßenden Zimmer, wo der Sterbende lag, heraustrat, mich zu begrüßen, äußerte ich ihr den Wunſch, ihn noch einmal zu ſehen, dem ſie alsbald willfahrte, indem ſie mich an das Sterbelager führte, an dem ihr Sohn ſtand und dem ſchon in Agonie Begriffenen den Schweiß von der Stirne trocknete. Er erkannte mich nicht mehr, und ich nahm ſchweigend und innigſt bewegt von ihm Abſchied.

Am folgenden Morgen kam ich hin und fand die Leiche bereits in würdig einfacher Ausſtattung der Umgebung, den Beſuchern zugänglich. Der Tod hatte den Ausdruck ſchmerzvollen Leidens verwiſcht und den Zügen den Stempel eines erhabenen Friedens aufgedrückt. Er lag da in ſeiner ſchwarzen Kleidung, das Bild des vollkommenen Gentleman, in der edelſten Bedeutung des Worts. An ſeinem Totenbette trauerte eine ganze Nation, ihr Herrſcher an der Spitze; prachtvolle Blumenkronen, von nah und fern geſendet, waren ein Ausdruck der allgemeinen, aufrichtigſten Teilnahme. Ich aber ſah im Geiſt jenes alte Mütterchen und all die Armen aus den Bergen von Sette-Fonti vor mir, und es war mir, als ſähe ich ſie eine Krone winden aus Tränen der Dankbarkeit, des Segens und der Gebete gläubiger Herzen und ſie niederlegen auf das bleiche ehrwürdige Haupt. Dieſe Krone ſchimmerte hell wie eine Aureole um den Toten, und vor dieſer Viſion ſagte ich dem edlen Manne das letzte Lebewohl.

Schöne Tage

Im Frühling 1880 lud mich Frau Minghetti, mir immer freundſchaftlichſt geſinnt, ein, mit ihr einen Ausflug nach Sorrent zu machen. Da ich ohnehin ſchon für etwas ſpäter

eine Einladung für den herrlichen Süden hatte, nahm ich es mit Freude an. Der Frühling war im vollen Erwachen und goß alle ſeine Zauber über die Erde dort aus. Bis Neapel und Caſtellamare führte uns die Eiſenbahn, dann aber fuhren wir im offenen Wagen den Weg längs des Meeres dahin, umgeben von Wogen der Orangenblütendüfte, da dieſe Strecke ja nur wie ein Orangengarten iſt. In Sorrent umfingen mich liebe Erinnerungen an den Winter, den ich mit Nietzſche dort verlebte, und in Geſellſchaft der liebenswürdigen Freundin erneuten ſich ſchöne Tage in heiterem Genuß der ſtrahlend ſchönen Welt. Wir trafen im Hotel außer anderen Bekannten auch den Grafen Harry Arnim, der, ein todkranker Mann, mit ſeiner Familie hier weilte. Frau Minghetti kannte ihn von der Zeit ſeiner Geſandtſchaft in Italien her, und er geſellte ſich uns oft zu, wenn wir am Abend auf der großen Terraſſe des Hotels, von der man auf das Meer hinabſieht, auf und nieder gingen und die göttlichen Frühlingsabende genoſſen. Da entlud ſich das Herz des ſchwer Gekränkten in bitteren Äußerungen über das Unrecht, das ihm nach ſeiner Anſicht geſchehen war, und in Ausdrücken des tiefſten, unverſöhnlichen Haſſes gegen den, den er für den Urheber der erlittenen Verfolgungen hielt. Er war ein gebrochener, ſchwer leidender Mann, konnte nichts tun, ſich zu rächen, und das Gefühl ſeiner Ohnmacht laſtete ſchwer auf ihm. Zuweilen kamen aber auch mildere, faſt myſtiſche Stimmungen über ihn; ſo ſagte er eines Abends, es ſei ſicher, daß wir von einer unſichtbaren, beſſeren ätheriſchen Welt umgeben ſeien, daß aber unſere Sinne nicht fähig wären, ſie zu erkennen. Wie wunderte es mich, dieſen Gedanken bei dem verbitterten Ariſtokraten zu finden, und wie leid tat es mir, daß er in ſolchen Gedanken nicht den verſöhnenden Troſt fand für die tiefe Kränkung, die ihm in dieſer unvollkommenen, von Eitelkeit und Herrſchſucht erfüllten Welt zuteil geworden war.

Nach vierzehn frohen Tagen trennte ich mich von Frau Minghetti, die noch in Sorrent zurückblieb, und fuhr nach

Neapel zu Wagners, die den Winter daſelbſt verbracht und mich eingeladen hatten, ſie zu beſuchen. Sie wohnten in einer herrlichen Villa am Anfang des Poſilippo, auf hohem Felſen gelegen, zu der die Gärten terraſſenförmig aufſteigen und ſich noch über dieſe höher hinaufziehen. Von der Terraſſe, unter dem von Säulen getragenen Vordach des Hauſes, beherrſcht der Blick den Golf, die Stadt und den ſchönen zweigegipfelten Verräter, der gerade in dem Frühjahre in großer Tätigkeit war und jeden Abend eine Feuerſäule gen Himmel ſandte. In dieſem wundervollen Aufenthalt traf ich außer den teuren Freunden, die mich eingeladen, zwei junge, mir auch ſchon bekannte Männer, deren Gegenwart den häuslichen Kreis noch bereicherte. Der eine war der ruſſiſche Maler Joukowsky, Sohn des ausgezeichneten Dichters und Überſetzers deutſcher Meiſterwerke, der Erzieher Alexander II. geweſen war. Joukowsky wohnte jedoch nicht in der Villa, ſondern hatte ſein Atelier unten am Poſilip, war aber oben der tägliche Gaſt. Der andere, Heinrich von Stein, war ein Bewohner des Hauſes, und zwar infolge einer ſeltſamen Fügung durch meine Vermittlung. Er war wenige Jahre früher einen Winter in Rom und durch die Empfehlung eines Freundes bei mir eingeführt. Noch ganz jung, nach eben beendeter Univerſitätszeit, hoch und ſchlank gewachſen, hellblond, verriet ſein Äußeres ganz den Nordländer, ſowie auch ſein etwas ſteifes, zurückhaltendes, ſchwer zum Ausdruck kommendes Weſen. Er wurde aber mitteilſam, als ich ihn bat, mir etwas von der ſogenannten Wirklichkeitsphiloſophie des Philoſophen Dühring mitzuteilen, als deſſen Schüler er ſich mir vorgeſtellt hatte. Nun hielt er mir kleine Vorträge über die auf- und abſteigende Welle, unter welchem Bild Dühring das Leben auffaſſe, und verſuchte mir den Idealismus des Realismus zu beweiſen, ein Axiom, dem er ſein erſtes Buch geweiht habe, das jetzt im Druck begriffen ſei. Alle Ideen oder Annahmen des Tranſzendentalen waren ſtreng aus den Anſchauungen des jungen Realiſten ausgeſchloſſen, aber ich mußte oft im ſtillen lächeln, wenn ich den reinen

Idealismus ſah, der aus der ganzen Natur dieſes Jünglings ſprach, während er ſeinen Poſitivismus verteidigte. In demſelben Winter war Paul Heyſe mit ſeiner Frau in Rom, lebte aber, von einem ſchweren Schickſalsſchlag getroffen, ſehr ſtill und zurückgezogen. Ich gehörte zu den wenigen Begünſtigten, die er zuweilen beſuchte. Stein erfuhr das und vertraute mir an, daß es ſein lebhafter Wunſch ſei, Heyſe kennen zu lernen. Ich erzählte das dieſem, und er ging freundlich darauf ein und beſtimmte einen Abend, wo er Stein bei mir treffen wolle. Wir ſprachen dann über die jungen Schriftſteller der Zeit, wie die ſo ſchnell zu Werke gingen und die Sache ſo leicht nähmen. „Sie meinen nur," ſagte Heyſe, „ſo ins Volle greifen, hier einen Stern und da einen Stern herunterholen zu können und denken nicht daran, welche Mühe, welche Arbeit es unſeren Großen gekoſtet hat, ihre Werke zu ſchaffen." Als dann der beſtimmte Abend kam und Heyſe Stein begrüßt hatte, ſagte er zu mir, ob ich mich unſeres letzten Geſprächs erinnere über die jungen Schriftſteller und ihre raſche Art, mit dem Schreiben fertig zu werden? Es ſei ihm gerade wieder ein Beiſpiel davon vorgekommen, ein Verleger aus Bonn habe ihm die Probebogen einer Erſtlingsſchrift eines jungen Autors in deſſen Auftrag zugeſchickt, die ihm viel Unreifes zu enthalten ſcheine, ſie ſei halb Lyrik, halb Proſa. Ich erſchrak etwas bei dieſen Worten, da Stein mir geſagt hatte, ſein Buch werde in Bonn gedruckt, und da ſah ich, wie er heftig errötete, auch unterbrach er Heyſe und ſagte raſch, das würde wohl ſein Buch ſein, denn er habe dem Verleger den Auftrag gegeben. Es war ein peinlicher Moment, aber Heyſe half uns allen dreien in liebenswürdigſter Art über die Verlegenheit hinweg, ſagte, er könne freilich nicht zurücknehmen, was er einmal ausgeſprochen habe, aber ſein Urteil ſei noch nicht endgültig, denn er habe noch nicht fertig geleſen und habe ſchon in dem lyriſchen Teil viel Hübſches bemerkt. Dann lud er Stein freundlichſt ein, ihn zu beſuchen, und war ſo gütig und teilnehmend für ihn, daß Stein ganz entzückt von ihm war.

Nach dieſer kleinen Begebenheit lernte ich Stein immer mehr kennen und ſchätzen. Er war noch ſehr unfertig in ſeinen Anſchauungen und Urteilen, aber ſein edler, reiner Charakter wurde mir ſchon völlig erkennbar und erfüllte mich mit wahrer Sympathie. Unter ſeinen kleinen Erlebniſſen in Rom, die er mir mitteilte, war auch ein Beſuch bei der mir wohlwollend zugetanen Fürſtin Caroline Wittgenſtein, die ihn nach ſeinem politiſchen Glaubensbekenntnis gefragt hatte. Er hatte ſehr aufrichtig ſeine Hinneigung zum Sozialismus bekannt, worauf ſie ihm verſicherte, daß es das höchſte Intereſſe des Sozialismus ſei, ſich mit der Kirche zu verbinden, zuſammen würden ſie der um ſich greifenden Immoralität ſteuern und das Leben der modernen Geſellſchaft reinigen und erneuern. Nichts lag Stein ferner als ſolch ein Bündnis, als ich ihn aber dann nach ſeinen Zukunftsplänen fragte, ſagte er, ſein höchſter Wunſch ſei, in einer Familie, wo er als Freund aufgenommen und behandelt würde, die Erziehung eines Knaben zu übernehmen und nach ſeinem Sinne zu leiten. Ich ſprach ihm mein Bedenken aus, daß dies wohl ſchwer zu finden ſein würde, und er verließ Rom in völliger Ungewißheit über ſeine Zukunft.

In demſelben Jahr war ich in Bayreuth zu Beſuch bei Wagners, und einmal im Laufe des Geſprächs fragte mich Wagner, ob ich nicht einen gebildeten, in jeder Beziehung empfehlenswerten jungen Mann kenne, der wie ein Freund zu der Familie geſtellt ſein ſollte und die Erziehung des kleinen Siegfried übernehmen würde, den er nicht gern in die öffentlichen Schulen ſchicken wolle. Ich mußte lachen über dies merkwürdige Zuſammentreffen und erzählte nun von dem Wunſche Steins, worauf Wagner mir alsbald den Auftrag gab, dieſem zu ſchreiben. Die Antwort war ein freudiges Eingehen auf den Vorſchlag, nur ſtand ihm gerade ſein Jahr Militärdienſt bevor. Er fügte aber hinzu, wenn Wagners ein Jahr warten wollten, ſo könne er ſich kein ſchöneres, alle ſeine Wünſche krönendes Geſchick denken. Nach einem Jahr kam dieſe Vereinigung wirklich zuſtande, zu gegen-

ſeitiger höchſter Zufriedenheit. Stein war eine ſo edle, vom höchſten Adel der Geſinnung durchdrungene Natur, daß er zunächſt ſchon das erſte Erfordernis eines Erziehers beſaß, durch ſein Beiſpiel alles Gute zu lehren, und unter dem Einfluß des ausgezeichneten Kreiſes, in den er eintrat, wurde er das, was er von Natur war: ein vollkommener Idealiſt und dann ein ſo verſtändnisvoller, begeiſterter Anhänger Wagners wie wenige.

Ihn alſo traf ich hier in Neapel, bei ſeiner übernommenen Tätigkeit im häuslichen Kreiſe wieder. Neben ihm, wie ſchon geſagt, den Ruſſen Joukowsky, einen Maler von großem Talent, der neben allen ſchönen Eigenſchaften der Ruſſen aber auch ihre Indolenz beſaß, ſo daß er aus ſeinem Talent nicht das machte, was es hätte werden können, wogegen aber ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit nicht wenig zur ſchönen Geſelligkeit des Hauſes beitrug. Am Morgen ging ein jeder ſeinen eignen Beſchäftigungen nach. Das Mittageſſen vereinigte uns alle, und danach nahm man den Kaffee auf einer Terraſſe, wobei ſich meiſt bedeutende Geſpräche entſpannen, die natürlich gewöhnlich von Wagner ausgingen. Dann kam für alle eine Stunde der Ruhe, und darauf begegnete man ſich in den terraſſenartigen Gärten, wo Wagner mit den jugendlichen, ihm zugehörigen Weſen allerlei Scherz und Neckerei trieb. So war es unter anderem ein Lieblingsſpiel, die Frucht eines Strauches, die eine die Kerne enthaltende mit Luft gefüllte Kapſel iſt, aufzudrücken, wobei ein kleiner Knall erfolgt, und er war noch ſo außerordentlich beweglich und behende, daß er meiſt den Kindern bei Erreichung dieſer Kapſeln zuvor kam. Eines Nachmittags aber traf ich ihn ganz beſtürzt vor einem ſolchen Strauch ſtehend, weil bei dem Haſchen nach den hochhängenden Kapſeln es ihm begegnet war, einen der ſchönſten Zweige des Strauchs zu knicken, der nun traurig, dem Sterben geweiht, herunterhing. Er, der gleich den Indern das göttliche Urprinzip auch ſo gut im Tier und in der Pflanze wie im Menſchen erkannte, war tief betrübt, hier einen empfindenden Organismus zerſtört zu

haben, und ſchickte eine der Töchter, die bei ihm waren, ins Haus hinab, um Leinen zum Verband zu holen. Als ſie damit zurückkehrte, verband er den geſchädigten Zweig mit der Sorgfalt, wie er es bei einem Tier oder Menſchen getan haben würde, in der Hoffnung, daß die Wunde ſich ſchließen und der Aſt wieder anwachſen würde.

Nur wer ſolche kleine Züge mit ſtillem Verſtändnis beobachtete, konnte die Natur dieſes außerordentlichen Menſchen ganz begreifen, in der ſich kindliche Heiterkeit, überſtrömendes Mitleid, gewaltige Leidenſchaft, Forſcherblick des allſehenden Intellekts, weltverachtende Ironie und tiefe Schmerzfähigkeit vereint fanden, und die deshalb auch einen alles umfaſſenden Kosmos aus ſich erſchaffen konnte. Ich erinnere mich noch eines andern jener kleinen ſo bedeutungsvollen Züge aus jener Zeit. Wir gingen eines Abends auf der großen Terraſſe unter dem Portikus des Hauſes auf und ab. Eine ungeheure Prozeſſion von Millionen Ameiſen zog quer über die Terraſſe hin, wie ich ſie in Italien öfter, z. B. in Sette-Fonti, auf dem Landſitze Minghettis, geſehen hatte, wo ſie ihre Wanderſtraße von einem Berggipfel zum andern und mitten durch eine Kirche geführt hatte. Wir ſprachen über ernſte Lebensfragen, ich bemerkte aber im ſtillen mit Rührung, wie Wagner jedesmal, wenn wir an die wandernden Scharen kamen, einen großen Schritt machte, um nur nicht eines der kleinen klugen Weſen zu zertreten.

Auf jener großen Terraſſe mit der Ausſicht auf den Golf und den Veſuv, aus dem an jedem Abend wie von einem Opferaltar eine Feuerſäule gen Himmel ſtieg, wurden meiſtenteils die Abende verbracht, wozu ſich auch öfter Beſucher aus der Stadt einfanden. Unter den vielfachen, mehr oder minder bedeutenden Gegenſtänden, die beſprochen wurden, kam an mehreren Abenden das Geſpräch auf Schiller, und Wagner las uns das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ vor, ſo ſchön, wie nur er leſen konnte. Es war einem dabei, als höre man die Sachen zum erſtenmal, und man fühlte es neu, wie herrlich Schiller jene Welt nachempfunden

hat, wo alles zum perſonifizierten Ausdruck der Schönheit wurde, alles eine Bedeutung erhielt, als ſtamme es von geiſterfüllten Weſen und nicht von blinden Naturgewalten ab, und wo alles daher zum freudigen Genuß des blühenden göttlichen Lebens einlud, ohne Zweifel, ohne Reue, ohne Schmerz. An einem anderen Abend kam das Geſpräch auf den „Don Carlos", und einer der Anweſenden behauptete, die Beziehung des Marquis Poſa zum König Philipp ſei ein großer Fehler und nicht zu rechtfertigen. Wagner aber ſagte, ſie ſei vollſtändig zu rechtfertigen, da der Dichter im übrigen den hiſtoriſchen Charakter feſtgehalten und nur die Möglichkeit angenommen habe, daß ſolch ein Moment auch einmal an einen Menſchen wie Philipp herantreten könne. Außerdem zeichne es ja auch den Charakter des Königs nur deſto ſchärfer. Wieder ein anderes Mal ſprach Wagner darüber, wie wenig man eigentlich die Menſchen lieben könne, wenn man die Geſchichte ſtudiere und die Anhäufung von Greueln ſähe, mit denen der ſogenannte Fortſchritt meiſt begleitet ſei, wie z. B. die Einführung des Chriſtentums. Er meinte, man könne dann höchſtens noch zur Liebe kommen, wenn man ſich als Angehöriger eines Volksſtammes fühle, deſſen Intereſſen, Freuden und Leiden man teile, was dann ſchließlich zur Familie zurückführe. Ich ging weiter und meinte, daß man im Grunde nur durch das Mitleid mit der Menſchheit zuſammenhänge; ſie lieben als etwas Vortreffliches könne man wahrlich nicht, da in ihr der rohe Naturtrieb der Gewalt des Stärkeren über den Schwächeren, und der Rache dieſes durch Liſt ebenſo vorkomme, wie bei den Tieren; wo es aber weniger roh ſei, da wäre es doch meiſt nur infolge egoiſtiſcher Intereſſen. Das Mitleid bände uns an jene Menge, die leidet, ringt, ſtirbt wie wir, ſowie der Wunſch, ſie zu erlöſen vom Elend, und zwar gewiß ohne Unterſchied der Nationalität. Das Stammgefühl trete nur in den Vordergrund, wenn es ſich um Dinge des Intellekts, um Lebensanſchauungen uſw. handle, oder in Augenblicken der Tat. Und wieder ſpäter ſagte Wagner einmal, man

würde vielleicht weniger geringſchätzig von der Welt denken, wenn keiner hienieden ſich glücklich wähnte. Es erinnerte mich dies an einen Abend in Paris im Winter 1859, wo Wagner an einem ſeiner Empfangsabende mit Blandine Ollivier, der Tochter Liſzts, und mit mir über dasſelbe Thema ſprach und uns an die Worte der Prinzeſſin in Goethes Taſſo erinnerte: „Wer iſt denn glücklich?“

Und doch durften wir uns hier in der entzückend ſchönen Welt, die uns umgab, und der noch ſchöneren Geiſteswelt, in der wir lebten, wenigſtens für eine Zeitlang glücklich wähnen. Wagners Geburtstag nahte heran, und es wurden Vorbereitungen gemacht, ihn feſtlich zu begehen. Am Morgen begrüßte den Gefeierten ein hochpoetiſches kleines Feſtſpiel, von Frau Wagner gedichtet, das das Sternbild des Wagens redend vorführte, das mit ſeinen ſieben Sternen der Zahl der Familienmitglieder entſprach und von den Kindern rezitiert wurde. Beim Mittagstiſch, an dem auch Herren aus München, Mitglieder des Wagner-Vereins, teilnahmen, wurde ein von Stein gedichteter Toaſt ausgebracht. Wagner antwortete darauf in der eigentümlich ergreifenden Weiſe, in der nur er zu ſprechen verſtand, und gedachte des langen, qualvoll bewegten Lebens, das nun in ſchönem, harmoniſchem Frieden ſeinen Abſchluß gefunden habe, ſo daß alle, die ihm fortan nahen wollten, ihn nur noch — indem er auf das Bild des Siebengeſtirns zurückkam — im Kreiſe der Sieben finden könnten.

Als der Abend kam, ſtiegen wir alle von unſerer Höhe hinab an den Golf; zwei Barken nahmen uns auf, und wir fuhren hinaus in die herrliche Mondnacht, in die der Veſuv ſeinen Feuergruß hinaufſandte. Die neapolitaniſchen Fiſcher ließen es ſich nicht nehmen, bengaliſche Feuer auf unſeren Barken anzuzünden, ſo daß wir wie kleine Feuerinſeln dahinſchwammen, und ein Volksſänger, den Joukowsky ſeiner ſchönen Stimme wegen in Dienſt genommen hatte, ſang neapolitaniſche Volkslieder mit Begleitung der Mandoline, woran Wagner Freude hatte. Endlich kamen wir heim und

fanden den Saal feenhaft geſchmückt. Frau Wagner hatte ſo viele Roſenſtöcke, als Wagner damals Jahre zählte, bringen laſſen, und mit dieſen war das Zimmer bei hellſter Beleuchtung in einen Roſenhain verwandelt. Um aber den ſchönen Tag mit dem Schönſten zu beſchließen, wurde dann das Muſikzimmer geöffnet, und da begann eine Aufführung, die aus der Schönheit irdiſchen Seins zu einer Ahnung der Schönheit überirdiſchen Seins führte und die Seele mit dem reinſten Glücksempfinden erfüllte, das Erdgeborenen zu fühlen vergönnt iſt. Joſeph Rubinſtein, der treue Wagnerianer, der leider zu früh freiwillig aus dem Leben ſchied, begab ſich an den Flügel, Wagner, die Münchener Herren und die Kinder ſtanden bei ihm und führten die ganze erſte Szene im Gralstempel aus dem Parſifal auf, die ich zum erſtenmal hörte. Die Kinder hatten die Knabenſtimmen des Chors herrlich einſtudiert, und gewiß hat nie eine Aufführung des hehren Werks in erhobenerer Stimmung, in innigerer Rührung und Ergriffenheit ſtattgefunden. Solche Stunden wiegen Jahre des Leidens auf und bleiben wie Fixſterne am Lebenshimmel ſtehen, wenn manches andere freundliche Licht längſt erloſchen iſt. Sie leuchten noch in meiner Erinnerung fort in unvergänglicher Wirklichkeit, während bereits drei aus jenem Kreis, und unter ihnen der Größte, der Meiſter ſelbſt, in das Nichtwahnland hinübergegangen ſind.

Gedachtes und brieflich Geſchriebenes

Wieder zog ich aus dem wonnevollen Süden über die Alpen, die lieben Menſchen zu ſuchen, die ich wie meine irdiſche Zukunft anſehe, Olga und die Ihrigen. Es war kurz nachdem ich mit den Freunden in Sorrent den ſchönen Winter verlebt und auch nach ihrem Weggange noch einmal tief all die Zauber der ſüdlichen Natur auf mich wirkend empfunden hatte. Nun umfing mich der graue Norden, und als ich am frühen Morgen in der Eiſenbahn fahrend die Sonne aufgehen ſah, tönte es mir in der Seele:

Hell ſteigt die Sonne
Auch hier ja empor,
Aber ſie färbt nicht purpurn
Das ſelige Meer.
Belebt nicht edele Höh'n
Mit freudig vergoldendem Strahl;
Es raucht ihr nicht
Des alten Opferaltars
Düſter flammende Wolke;
Nicht reicht die Liebe uns hier
Mit verjüngendem Blick
Den heiligen Trank
Der uralten, göttlichen Welt
Herrlicher Weſen
Ohne Leid, Alter und Tod!
Still, ohne Klage
Zieh ich des Wegs,
Denkend deſſen, was war.
Aber es ſteigt leuchtend
Die Sonne hier auch empor,
Scheint vielleicht Glücklichen,
Die ſie jauchzend verehren.

In den nächſten Zeiten nach dem Aufenthalt in Sorrent war ich in eifriger Korreſpondenz mit Doktor Rée, dem einen unſeres Quatuors von dort unten, der mir ein ſehr lieber Freund geworden war, trotzdem wir in unſeren intellektuellen Anſchauungen Antipoden waren. Er verließ, wie erzählt, Sorrent mehrere Wochen früher als Nietzſche, und ich ſchrieb ihm noch von Sorrent aus; zunächſt Dank für die „Briefe Bismarcks an ſeine Familie", die er mir ſchickte, und dann über Nietzſches Scheiden: „Vielen Dank für das Buch, das ich mich ſehr freue zu leſen. Ich habe nun einmal ein großes Intereſſe für Bismarck, trotzdem ich deshalb als eine Renegatin von meinen Glaubensgenoſſen angeſehen werde. Das iſt aber doktrinäre Beſchränktheit, denn einen bedeutenden

eigentümlichen Menſchen muß man von ſeinem Standpunkt aus beurteilen und anerkennen können, auch wenn man ſeine Anſichten nicht teilt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nietzſche geht wirklich morgen, Sie wiſſen, wenn er einmal ſo etwas vor hat, dann tut er es, mag auch der Himmel mit allen Warnungszeichen dagegen ſprechen. Darin iſt er nicht mehr griechiſch, daß er auf die Stimme der Orakel nicht mehr hört. Ebenſo wie er ſeine Landpartien macht, auch wenn es das ſchlechteſte Wetter iſt, ſo geht er jetzt, trotzdem er todmatt iſt und ein wütender Wind weht, der das Meer aufwühlt und ihn jedenfalls ſeekrank macht, da er durchaus von Neapel nach Genua zu Schiff gehen will.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tag, 8. Mai 1877: „Ja, er iſt wirklich fort. Da Sorrent mit ſeinen Blüten, ſeinen Zaubern ihn nicht zu halten vermochte, ſo mußte er eben gehen. Aber es iſt mir ſchrecklich, ihn ſo allein reiſen zu laſſen, denn er iſt ſo unpraktiſch und unbehilflich. Zum Glück iſt das Meer heute ruhiger. Wenn Wünſche etwas tun könnten, ſo müßte es ihm gut gehen, denn meine heißeſten Wünſche und mein unſagbares Mitleid folgen ihm. Ach, er iſt ſo zu bedauern! Noch vor acht Tagen hatten wir Pläne für ihn gemacht, für nahe und ferne Zukunft. War es nun nur die Angſt, die ihn trieb, dem Leiden zu entfliehen, das ihm plötzlich an das hieſige, allerdings etwas abnorme Frühlingswetter gebunden erſchien? Aber wie wäre es wohl anderswo mit ihm in dieſem ſchlechten Frühjahr geweſen? Ich glaube auch, im letzten Augenblick kam ihm der Gedanke, als ob es doch übereilt ſei, zu gehen, doch es war zu ſpät.

Mich hat dies alles, dieſes viele und traurige Trennen ſehr angegriffen, und ich rufe mit aller Inbrunſt den *heiteren* Intellekt zu Hilfe, denn in dieſen Tagen empfand ich es noch recht lebhaft, wie nur der Intellekt heiter iſt; er iſt das ſolariſche Gebiet; das andere, das telluriſche, der Wille, iſt das Dunkle, das Schmerzbrütende, Qualenſpendende. Ich

will ſehen, ob es mir gelingt, mich mit Hilfe des Intellekts oben zu erhalten, über allem, was in der letzten Zeit mich wieder betrübt und angegriffen hat. Die alte Kämpferin muß ſich doch bis zuletzt bewähren."

Zunächſt hielt ich in Seelisberg am Vierwaldſtätter See an, wo ich meine Freunde erwarten ſollte. Ich ſchrieb von da an Rée: „Meine Einſamkeit iſt beinah vollſtändig, wenn=ſchon unter hundert Menſchen, denn die ganze deutſche Ge=ſellſchaft, die das Hauptkontingent bildet, erregt mir keinen Wunſch nach Bekanntſchaft; ſie iſt greulich, dieſe albernen Frauen, dieſe philiſterhaften Männer, dieſe Nichtigkeit der Geſpräche! Es iſt erſchreckend! das nennt man das Volk der Intelligenz! Einzig ein paar engliſche Tiſchnachbarinnen ſind angenehm. Die eine, ſchon mit grauen Haaren und lahm, kommt eben von Neu=Seeland, über Kalifornien, Nord=Amerika und die Sandwich=Inſeln, zurück! Sie ſpricht davon, als ob ſie eine Spazierfahrt gemacht hätte, und ſagt, das ſchönſte Paradies der Erde ſei Honolulu, es ſei märchen=haft ſchön. Ja, die Engländer ſind darin wie in vielem anderen die klügſten Menſchen. Sie ſehen die Paradieſe der Erde und freuen ſich ihrer, ohne ſich um die Adams und Evas zu bekümmern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eben Briefe erhalten von Brenner und Nietzſche. Hier ein kleines Gedicht von erſterem, das mich ſehr rührt; der arme Junge, er iſt ſchwer krank und wird ſterben. Das einzige Glück, das er gekannt hat, war der Aufenthalt in Italien:

„O Lichtland,
Fern flutet dein Glück.
Am weiten Ende
Schimmert ahnende Helle
Deines heiligen Abends,
Träumendes Lichtland!"

Von Nietzſche hatte ich einen merkwürdigen Brief; ſein neuſter Entſchluß iſt gerade das Gegenteil von ſeinem letzten Sorrenter Beſchluß, der ihn ganz begeiſterte und ihm mit völliger Gewißheit der rechte ſchien. Auch mir ſchien er der rechte, wir beſprachen ihn genau und kamen zu der Überzeugung, daß es ſo ſein müſſe. Er wollte alſo Baſel ganz aufgeben, noch ein Jahr nur der Geſundheit und geliebter Arbeit leben und dann nach gewonnener Stärkung ein neues Leben beginnen. Wir ſtimmten überein, daß ſicher der Zwang, zu arbeiten, was ihn nicht befriedigte, und unterlaſſen zu müſſen, was ſeinem tiefſten Weſen homogen war, das eigentlich Schöpferiſche, dazu beigetragen habe, ihn krank zu machen. Er atmete förmlich auf bei dem Gedanken der Freiheit. Jetzt hat die „Vernunft" der Schweſter geſiegt. Er bleibt in Baſel! Nur als „Gelehrter" iſt er geſund geweſen und er will als ſolcher entweder wieder geſund werden oder im „Handwerk" untergehen. Sehen Sie, das iſt wieder das ſeltſame Schwanken zwiſchen den beiden Naturen, die „in ſeiner Bruſt kämpfen"; die eine, die recht behalten müßte, läßt er unterliegen und wird ewig daran kranken, daß ſie die Unterdrückte iſt. Ach armer Nietzſche, mir iſt es furchtbar leid um ihn, gerade weil ſeine Begabung ſo glänzend iſt, wie Sie es ſagen, und weil er nie glücklich ſein kann in einer philiſterhaften Exiſtenz.

Im Sommer 78 war ich zunächſt in Montmorency bei Paris, wo Olga einen Sommeraufenthalt machte. Ihre Geſundheit war ſtark angegriffen und machte mir große Sorge. Ich ſchrieb an Rée, ſprach ihm auch davon und ſagte: „Ach, die Pein, ein geliebtes Weſen leiden zu ſehen, iſt doch die größte von allen." Hat die Analyſe dafür auch den Schlüſſel gefunden? (Der ſtreitige Punkt zwiſchen Rée und mir; er machte alles von Analyſe und Experiment abhängig.)

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dazu welch ein Sommer! Welch ein abſcheuliches Klima hier oben jenſeits der Alpen! Und welche Politik, wie ſie

ſich eben in Berlin abſpinnt! Dieſes Verhandeln der Völker, dieſer Kommunismus von oben, während man die armen Teufel verfolgt, die nach der mäßigen Gütergemeinſchaft des täglichen Brots verlangen! Der alte Zorn wird in mir wach; es iſt ja wahr, daß ſchließlich alles Zielen der Vernunft dienen muß, denn der Gedanke geht über den Egoismus der Mächtigen hinweg, und Aſien wird der Kultur geöffnet, von wo ſie kam. Freilich wird eine Menge Poeſie damit verloren gehen, eine Menge Schönheit, Originalität, Tradition, ja Weisheit, und das Nivellieren, das Stuart Mill ſo ſehr fürchtete, wird ſich immer mehr verwirklichen. Aber es iſt nicht zu ändern, und aus dem Gleichgewicht in der geſellſchaftlichen Entwicklung wird entweder ein neues gewaltiges Ringen nach einem fernen, unbekannten Ideal hervorgehen, oder ein Stillſtand, der Stumpfheit und Indifferentismus hervorbringt, oder endlich ein Kataklysmus, der den ganzen irdiſchen Prozeß verſchlingt, der ſich dann auf anderen Körpern des Weltalls wiederholt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Aufenthalt in Montmorency ging ich, eingeladen von Wagners, nach Bayreuth zu Beſuch. Ich ſchrieb von da an Rée: „Meine Reiſe ging glücklich von ſtatten. An der Bahn empfingen mich Frau Wagner und die Kinder, im Hauſe Wagner und Liſzt, der zu meiner großen Freude noch hier iſt. Ja, es läßt ſich kaum etwas Schöneres denken, als das Leben hier im Hauſe: dieſe beiden hochbedeutenden Männer, zwiſchen ihnen Friede, Harmonie, Geiſt und Grazie bringend die herrliche Frau, und um dieſe drei der Kranz junger, blühender Geſchöpfe, die ſchöne Häuslichkeit, geordnete Verhältniſſe, keine Sorgen mehr. Im Augenblick haben wir auch ſchönes Wetter; hier in Wagners Garten iſt es wunderſchön, es iſt alles ſo herrlich aufgewachſen und ſchön gepflegt. Überhaupt das ganze Wahnfried iſt ein Heim, wie wohl wenig Menſchen ſelbſt in ihren Träumen es ſich haben erſchaffen können. Es iſt ein einziges Beiſpiel

einer ſpät erfüllten aber vollſtändigen Gerechtigkeit des Schickſals. Liſzt hat mir geſtern den Anfang des Parſifal geſpielt — ja, lieber Freund, ich kann Ihnen nicht helfen, das iſt doch Religion! Ob ſie nun ein angeborenes Empfinden oder ein hiſtoriſch entwickeltes Produkt des menſchlichen Organismus iſt, es iſt ein Etwas, was uns erſt wahrhaft zu Menſchen macht und ſeine Erklärung nicht im chemiſchen Laboratorium findet. Iſt es abſolut ein Produkt des hiſtoriſchen, entwickelten Menſchengeiſtes, ſo wird unſere Ausſicht grenzenlos, denn dann ſind wir fähig, alſo verpflichtet, uns zu vergöttlichen. — Doch tut es mir manchmal leid, daß ſich Wagners durch dies ſchöne Heim hier gebunden haben, denn der l a n g e Winter iſt doch ſchwer zu ertragen; ja, wenn es zwei Monate wären, aber acht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es tut mir furchtbar leid, von hier zu gehen, aber das arge Klima, die frühe Kälte treiben mich fort. Aber es gibt doch auch ein langes Glück, denn die beſten Stunden ſchließen ewigen Inhalt ein, der wie ein Komet einen langen Lichtſtreif hinter ſich zurückläßt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einem ſchweren Verluſt, der Rée betroffen: „Ja, das ſind die Fälle, wo keine Philoſophie hilft, ſondern einzig die ſtumme, klagloſe Reſignation, die den furchtbaren Schmerz, die unermeßliche Entbehrung hinnimmt, wie einen Teil unſeres Erdenloſes, und ſie ſtolz in das Herz verſchließt, es verſchmähend, mit den rohen Gewalten zu rechten, die die Geiſtgeborenen zu ſolcher Qual verdammen. Nein, es iſt gut, daß es keinen Gott im gewöhnlichen Sinne gibt. Wir würden in ewiger prometheiſcher Empörung gegen den grauſamen Deſpoten ſein.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Montaignes Definition richtig iſt, ſo wär es allein ſchon der Mühe wert, ſich mit Philoſophie zu beſchäftigen, um dem Ende dieſes Lebens mit Ruhe, ja, beinahe Freude, entgegenzuſehen. Aber ich habe ſchon mehreremal bemerkt, daß weder die Beſchäftigung mit Philoſophie noch mit Religion die Menſchen von der Furcht vor dem Tode und von der übertriebenen Anhänglichkeit an das Leben befreit. Nur die philoſophiſch geborenen Geiſter und die innerlich religiöſen Gemüter fürchten den Tod nicht, ſondern erwarten ihn in erhabener Ruhe. Wobei es dann wieder beſtätigt wird, daß alles nichts hilft, was man nicht innerlich iſt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bekam von meinen Schweſtern Schillers und Goethes Briefwechſel geſchenkt, den ich noch nicht beſaß, und habe gleich heute morgen meinen Gottesdienſt darin leſend gehalten. Ja, mit dem Genius verkehren, das iſt auch, was leben und ſterben lehrt. Welche Heroen dieſe beiden! wie erlöſend klar ſtrahlt ihr Geiſt einen an. Es iſt das darin, was befreit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage der Aufregung durch den Tod des Königs ſind vorüber, und Rom iſt in ſeine alte Geſtalt zurückgekehrt; die 120 000 Fremden ſind fort; le roi est mort, vive le roi, iſt eine Wahrheit geworden; das erſte Auftreten und Reden des jungen Königs iſt würdig geweſen, und wenn der Parteihaß auch ſchon wieder anfängt zu züngeln und verdächtigende Vermutungen, düſtere Prophezeiungen uſw. auszuſtreuen, ſo hat ſich die nationale Einheit als eine Tatſache erwieſen, die man vergebens wegzuleugnen verſucht. Daß ſich dies monumental ſchöne, impoſante Leichenbegängnis ohne den Klerus (es waren nur wenige einfache Prieſter der Quirinal-Parochial-Kirche dabei), im Angeſicht des Vatikans und hin zum Tempel des Agrippa, in das heidniſche Pantheon, voll-

zogen hat, bleibt ein hiſtoriſches Moment von großer Bedeutung. Ja, es war etwas Unvergeßliches, dieſe Tage hier erlebt zu haben. Ich glaube nicht, daß Gambettas Miſſion gelungen wäre, hätte auch Viktor Emanuel gelebt, denn die öffentliche Meinung iſt jetzt ganz für die Allianz mit Deutſchland, und dieſer Meinung hatte ſich der verſtorbene König immer gebeugt, und jetzt iſt die Hinneigung wohl noch größer geworden durch das Kommen des deutſchen Kronprinzen zum Leichenbegängnis und durch die entſchiedene Vorliebe des Königs Humbert für Deutſchland. Die armen Türken werden ihrem Schickſal überlaſſen; ich kann nicht ſagen, wie es mir leid tut und wie ſehr ich fürchte, daß Europa ſein laisser aller den Ruſſen gegenüber zu bereuen haben wird.

Nun iſt auch der Papſt drüben im Vatikan geſtorben, ſo kurz nach dem Tode im Quirinal, gerade als wenn ſie ſich das Wort gegeben hätten! Das Konklave, dem die Fremden insbeſondere mit größter Neugier entgegenſahen, iſt ſehr raſch und faſt unbemerkt nicht mehr im Quirinal, ſondern im Vatikan vorübergegangen. Es war ein merkwürdiges Zuſammentreffen, alte und neue Zeit ſtanden ſich gegenüber, feindliche und unverſöhnliche Gegenſätze! Wer wird recht behalten von den beiden? Das alte Rom iſt noch ſehr ſtark, denn es iſt eine Weltmacht; es kommt darauf an, ob das neue Rom ſo hohe Kulturgedanken zu verwirklichen fähig iſt, daß ſie den alten, halb verbrauchten Stoff beſiegen, ſonſt wird der Gegenſatz noch lange dauern, vielleicht noch Jahrhunderte. Ich war in dieſen Tagen in einer Abendgeſellſchaft beim deutſchen Geſandten, Herrn von Keudell. Gregorovius war auch da, und ich ſprach mit ihm über die letzten Begebenheiten und ſagte, wie ſchade es ſei, daß dies tragiſche Zuſammentreffen nicht ein paar Jahrhunderte zurück läge. Wie ſchön würde er es ſonſt dargeſtellt haben, ein wirklich hiſtoriſches Drama: der noch jugendkräftige König und der müde Greis, in den beiden Paläſten, aus denen man ſich in

die Fenſter ſehen kann, ſterbend, der eine notgedrungen der Sieger; der andere der tief Beleidigte, nicht Vergebende, obwohl das Haupt der Kirche der allgemeinen Liebe und Verſöhnung. Es wäre ein Seitenſtück geworden, nur im entgegengeſetzten Sinn, zu dem ſchönen Bild, das er, Gregorovius, in der Geſchichte Roms entworfen, von dem Zuſammenſein Otto III. mit ſeinem Vetter Gregor V., den er zum Papſt gemacht (der erſte deutſche Papſt). Beide Jünglinge, von hoher Bildung und edler Geſinnung, zuſammen im Lateran, einen Traum beglückender Weltherrſchaft träumend. Aber dieſe Idealiſten gingen unter mit ihrem jugendlich holden Traum, und jene modernen Alten blieben, ein jeder das Szepter feſt an ſich drückend, ein jeder ſterbend rufend: „non possumus!“

Ich ſchrieb von der Art, wie man intimere Korreſpondenzen führen ſolle, in Tagebuchweiſe und fügte hinzu: ſo gibt's ein Stück Seelenleben — Verzeihung! ich habe mir vorgenommen, nicht mehr von Seele zu ſprechen; wieder ein Wort, das man aus der Sprache ſtreichen muß, alſo auch nicht mehr von Pſychologie, ſondern: graue Gehirnſtoffsfunktionologie. Werd ich nicht realiſtiſch? (Es waren dies Neckereien wegen Rées wiſſenſchaftlichem Realismus und meinem angefeindeten Idealismus.)

Ich ſprach von einem gemeinſchaftlichen Freunde, an dem ich eine ſeltſame Erfahrung gemacht hatte. Ach Männer, Männer, welch ein Geſchlecht! Ewig werden euch die Philinen beſſer gefallen, als die edlen, gebildeten Frauen. Deshalb proteſtiert ihr auch ſo gegen alle Beſtrebungen, die Frauen zu einer höheren Bildungsſtufe zu erheben. Nun gut, wenn es nicht mit euch ſein kann, ſo wird es ohne euch und trotz euch geſchehen. Ja, ich möchte jetzt Kreuzzüge predigen, nicht gegen die armen Türken, die ſind doch ehrlich mit ihren Harems, aber zum energiſchen Vorgehen möchte ich

Frauen und Mädchen anfeuern, zum edlen Kampf mit den Waffen der höchſten Bildung, der höchſten Sitte. Die Zahl meiner unbekannten Freundinnen mehrt ſich auch zuſehends. Aus Winterthur erhielt ich einen Brief von einer Schweizerin, die mir die Zuſtimmung und Sympathie eines ganzen Kreiſes verſichert. Zwei Damen aus Danzig ſind hier, die mir mit Liebesverſicherungen entgegenkamen, kurz, ich ſehe einen tiefen Wunſch erfüllt: auf die Frauen einen ermutigenden Einfluß auszuüben. Nicht, daß ich mir einbildete, es wäre etwas Großes! Aber es iſt die Korallenarbeit, die mit ihrem kleinen Anteil hilft am Bau der Zeiten, durch die Arbeit an der Veredelung meines Geſchlechts, der ich die wichtigſten Folgen für das Kulturleben der Menſchheit zuerkenne.

Ich glaube nicht, daß Sie die Richtigkeit einer Beobachtung daran meſſen können, wenn Sie die objektiv gemachte nun *in ſich* beſtätigt finden. Keines Menſchen Inneres iſt ein Makrokosmos, in dem ſich alle und jede Möglichkeit von Regungen findet, um danach zu urteilen; ich glaube ſogar, daß es ein gefährliches Experiment iſt, zu viel in ſich zu blicken, um eine objektiv gültige Wahrheit hinzuſtellen. Selbſt der Genius, der doch am meiſten die Fülle der Welt in ſich trägt, muß dennoch viel ſehen und beobachten, um wahr zu geſtalten. Mir ſcheint, man muß dabei verfahren wie der Phyſiolog, dem erſt eine ungeheure Anzahl von Beobachtungen mit dem gleichen Reſultat den Ausſpruch eines allgemein gültigen Geſetzes geſtatten. Auch ſelbſt Larochefoucauld finde ich gar nicht immer allgemein gültig; er bleibt zu oft nur von ſeinem Kreiſe, der Geſellſchaft ſeiner Zeit, ſeiner Nationalität beſtimmt.

Am Weihnachtsabend war ich ganz allein und gedachte des Jahres, wo wir in Sorrent ſo fröhlich beiſammen waren. Schöne Bilder aus der langen Lebenszeit umgaben mich faſt wie lebende Gegenwart, und ich befand mich in einem fort-

währenden, inneren Gebet für alle, die ich liebe. Kennen Sie dieſe Art des Gebets auch? Es iſt vielleicht die einzig wahre, denn ſie richtet ſich nicht an ein Güter ſpendendes Weſen und verlangt nichts Irdiſches. Es iſt nur eine ſo intenſive Stimmung der Liebe, der Reinheit, des Friedens, daß im Gegenteil alles Irdiſche darin verſchwindet, und nur ein ſegnendes Umfaſſen der liebſten Menſchen, eine große Verſöhnung mit allem Schickſal übrig bleibt und der Chriſtgeſang zur Wahrheit wird: Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen. In ſolchen Stimmungen verſteht man alles und verzeiht deshalb alles.

Meine Geſellſchafterin lieſt mir jetzt abends den Tacitus vor, der mich ganz glücklich macht. Ja, dieſe klaſſiſche Ruhe und Klarheit der Darſtellung iſt wie ein wohltätiger Balſam, der erquickt und ſtärkt. Warum haben wir modernen Menſchen dieſe höchſte Bildung nicht, einfach zu ſein? Ich glaube, weil wir zu ſubjektiv ſind, zu ſehr alles im Spiegel unſeres Ichs betrachten, anſtatt uns ganz der Anſchauung des Objekts hinzugeben und uns dabei zu vergeſſen. So ſagte mir Stein neulich viel Schönes über Michelangelo und die Capella Sixtina, worüber ich mich ſehr freute, dann aber ſetzte er hinzu: „aber lehren tut mich Michelangelo nichts, ich habe das alles ſchon in meiner einſamen Studierſtube erlebt und gewußt.“ Das iſt's, was dem modernen Menſchen anhängt, er glaubt ſich zu früh reif und meint, er habe nichts mehr von den Großen zu lernen, ohne zu bedenken, wieviel er bereits von ihnen gelernt hat, und wie anders ſein ſubjektives Erkennen ſein würde, hätten ſie ihm nicht den Weg gezeigt.

Ach, die Einſamkeit, wieviel Schmerzliches ſie auch hat, verwöhnt den Menſchen doch, und es bleibt ein ewiges Schwanken in der Seele zwiſchen der Sehnſucht nach denen,

die man liebt, und nach der einzig unerſchütterlich treuen Gefährtin der Einſamkeit. Die Säulenheiligen hatten eigentlich recht. Sie wußten, daß man ein Ende machen muß mit dieſem Schwanken, und daß nur in unerreichbaren Wolkenfernen das Herz endlich verſtummt vor dem denkenden Geiſt, der ſeine letzten Aufgaben zu löſen hat.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Geſtern ſprach ich mit dem hieſigen Arzt (in einem Kurort in der Schweiz), einem ſehr intelligenten, jungen Mann, und ſagte ihm, mein einziger, letzter Anſpruch ſei, noch arbeitsfähig zu bleiben, da die Arbeit doch das einzige ſei, was ſich nicht als Illuſion erweiſe, und uns die letzte, wirkliche Befriedigung gebe. Er meinte, ja, aber auch das ſei ſchließlich Illuſion, denn wie gering ſei die Wirkung, die von ihr ausgehe, die Werke des Genius vielleicht allein ausgenommen. Ich gab ihm das zu, ſagte aber, die Bedeutung der Arbeit läge nicht ſowohl in ihrer Wirkung, als in der Betätigung der Individualität, ſo ſcheint es mir, es iſt derſelbe Vorgang im Mikrokosmos, der ſich im Makrokosmos in großen Verhältniſſen begibt. Das Schaffende, was es auch ſei, ob Wille, ob Anziehungskraft in den Atomen (Rées Theorie), ob ein geiſtiges Prinzip, immer muß es ſich individualiſieren, ſich betätigen, ſich gegenſtändlich werden, ſo auch in uns.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß Sie ein ſolcher Revolutionär werden, et à tout prix das Weltganze neu organiſieren wollen, amüſiert mich ſehr. Ja, es iſt das eben der Traum, den wir alle geträumt haben, daß eine ſolche Reorganiſation möglich ſei. Sie iſt es aber nicht; die Welt träte ſonſt aus dem Geſetz der Kauſalität heraus. Freilich, der zur höchſten Einſicht gereifte Intellekt wäre auch die Wirkung aller vorhergegangenen Urſachen, und inſofern wäre ſeine Reform in der Kauſalitätskette mit einbegriffen; aber nicht bloß das Prinzip ſelbſt, ſondern auch die Mittel und Wege, mit denen es ſich verwirklicht, ent-

wickeln ſich nur langſam, denn der Faden der Gewohnheit iſt nicht plötzlich abzureißen; er iſt nur allmählich in ein neues Gewebe zu verwandeln. Das iſt dann die Aufgabe der helfenden Mächte, die dem die höhere Organiſation anſtrebenden Intellekt zur Seite ſtehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mir ſcheint jetzt der einzig mögliche und wirkungsvolle Schwerpunkt der Neu-Organiſation der Geſellſchaft, der wir zuſtreben, der zu ſein: die möglichſt große Entwicklung des Intellekts und die materielle Verbeſſerung der bedürfenden Klaſſen; infolgedeſſen die Verminderung ſinnlicher Bedürfniſſe und die Abnahme der Herdenproduktion der Menſchheit. Denn wo werden die meiſten Kinder geboren? In den armen, materiell entbehrenden, unwiſſenden Klaſſen, und das iſt ganz natürlich unter den jetzigen Verhältniſſen. Der unwiſſende Proletarierteil der Geſellſchaft wird alſo vermehrt. Sollte das auch ſelbſt vom rein national-ökonomiſchen Standpunkt aus ein Gewinn ſein? Gewiß nicht. Noch weniger vom philoſophiſch-humaniſtiſchen. Liegen unſere höchſten Kulturzwecke darin, daß ein dicht bevölkertes Land viele Arme habe für Induſtrie, Handel uſw. und ſchließlich für Kanonenfutter? Dreimal nein! Sie liegen darin, daß ein intelligentes Volk die Erde zu einem Wohnſitz denkender, fühlender, künſtleriſcher Weſen mache, die den Vorteil der Anzahl durch die Vorzüge höherer Intelligenz und Bildung bei weitem übertreffen und die geiſtigen Ziele höher ſtellen als das bloße Wohlleben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin mit Ihrem Satz über das Mitleid nicht einverſtanden. Schopenhauer ſagt nicht, daß jeder Menſch von Natur dieſes als l o b e n s w e r t e m p f i n d e t, ſondern er ſagt, es iſt das einzig Ethiſche, weil wir in ihm uns nicht als egoiſtiſche Einzelweſen fühlen, ſondern das fremde Leiden wie unſer eigenes empfinden, und die gemeinſame Laſt

des Daſeins im Mitgefühl gleichſam dem anderen tragen helfen. So iſt es, deshalb iſt es gut, gar nicht aus chriſtlichem Aberglauben, ſondern aus dem einzigen, was den Menſchen adelt und ihn über das Tier in ihm erhebt. Und allerdings iſt das Mitleid, wie alle anderen Grundtriebe unſeres Weſens, eingeboren, denn ſonſt könnten ſie ſich nie entwickeln. Wozu kein Keim da iſt, kann ſich nichts entwickeln. Aber dieſe Keime liegen in uns gebunden, und unſere Aufgabe iſt es, ſie zur Blüte zu bringen.

Am 2. Juni 1882 war in Italien einer jener Augenblicke, wo dasſelbe Gefühl in Millionen Herzen zittert, und die Tränen derſelben Trauer in Millionen Augen perlen. In ſolchen Augenblicken verſchwinden die kleinen Ränke, die böſen Triebe des Neides und Haſſes, die ſelbſtſüchtigen Anfeindungen der Parteiwut, die Leidenſchaften, die in blindem Eifer die ruhige Klarheit trüben, die allein die Menſchen zu edler Entwicklung und zum Frieden führen kann. Die Maſſen begreifen dann inſtinktiv ein höheres Prinzip, das ſich ihnen in einer konkreten Geſtalt dargeſtellt hat, und man fühlt mit tiefer Genugtuung, daß die Tugend dennoch eine Macht iſt, vor der in den Weiheſtunden des Lebens die Menſchheit das Knie beugt, und das Laſter, trotz ſeiner unermeßlichen Gewalt, verſtummt.

Schon hat der Telegraph es der Welt verkündet, was dieſen Augenblick hervorgerufen hat: Joſeph Garibaldi iſt tot! Kein Land der modernen Geſchichte hat eine ſolche Menge wahrhaft epiſcher Geſtalten in einer verhältnismäßig kurzen Epoche hervorgebracht, wie Italien in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, und wenn es mit tiefem Weh jetzt eine nach der anderen von ihnen verſchwinden ſieht, ſo bleibt ihm der Troſt, daß ihr Ruhm weit hinaus in die Zukunft leben, ja vielleicht noch heller ſtrahlen wird, wenn die Hand des Hiſtorikers einſt in unparteiiſcher Betrachtung die einzelnen Züge der Perſönlichkeiten und die Ereigniſſe zu einem

großen Bilde vereinigt. Unter den vielen aber ragen zwei beſonders hervor: Mazzini und Garibaldi. Dieſer hat den erſten um zehn Jahre überlebt, und wiewohl ſeine Kraft längſt gebrochen war, und er, ein ſiecher Held, auf ſeinem Schmerzenslager ruhte, ſo trifft die Nachricht ſeines Todes doch alle unvorbereitet; wie ein elektriſcher Schlag bebt es durch ganz Italien, von Nord nach Süd, daß ein nationales Unglück es betroffen. Beim Tode des Königs Viktor Emanuel war die allgemeine Erregung nicht größer und ſicher nicht ſo innig, als ſie jetzt iſt. War Garibaldi doch ebenſo, wenn nicht mehr, der Befreier geweſen, wie jener. Man muß Italien kennen, um ſich vorſtellen zu können, mit welcher Spontaneität ſich hier ein ſo tiefergreifendes Gefühl kundgibt. Kaum war die Trauernachricht in das Publikum gedrungen, ſo hatten ſich alle Läden geſchloſſen, an den Fenſtern und Balkonen wurden die Fahnen, mit Trauerflor bezogen, ausgeſteckt; ſchwarzberänderte Anzeigen erſchienen an den Mauern und wurden in den Straßen ausgeboten. Die Kammer, der Senat, das Munizipium hielten Sitzungen, um Beſchlüſſe zu faſſen, der König Umberto ſchickte alsbald ein Telegramm an die Familie nach Caprera und ließ die große Revue abbeſtellen, die zur Feier des Feſtes der Konſtitution ſtattfinden ſollte. Ebenſo wurde das berühmte Feuerwerk, die Girandola genannt, aufgeſagt, das in päpſtlicher Zeit um Oſtern, jetzt an dieſem Feſttag jährlich abgebrannt wird. Die Theater blieben geſchloſſen. Der Korſo zeigte am Abend das Bild einer Aufregung, wie ſie nur ein großes, erſchütterndes Ereignis hervorrufen kann. Dichtgedrängt ſtanden die Volksmaſſen zuſammen, die ſchwarzberänderten Blätter leſend oder in ſtummer Ergriffenheit miteinander fühlend.

Rom hatte ſeinen Helden der Jahre 48 und 49 nicht wiedergeſehen, bis zum Winter des Jahres 74. Wer damals in Rom war, wird ſich des Jubels erinnern, mit dem der Volksheld gleich einem Triumphator der antiken Welt empfangen wurde, der Tauſende, die am Bahnhof ſeiner Ankunft harrten, des Anblicks, wie er des Gebrauchs

der Glieder damals noch nicht beraubt, ſtehend im Wagen, dem man die Pferde ausgeſpannt hatte und den begeiſterte Männer zogen, nach allen Seiten dankend grüßte. Man wird ſich erinnern, wie er in der Aula des Parlaments mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde, als er kam, ſeinen Sitz als Deputierter einzunehmen, und wie der König Viktor Emanuel ihn empfing und auszeichnete. Vor allem aber wird man ſich erinnern, wie er die Furcht Lügen ſtrafte, die ſein Erſcheinen in Rom als den Anfang revolutionärer Unruhen bezeichnet hatte. Der edle Kriegsheld kam nur mit Miſſionen des Friedens; die Urbarmachung der römiſchen Campagna und die Regulierung des Tiberbettes — das war die Revolution von eingreifenden Folgen für die Geſundheitszuſtände und die Wohlfahrt Roms, die er zu bewerkſtelligen wünſchte.

Leider wurden ſeine großen, praktiſchen Pläne nicht ausgeführt, wie denn überhaupt ſein Alter ſchmerzvoll genug war, nicht bloß durch phyſiſche Leiden, ſondern durch herbe Enttäuſchungen für ſeinen edlen, uneigennützigen Patriotismus. Ich ſah ihn nur einmal, als ich am Morgen, wo ſeine Empfangszeit war, in die Villa vor der Porta Pia, wo er wohnte, ging, ihn zu begrüßen. Er ſaß in ſeinem nun typiſch gewordenen roten Hemd, ſein kleines Mützchen auf dem Kopf, hinter einem großen Tiſch, der mit Karten und Druckſachen bedeckt war, um ihn im Halbkreis ſaßen die Beſuchenden, deren Zahl jeden Tag unendlich groß war und unter denen an jenem Morgen ſich Depretis, damals noch nicht Miniſter, befand (wie denn auch Minghetti ſeinen morgendlichen Spazierritt täglich nach der Villa lenkte). Viel mit ihm zu reden war unter dieſen Bedingungen unmöglich, aber es war eine Freude, ihn wiederzuſehen, wenn er freundlich nach italieniſcher Weiſe mit der Hand grüßend von ſeinem Sitz aus mit dem bezaubernden Wohllaut ſeiner Stimme rief: „addio, addio!“, das von ihm, wie übrigens häufig in Italien, als Willkommensgruß geſagt wurde.

Rom hat ihn nicht wiedergeſehen, denn er ging, entmutigt

und enttäuſcht über die Geſtaltung der Dinge, früher als er gewollt hatte, auf ſein Eiland zurück. Aber Palermo hat die wehmutvolle Freude gehabt, daß Garibaldis letzter Beſuch ihm gegolten, und der unſagbar herrliche Empfang, den Sizilien bei Gelegenheit der ſechshundertjährigen Feier der ſizilianiſchen Veſper dem greiſen Helden bereitet, und die Beweiſe begeiſterter Liebe, mit denen es ihn umgeben hat, werden nun wie der letzte, ſchöne Kranz von eines ganzen Volkes liebender Verehrung ſich um das Bild des edlen Toten ſchlingen.

Viele Städte wünſchen ſich ſchon die Ehre, die ſterblichen Überreſte Garibaldis zu beſitzen, vor allen Rom, ja es wurde der Vorſchlag laut, dieſe im Pantheon, wohin man auch Viktor Emanuel gebracht, beizuſetzen. Der letzte Wille Garibaldis, der ſoeben bekannt wird, entſcheidet die Frage feſt und für immer. Er lautet: „Da ich teſtamentlich die Verbrennung meines Leichnams verordnet habe, ſo beauftrage ich meine Frau mit der Vollſtreckung dieſes meines Willens, ehe irgend jemand von meinem Tod benachrichtigt wird. Wenn ſie vor mir ſterben ſollte, werde ich dasſelbe für ſie tun. Es ſoll eine granitne Urne verfertigt werden, um ihre und meine Aſche einzuſchließen. Die Urne ſoll auf der Mauer hinter dem Sarkophag unſerer Kinder unter der Akazie, die ihn beſchattet, aufgeſtellt werden.“ — Man wartet auf die Kinder Garibaldis aus erſter Ehe, die bei ſeinem Tode nicht anweſend waren, um dieſen ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Es läßt ſich nichts der ganzen Geſtalt und dem Charakter des einfachen Mannes würdig Paſſenderes denken, als dieſe Auflöſung der zu verſchwindenden Form. Die läuternde Flamme wird, wie bei den antiken Helden, das Irdiſche verzehren, und das kleine Felſeneiland, wohin er zurückkehrte, nachdem er Viktor Emanuel ein Königreich geſchenkt hatte, wo er in beſcheidener Zurückgezogenheit mit den Seinen lebte, und wo ſein edles Herz zu ſchlagen aufhörte — iſt das rechte Piedeſtal für die Urne, die die Aſche eines jener Menſchen enthalten wird, wie ſie in unſerer Zeit immer

ſeltener werden, die die erkennende Nachwelt aber den edelſten Helden der alten Zeit zur Seite ſtellen wird.

Auch von ihm, wie von Mazzini, entwarf Alexander Herzen ein ſchönes, nie übertroffenes Bild, ich erinnerte mich daran in dieſen Tagen: „Mit Garibaldi wurde ich erſt im Jahre 1854 in London näher bekannt, als er von Südamerika zurückkam als Kapitän eines Schiffes, das in den Weſtindien-Docks auf der Themſe lag. Ich ging mit einem ſeiner früheren Gefährten im römiſchen Krieg, ihn zu beſuchen. In ſeinem dicken, hellfarbigen Paletot, ſeinem bunten Tuch um den Hals und dem kleinen Mützchen auf dem Kopf erſchien er mir mehr gleich einem vollkommnen Seemann, denn als der Führer des römiſchen Heers, deſſen Bild mit phantaſtiſcher Kleidung damals in der ganzen Welt verkauft wurde. Die gutmütige Einfachheit ſeines Benehmens, die Abweſenheit aller Prätenſion, die unverkennbare Herzensgüte, mit der er uns empfing, gewannen ihm gleich meine Neigung. Seine Schiffsmannſchaft beſtand hauptſächlich aus Italienern, er war der Befehlshaber und ſicher ein ſtrenger; aber er wurde dennoch von allen geliebt und verehrt, alle waren ſtolz auf ihren Kapitän. Er gab uns ein Frühſtück in ſeiner Kajüte und bewirtete uns mit beſonders zubereiteten Auſtern aus Südamerika, mit getrockneten Früchten und Portwein. Plötzlich ſprang er auf und rief: „Halt, mit Ihnen muß ich einen andern Wein trinken.“ Er lief aufs Verdeck, und darauf erſchien ein Matroſe mit einer Flaſche. Garibaldi lächelte und füllte unſere Gläſer. Was konnte man da nicht erwarten von einem Mann, der von jenſeits des Ozeans kam? Es war aber nichts anderes als Belett, Landwein von Nizza, ſeiner Heimat, den er nach Montevideo und von da wieder nach London immer mit ſich führte. In unſerer gemütlichen Unterhaltung aber fühlte ich, daß ich mich in der Gegenwart einer außerordentlichen, großen Natur befand. Ohne daß er Phraſen und Gemeinplätze brauchte, erkannte man in ihm doch den mächtigen Volksführer, der ſelbſt alte, erfahrene Soldaten durch ſeine Taktik in Erſtaunen geſetzt

hatte, und es war nicht ſchwer, in dieſem ſchlichten Schiffskapitän den verwundeten Löwen zu erkennen, der nach dem Fall von Rom nur Schritt vor Schritt der Übermacht wich, und nachdem er ſeine erſten Gefährten verloren hatte, Soldaten, Bauern, Räuber, wen er nur finden konnte, zuſammenrief, um einen neuen Schlag auf den Feind auszuführen. Und das geſchah nach dem Tode ſeiner heißgeliebten Frau, die den Mühſalen und der Angſt eines ſolchen Feldzuges erlegen war. Schon in dieſem Jahr 1854 wichen ſeine Anſichten weſentlich von denen Mazzinis ab, obgleich ſie perſönlich ſehr gut zuſammen ſtanden. Er ſagte in meiner Gegenwart zu Mazzini, daß es nicht ratſam ſein würde, das piemonteſiſche Gouvernement zu reizen, daß zunächſt das Nötigſte ſei, ſich vom öſterreichiſchen Joch zu befreien, und daß er ſehr zweifle, ob Italien ſchon für eine Republik reif ſei, wie Mazzini ſie wünſche. Er war entſchieden gegen jeden Verſuch einer Revolution. Als er London verließ, ſagte ich ihm, daß mir ſein Seeleben außerordentlich gefalle, und daß er unter allen politiſchen Flüchtlingen das beſte Teil erwählt habe. „Wer hält die anderen ab, ein Gleiches zu tun?“ ſagte er mit Wärme. „Es war dies immer mein Lieblingstraum und iſt es noch, Sie mögen nun darüber lachen oder nicht. Die Menſchen in Amerika kennen mich; ich hätte dort drei bis vier Schiffe haben können, um die ganze Emigration aufzunehmen. Alle Mannſchaft würde aus den politiſchen Flüchtlingen genommen ſein. Was iſt denn jetzt in Europa zu tun? Entweder Sklave ſein, oder ſich ruinieren laſſen, oder ſtill in England leben. In Amerika ſich niederzulaſſen iſt noch ſchlimmer, dann iſt alles vorbei, denn das iſt ein Land, in dem man das Vaterland vergißt, und das einem zur zweiten Heimat wird, wo es andere Intereſſen gibt und alles anders iſt als hier. Menſchen, die ſich in Amerika niederlaſſen, ſcheiden aus der alten Welt aus. Was könnte aber beſſer ſein als mein Plan?“ ſetzte er mit vor Begeiſterung ſtrahlenden Augen hinzu: „Die ganze Emigration um ein paar Maſte verſammelt, auf dem

Ozean lebend, gehärtet durch ein rauhes Matroſenleben, im Kampf mit Elementen und Gefahren — das wäre eine ſchwimmende Armee, unnahbar, unabhängig und immer bereit, wenn es der Freiheit gilt, an irgendwelchem Ufer zu landen."

In dieſem Augenblick erſchien er mir wie „einer jener klaſſiſchen Helden, eine Geſtalt der Aeneïde, der in einem anderen Zeitalter lebend, ſeine Legende, ſeine arma virumque cano gehabt haben würde". Soweit Herzen. Er hat es nicht mehr erfahren, daß Garibaldi wirklich ſchon ſeine Legende hat bei dem Volke in Neapel, das feſt überzeugt iſt, daß es immer einen Garibaldi geben wird und jetzt ſchon den Tag des heiligen Joſef mehr zur Erinnerung an dieſe neue legendäre Geſtalt, als um des alten Heiligen willen feiert. Doch fehlen auch jetzt die Stimmen nicht, die ſtets die großen Geſtalten, die aus der Geſchichte in die Legende übergehen, verunglimpfen, da die Menſchheit es ja nicht laſſen kann, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. So wagt man es von deutſcher Seite, dieſem einfachen, ehrlichen Volksmann Beſtechlichkeit und Gewinnſucht vorzuwerfen. Weiß ich doch gewiß, daß man ihm in England, wohin er nach der vollbrachten Einigung Italiens eingeladen als Gaſt des Herzogs von Sutherland ging und wo er die Huldigungen der ganzen engliſchen Ariſtokratie empfing — eine große Beſitzung und ein anſehnliches Vermögen dazu anbot, als Beweis der unbegrenzten Verehrung, die ihm die Engländer zollten, daß er aber entſchieden alles ablehnte und raſch in ſeine beſcheidene Häuslichkeit auf Caprera zurückkehrte. Da lebte er in patriarchaliſcher Einfachheit, liebevoll ſorgend für alles, was ihn umgab. Ein Freund erzählte davon unter anderem das folgende rührende Beiſpiel: „Eines Tages vermißte man ein junges Lämmchen, durch die Wehklagen der Mutter aufmerkſam gemacht. Garibaldi und der bei ihm befindliche Freund machten ſich alsbald auf, das Tierchen zwiſchen den Klippen und Felſenſpalten der Inſel zu ſuchen.

Man fand es aber nicht, und endlich begaben ſich abends alle ermüdet zur Ruhe. Der beſagte Freund konnte nicht ſchlafen, und als tiefe Stille im Hauſe herrſchte, hörte er, wie die Tür von Garibaldis Zimmer ſich leiſe öffnete und dieſer vorſichtig, um kein Geräuſch zu machen, das Haus verließ. Nach längerer Zeit, noch mitten in der Nacht, hörte er ihn zurückkommen und erfuhr am folgenden Tag, daß Garibaldi das Tierchen nach langem Suchen noch gefunden und, da es vor Kälte zitterte, zu ſich ins Bett genommen habe, um es zu erwärmen und am Morgen der Mutter zurückzugeben. Solche Züge ſagen mehr als Worte!

Als nun im März 1882 nach 600 Jahren der Jahrestag der ſizilianiſchen Veſper wiederkehrte, die in der Geſchichte jener ſchönen Inſel ein Denkmal von dem edlen Unabhängigkeitsſinn der Bevölkerung bleibt, bereitete Palermo ein großes Feſt und lud vor allen anderen den ehrwürdigen Volkshelden dazu ein, der ſelbſt wie eine Erſcheinung aus dem heroiſchen Zeitalter der Menſchheit war. Hatte er doch für das herrliche Inſelland beinah Ähnliches vollbracht, wie einſt Johann von Procida, nämlich ihm Freiheit und Unabhängigkeit gegeben durch ſeinen Zug der Tauſend, der eher einem Geſang des Homer glich, als einem modernen Feldzug. Garibaldi, obwohl ſchon alt und ſehr krank, machte ſich zu dieſer letzten Feier ſeines Heldenlebens auf. Seine Reiſe war wie ein Triumphzug; an jeder Station mußte der Zug anhalten, damit die Bevölkerung den geliebten, greiſen Führer noch einmal ſehen könne, und nur die Rückſicht auf ſeine Geſundheit mäßigte etwas den Jubel, mit dem man ihn in Palermo empfing. Garibaldi dankte der enthuſiaſtiſchen Stadt mit einem Brief, worin er ſie aufforderte, ſtets die erſte zu ſein, um das kaum entſtandene Italien vor äußeren und inneren Gefahren zu ſchützen. Insbeſondere warnte er ſie vor dem Papſttum, und erinnerte ſie daran, daß 1282 es der Papſt geweſen ſei, der die Räuber geſchickt habe, die ſie ſo helden-

mütig in die Flucht getrieben hätte. Er ſchloß den Brief folgendermaßen: „Bilde in Deiner Mitte, in der ſo viele großmütige Herzen ſchlagen, eine Verbrüderung unter dem Namen ‚Befreierin der menſchlichen Intelligenz', deren Aufgabe es ſei, die Unwiſſenheit zu bekämpfen, den freien Gedanken zu wecken und dem Volke, anſtatt der Lüge, die Religion des Wahren und Guten zu lehren." Wie würde das Herz des edlen Volksmanns geblutet haben, hätte er es erlebt, das Elend dieſer Tage zu ſehen, das ſein geliebtes Inſelvolk wieder dazu trieb, in Waffen aufzuſtehen, leider aber gegen die eigenen Brüder, die von der ſelbſtgewählten Regierung geſendet wurden zu dem ſogenannten „Ordnungsſtiften" im traurigen ſozialen Krieg. (Vor einigen Jahren, als das überhandnehmende Elend die Sizilianer zu revolutionären Aufſtänden trieb, die unter dem Miniſterium Crispi, der ſelbſt ein Sizilianer iſt, und einer der Tauſend unter Garibaldi geweſen war, mit Waffengewalt unterdrückt wurden!)

Gedachtes

Viele Gedichte Goethes kann man gar nicht bloß rezitieren, man muß ſie ſingen. Die Töne ergeben ſich von ſelbſt dazu, die Worte kommen ſo aus dem innerſten Leben, daß ſie Muſik in ſich enthalten, z. B. das „Über allen Gipfeln iſt Ruh". Geſtern abend nach dem glorreichſten Sonnenuntergang, vor der leuchtenden Klarheit eines römiſchen Sternenhimmels, mußte ich es ſingen mit einer wunderbaren Melodie, die ganz von ſelbſt den Worten entſtieg. Es wurde mir himmliſch wohl dabei.

„Arbeit iſt der göttlichſte Orden, ſo er je auf Erden geſtiftet iſt worden." So ſagt Hans Roſenblüt am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie ſagen wohl unſere Arbeiter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts?

Wir ſind ſelbſt das Metaphyſiſche, das Ding an ſich in der Erſcheinung, der umgekehrte Spiegel Schopenhauers. Dühring nimmt die Erſcheinung für bare Münze, und inſofern als ſie unſere einzige Kursbezahlung iſt, hat er recht. Aber ſie iſt nur corso forzoso, das Silbergeld iſt jenſeits der Erſcheinung. Doch iſt das eine vom anderen nicht zu trennen, und nur wer das Papiergeld in ſich ins edle Metall umſetzt, hat die volle Summe.

Das Karmân der Buddhiſten iſt die unendliche Folge von Urſache und Wirkung, deren Produkt wir ſind. Das Nirvâna iſt die Aufhebung des Karmân. Welch ein Licht!

Auf einſamem Bergpfad, hoch in den Alpen wandelnd, grauer drohender Himmel, freudloſe Alpennatur, ſtarr und kalt ringsum. Gewiß hat der Menſch von jeher Zwieſprache mit der Natur gehalten, gewiß haben Sonnenſtrahlen ihn erheitert und hat ſolch düſterer Ernſt wie hier ihm Ehrfurcht oder Furcht eingeflößt. Aller Götterglaube hat da ſeinen Urſprung. Sobald der Menſch da war, waren Frage und Antwort da.

Die Sprache kann nur durch die Gemeinſamkeit entſtanden ſein. Man kann ſich denken, daß ein einzelner Menſch Begriffe gehabt und die Gegenſtände außer ſich unterſchieden hat, ohne einen Ausdruck dafür zu ſuchen. Mit anderen mußte nach und nach ein Ausdruck gefunden werden, durch den man ſich den Begriff mitteilte.

Je weiter man im Leben kommt, je einfacher werden die Grundlinien des Charakters ſichtbar. Die Dinge, die uns die Welt angehängt hat, fallen ab; es bleiben der heilige Zorn und die Charitas, wie in der Kapelle Sixtina auf dem jüngſten Gericht: Chriſtus und Maria.

Eben las ich in dem lieblichen Buch über die Jugend

Michelets (von ſeiner Witwe herausgegeben), wie ſein Freund Poinſaut die Offenbarung der wahren Liebe durch den Tod der Virginie (im Roman „Paul et Virginie") erhält, indem Virginie lieber ſtirbt, als daß ſie die holde Scham verletzte, die ſie in der Nähe des Geliebten empfindet. Iſt es nicht ebenſo mit Tugend und Sittlichkeit? Die haben auch das Hindernis in ſich ſelbſt, das zu oft den irdiſchen Erfolg vereitelt. Der zur Tugend, zur wahren Sittlichkeit angelegte Menſch kann nicht gegen dieſe handeln, ohne ſich ſelbſt die tödliche Wunde beizubringen, die tiefer ſchmerzt als das, was man auf der anderen Seite verliert.

Sehr rührend und ſchön iſt die Erzählung des pſychologiſchen Vorganges in Poinſaut, der reinen Herzens war und deſſen Verſtand nur durch die frühen Mitteilungen unſittlicher Kameraden verwirrt wurde. Wenn man bedenkt, welche Wirkung jenes paradieſiſch unſchuldige Buch („Paul et Virginie") auf die damalige, durch ſo viele Korruption durchgegangene Welt hatte, ſo fragt man ſich, würde ein ſolches Buch heute nach Zola und ſeiner ganzen Schule noch ſo wirken? Ein ſchlimmes Fragezeichen für unſere Zeit, die ſich rühmt, ſo viel moraliſcher zu ſein als jene.

Wir armen Sterblichen machen uns wahrhaftig zuviel Sorge um die ſchweren Stunden, die wie ein Traum vergehen, während wir nie genug daran denken, das Ewige in die flüchtige Zeit zu bannen und dieſe dadurch aufzulöſen in einen bloßen Begriff, gleichſam in ein Hilfszeitwort, mit dem ſich unſere Vernunft das Ewige in verſchiedene Phaſen zurechtlegt.

Offenbar iſt die Furcht vor dem Tode ein Hauptmotiv in der ganzen katholiſchen Dogmatik. Das Paradies muß auf alle Weiſe gewonnen werden. Die guten Werke ſind das Mittel, der Hölle zu entfliehen.

Wie ſchrecklich iſt ſolch ein Vorleſen, wie das der M. ...! Sie lieſt laut für ſich, nicht für die andern. Es iſt ein ſeelenloſes, oberflächliches Leſen. Auch in ſolchen Dingen verrät ſich die Perſönlichkeit. Wie anders lieſt ein wirklich innerlicher Menſch!

Im Alter wird die Natur einem noch vertrauter und wichtiger als in der heißblütigen Jugend, die Teilnahme von ihr verlangt und ſich über ihren kalten Metallglanz ärgert. Das Alter hingegen ruht aus in der Objektivität der um individuelle Leiden und Freuden unbekümmerten, nach ewigen Geſetzen wirkenden Natur, in deren Schoß alles Lebendige nach überſtandenem Erdentraum zurückkehrt.

Der Intellekt iſt ja auch nur ein Teil der Erſcheinung und hängt von ihren Exiſtenzbedingungen mit ab, während das Unveräußerliche, der Charakter, das eigentlich Metaphyſiſche, das als Wille mit uns geboren wird, bleibt. Ein rührendes Beiſpiel hierzu erlebte ich kürzlich. Ein alter Künſtler, der in Rom ſeit ſeiner Jugend lebte und ſowohl wegen ſeiner Leiſtungen wie als Menſch hoch geachtet war, wurde nun durch Krankheit und Alter in einen Zuſtand völliger Hilfloſigkeit verſetzt und hing von den Dienſtleiſtungen ſeiner Frau und der Magd ab. Eines Tages kam das Bewußtſein ſeiner Lage, ſeines geiſtigen und phyſiſchen Abſterbens noch einmal mit Klarheit über ihn, und er fing an bitterlich zu weinen. Umſonſt verſuchten ſeine Frau und ſeine kleine Tochter ihn durch Liebkoſungen zu beruhigen. Ein Freund, der zugegen war, ſagte ihm endlich, er ſei doch noch gut daran, habe liebende Weſen um ſich, ihn zu pflegen, und brauche wenigſtens nicht zu darben; aber er ſolle des armen A... gedenken, eines einſt auch berühmten Künſtlers, der, älter und hilfloſer noch als er, niemand auf Erden habe, der für ihn ſorge, außer einem gemeinen Aufwärter, der ihm etwas zu eſſen bringe und ein paarmal am Tag nach ihm ſehe. Des alten Mannes Tränen ver-

ſiegten und er ſchwieg. Am folgenden Tag rief er die Köchin herbei und fragte ſie leiſe: „Könnten wir nicht dem alten A... ein Süppchen ſchicken?“

Wem würde bei ſo etwas nicht zumute, wie wenn ein Sonnenſtrahl durch finſteres Gewölk bricht? So bricht hier durch den ſich umnachtenden Intellekt, der an die Erſcheinung gebunden iſt, das Leuchten des Metaphyſiſchen, Unzerſtörbaren, das, jenſeits unſerer Erkenntnis, aus geheimnisvollen Urſachen uns den Charakter zubereitet hat; hier zeigt es ſich als die Güte, die, auch entkleidet von dem ſchmückenden Gewand des Intellekts und des Talents, in urſprünglicher rührender Schönheit zutage tritt.

Deshalb iſt auch der Tod guter Menſchen meiſt ſo ſchön und rührend, weil, ſelbſt wenn der Geiſt ſchon umflort iſt und erliſcht, die letzten Bilder und Worte, die das erſterbende Bewußtſein noch hervorbringt, der liebenswerten Natur entſprechen. So hatte z. B. mein Vater, deſſen liebevolles, edles Gemüt für ganz anderes gemacht war, als für die heißen Kämpfe der Politik und der Revolution, in denen ſein Leben verfließen mußte, ſchon einſchlummernd zum ewigen Schlaf, nur noch Vorſtellungen von Blumenwieſen und Vergißmeinnichtſträußen, von denen er lächelnd und leiſe flüſternd ſprach. Ich ſah nie einen Böſen ſterben, aber der Tod eines ſolchen muß ſchrecklich ſein, denn nun kommt das wahre jüngſte Gericht zum Vorſchein, und kein Blitzen des Verſtandes, kein Funkeln des im Leben erworbenen gleißneriſchen Schimmers kann den Abgrund des Weſens mehr verbergen. Bezeichnend iſt hierfür das Wort des Kaiſers Auguſtus, der, als er die letzte Stunde nahen fühlte, ſich freute, daß er nun endlich aufhören könne, Komödie zu ſpielen.

Im geiſtreichen Buch des Grafen Gobineau: „Sur la diversité des races humaines“ ſteht, daß die Makedonier über Athen ſiegten, weil ſie unvermiſchtes ariſches Blut hatten, und daß Athen an der Miſchung mit ſemitiſchem

Blut zugrunde ging. Da aber die Makedonier gar keine Kultur hervorbrachten und ſogleich in der Vermiſchung mit dem Orient untergingen, ſo iſt das doch kein Beweis ihrer Superiorität über die Raſſenmiſchung in Athen, die unleugbar den höchſten Glanzpunkt menſchlicher Kultur hervorgebracht hat. Warum hätte das nicht fortdauern ſollen, wenn nicht andere Urſachen des Verfalles dageweſen wären?

Malthus hat meiner Meinung nach darin recht, daß er die überhandnehmende Bevölkerung der Erde nicht als ein Glück anſieht. Nur darin hat er unrecht, daß er Krieg und Vernichtung als notwendige Mittel bezeichnet, um ſich der überflüſſigen Mehrzahl zu entledigen und der egoiſtiſchen Minorität den Genuß des Lebens zu ſichern. Der Wirklichkeitsphiloſoph meint, man ſolle die Natur nur zunächſt quantitativ verfahren und produzieren laſſen, ſie werde einmal an die Grenze kommen, wo ſie einhalten und qualitativ verfahren müſſe, um dann vielleicht eine höher organiſierte Menſchheit hervorzubringen. Ich denke, der Kulturmenſch ſolle es nicht der Natur überlaſſen, ſondern mit Bewußtſein darauf hinarbeiten; die Statiſtik beweiſt, daß die Vermehrung der Menſchenherde am zahlreichſten in den unterſten Geſellſchaftsklaſſen vor ſich geht, als Erſatz für höhere Lebensfreuden aus vorherrſchenden animaliſchen Trieben. Je mehr daher geiſtiges Leben und wahre Bildung zur Herrſchaft gelangen werden, je gebändigter wird der bloß animaliſche Trieb ſein, und je edler werden die Exemplare werden, denn darauf allein kommt es an.

Neulich ſagte eine verheiratete Frau, halb im Scherz und halb im Vorwurf, zu ihrem Mann, daß ſie gar nichts mehr für ihn ſei neben ihren zwei jungen Töchtern, die er zärtlich liebt. Eine ähnliche Erfahrung habe ich ſchon bei anderen Ehen gemacht. Iſt das vielleicht ſo, weil die Leidenſchaft, deren Gegenſtand die Frau war, befriedigt iſt, und weil der Egoismus des Mannes in den Kindern einen Teil

ſeiner ſelbſt wiederfindet, während die Frau ihm doch immer ein fremdes Weſen iſt? Das würde an Schopenhauers Idee der Ehe erinnern. Oder iſt's, weil das Hilfloſe des Kindes ihm noch mehr das Gefühl des Beſchützers gibt, als bei der Frau? Oder endlich — und das wäre die ſchönſte Erklärung — weil er im Kinde die Mutter doppelt liebt und im Kinde das Siegel ihres Bundes, ihr gemeinſames Vermächtnis an die Menſchheit ſieht?

Vor vielen Jahren, noch in England, ſchrieb ich einmal in mein Tagebuch: Am heutigen Abend ſpät ging ich auf der Inſel Wight am Meeresſtrand entlang, von einem Beſuch kommend, einen weiten Weg allein zurück. Es war heller Mondſchein; auf der einen Seite war der Weg von hohen Felſen begrenzt, auf der andern vom mondbeglänzten Meer. Dieſes Alleinſein in der Natur rührte mich, wie immer, tief; das elementare Leben umfing mich ſo heimatlich, ſo liebevoll. Deutlicher als je ſtieg das Bewußtſein meiner eigentlichen Beſtimmung in mir auf. Gibt es denn doch eine „Idée préexistante" im Menſchen, zu der ihn ſein ganzes Leben gewaltſam hindrängt? S c h a f f e n — das iſt's! Auf andere veredelnd wirken, Kinder, leibliche oder geiſtige, zeugen, das Leben fortſetzen, alſo immer der Zukunft entgegen, nie zurück! Das ſtößt die chriſtliche Theorie des ein für allemal gegebenen Ideals um. Aber das Weſentliche in jener Theorie bleibt, daß die Liebe, die nicht Schwäche, ſondern unangreifbare, unbeſiegbare Stärke iſt, ſchließlich das allein Siegende bleibt. Ja, Nazarener, am Kreuz beſiegteſt du dennoch die Welt! Es iſt nur viel tiefer, als die Dogmatiker denken.

Wenn man nach langen Jahren an einen Ort zurückkommt, wo man früher einmal gelebt hat, ſo überfällt einen, faſt mit Grauen, die Überzeugung, daß es immer dasſelbe iſt, was lebt. Alles, was wir einſt gekannt haben, iſt längſt im Grabe, eine neue Generation iſt an die Stelle getreten,

aber es ſind dieſelben Typen; was wir einſt jung geſehen haben, iſt wieder jung da; wir meinen Bekannte zu erkennen; es iſt dasſelbe ruhe- und zielloſe Treiben, dasſelbe Lachen, dasſelbe Weinen, dieſelbe Verliebtheit und Torheit, derſelbe alte, ewige Schmerz. Iſt das auch nur Gattungsbegriff wie beim Tiere? Entwächſt das Individuum, das den Gott in ſich enthüllte, dem allgemeinen Schickſal der Erſcheinung nicht? Iſt das nicht das einzige, was über die Erſcheinung hinausgeht, wieder Ding an ſich wird?

Ich fühlte von früh auf tief, wie notwendig es iſt, daß unſer Leben *Tat* werde, aber nicht bloß praktiſche Tat des Handelns, ſondern ideale Tat der künſtleriſchen Vollendung. Wir können uns nicht damit begnügen, daß wir den Marmor brechen, der einſt der Zukunft Göttertempel herſtellen ſoll, wir müſſen ihm auch gleichzeitig, ſchon wenigſtens in *einer* Form, die Ahnung eines idealen Lebens einhauchen, und wär' es auch nur in dem verſchwiegenen Umgang mit unſerer eigenen Seele.

Die Propheten gehen den neuen Epochen voran, die Philoſophen beſchließen die alten, ihre Ären nähern ſich demnach einander; deshalb verwechſelt man ſie ſo oft.

Heute haben zwei militäriſche Exekutionen ſtattgefunden, eine in Palermo und die des Soldaten Misdea in Neapel. Dieſer hatte ein entſetzliches Verbrechen begangen: ſieben Soldaten, zum Teil ſeine Vorgeſetzten, in einem Anfall von Wut erſchoſſen. Er war wie eine wilde Beſtie und dennoch kein ſchlechter Menſch. Im Gefängnis hat er gedichtet, und der Geiſtliche, der ihn beſuchte und ein guter Mann war, hat ihn beweint. Er war ein Sohn der wilden Berge, ein Calabreſe, ein heißblütiges, unerzogenes Weſen, ſeine Kameraden hatten ihn verſpottet und ſchlecht behandelt, und er hatte ſich gerächt. Hätte die Geſellſchaft ſich ſeiner angenommen, ihm die Mittel der Bildung gegeben, er wäre vielleicht ein ganz ausgezeichneter Menſch geworden. Da ſie

es aber nicht tat, ſondern ihn ſeinen wilden Inſtinkten überließ, ſo kam ſie nun geſetzlich dazu, dasſelbe zu tun, wofür ſie ihn ſtrafte: ſie mordete!

Welche Logik und welche Zuſtände!

Und dadurch ſoll die militäriſche Disziplin gebeſſert werden? Denn das iſt ja der Vorwand, unter dem man hier in Italien dieſe Exekutionen vollzieht, wo doch die Todesſtrafe abgeſchafft iſt. Es wird den Soldatenſtand verhaßt machen und auch die Regierung, die einen Menſchen zwei und einen halben Monat im Gefängnis hielt und ihn dann, ungeachtet des Proteſtes aller fühlenden Herzen, erſchießen ließ; dieſen wild aufgewachſenen, ungebildeten Menſchen, der, durch unverdienten Spott zur Wut gereizt, in einem Augenblick alles überwiegender Aufregung tat, was er bei kaltem Blute nicht getan hätte und was er tief und herzlich bereute. Der Beweggrund des Urteils war, wie ſchon erwähnt, die militäriſche Disziplin, womit demnach geſagt wurde, daß es für das Militär eine andere Moral gibt als für die anderen Staatsbürger, da man Mörder, die nicht in der Uniform ſtecken, in dieſem milden Lande nicht hinrichtet. Alſo nur weil der Soldat die Autorität im Vorgeſetzten reſpektieren muß, wird er, falls er es nicht tut, mit dem Tode beſtraft, während er als gehorſame Maſchine, auf Befehl, Hunderte im Kriege morden kann.

In Misdeas Fall waren die Prieſter die humane Partei, und die freiſinnige Regierung war die inhumane. Der Erzbiſchof von Neapel, Sanfelice und Monſignore de Luce, die den Verurteilten liebe- und erbarmungsvoll behandelten und tröſteten, werden im Herzen des Volkes einen Altar haben; die Richter Misdeas nicht.

„Gott iſt nicht gerecht, nur einer iſt gerecht — der Tod," ſagte mir eine alte Frau aus dem Volk, die neben mir ſtand auf der Straße, als eben ein glänzender Leichenzug vorüberging.

Joſeph de Maiſtre erkennt in ſeinem Buch „vom Papſt“, freilich in myſtiſchen Ausdrücken, die ungeheure intellektuelle Revolution an, die ſich infolge der politiſchen Revolution vollzogen hat. Er ſagt, die Sprache der Prieſter ſei abgenützt und überzeuge nicht mehr, die Sprache der Laien müſſe dafür eintreten. In dem anderen Buche, „Sur le principe générateur des constitutions“, erklärt er die religiöſen Analogien der Völker, vernichtet alſo die direkte Offenbarung. Er ſchlägt vor, in einer großen Stadt, auf antiken Überreſten, eine Statue von Chriſtus zu errichten mit der Inſchrift: „A l'Osiris chrétien dont les envoiés ont parcouru le monde.“ Er erkennt damit eine chriſtliche Mythologie an. O Joſeph de Maiſtre, liebenswürdiger, feiner Geiſt, ſympathiſch trotz deiner Irrtümer, wie konnteſt du dir ſo widerſprechen!

Wenn ich dem heiligen Auguſtin darin beiſtimmte, daß der Menſch des Beſitzes der abſoluten Wahrheit bedürfe, um glücklich zu ſein, und daß das bloße Suchen nach ihr ihn nicht befriedige, ſo würde ich mich alsbald in den Schoß der katholiſchen Kirche begeben, denn da iſt poſitive Wahrheit für alle Lebensprobleme. Wenn man es k a n n, muß es ſich ſehr bequem darin ruhen laſſen. Ich halte es aber mit Leſſing und glaube, daß in der Einſicht unſerer Beſchränkung, die es uns unmöglich macht, das Abſolute zu erkennen, die einzige Ruhe liegt, zu der wir gelangen können, indem wir dann erſt mit vollem Bewußtſein uns „immer ſtrebend bemühen“, und ſo der Erlöſung vom Schmerz des Unbefriedigtſeins teilhaftig werden.

Das Prinzip des Guten und Böſen iſt da, ſoweit das Bewußtſein zurückreicht; aber es geht nicht von einem Herrſcherwort aus, das den Menſchen feſſelt, denn damit bliebe immer ein Widerſpruch zwiſchen Freiheit und Gewalt. Das Gute iſt Freiheit der Entwicklung: alles, was eine ausgelebte Form verewigen will, iſt böſe. Darin iſt der

Geiſt auch dem unabwendbaren Geſetze der Natur unterworfen, daß er Hülle um Hülle zerbrechen, ſich ewig neue Formen, gleich den neuen Frühlingen, ſchaffen muß. Wer dem Einhalt tut, beſchränkt das Gebiet der Freiheit, tut Böſes, bereitet moraliſchen Tod.

Den Kampf des Lebens ſchon vor dem leiblichen Tod ausgekämpft haben, iſt das vielleicht eine neue Form der Religion? Nicht mehr der Schmerz und der Kampf, ſondern der Frieden und das Glück. Iſt alles Drängen und Treiben nur das Sehnen danach, und wird damit die Erde ſchon zur vergöttlichten Heimat? Es wären die Griechen, nur in höherer Potenz.

Erſt wenn die Hälfte des Lebens vorüber iſt, fangen wir an, unſere eigene Natur und ihre wahren Bedürfniſſe ganz zu verſtehen und fühlen dann den bitteren Schmerz, das an uns Verſäumte nicht nachholen, uns nicht ſelbſt zum vollkommenen Kunſtwerk machen zu können. Die Erziehung in den Händen einſichtsvoller Menſchen könnte uns vieles zu Bedauernde erſparen. Welche herrliche Aufgabe, und wie mangelhaft wird ſie meiſt noch erfüllt!

In der Neujahrsnacht von 1878 auf 79 lag ich ſchlaflos und hörte in Gedanken den letzten Akt aus Wagners Götterdämmerung, und bei der Stelle „Deine Raben hör ich rauſchen" fiel mir ein, wie doch faſt alle Götter Vögel zu Attributen hatten, wohl als die im Luftmeer Heimiſchen, dem Himmel Nahen, ſo Wotan die Raben, Zeus den Adler, Minerva die Eule, Venus die Tauben uſw. Wieder der geiſtreiche Symbolismus der Alten.

Oſtermorgen in Neapel. Himmliſcher Morgen! Der Veſuv raucht wie ein Opferaltar, Chriſt iſt erſtanden! Die alte Sage umklingt mich heute in aller Schönheit.

Der Sommer 1882 rief mich nun wieder nach Bayreuth, und zwar ſchon früh, um allen Proben zum Parſifal beizuwohnen, der zum erſtenmal aufgeführt werden ſollte. Als ich einige Jahre früher, im Sommer 78, zu Beſuch bei Wagners war, kam der Meiſter eines Tages aus ſeinem Arbeitszimmer oben im Haus zu uns herunter und ſagte: „So, nun habe ich meinen zweiten Akt fertig gemacht. Das iſt mir ſchwer geworden, ſo etwas ſchreib ich nicht wieder.“ Dann hörte ich von Liſzt aus dem erſten Akt ſpielen und drei Jahre ſpäter in Neapel, wie erwähnt, die erſte Gralsſzene ſingen. Nun war das Werk vollendet und zur Aufführung bereitet, und um nichts in der Welt hätte ich verſäumen mögen, dieſer erſten Aufführung beizuwohnen. Schon im Jahr vorher in Neapel hatte mich Joukowsky, der ein Haus in der Nähe von dem Hauſe Wagners gemietet hatte, aufgefordert, mich in dem Parterre, das er nicht benutzte, einzumieten, und ich war gern darauf eingegangen, da außer mir nur noch Stein im Hauſe wohnte und dies mir alſo ein ſehr ſympathiſches Trio wurde, das die Stimmung zuließ, wie ſie zur Anhörung des erhabenen Kunſtwerks einzig ſein mußte. Wie ſich nun in den Proben nach und nach dieſe Wunderwelt der Töne vor mir auftat, ſteigerte ſich von Tag zu Tag meine Ergriffenheit. In der Generalprobe, wo nur wenige Eingeweihte zugelaſſen waren, ſaß ich neben Liſzt, der die Partitur vor ſich hatte; plötzlich in Ekſtaſe ergriff er meinen Arm und ſagte ganz außer ſich: „Ce n'est pas à croire à ses oreillies!“ Seine älteſte Enkelin, die feurige Daniela von Bülow, die auf der anderen Seite neben mir ſaß, ſagte, als das Liebesmahl im Gralstempel zu Ende war und die Ritter ſich den Bruderkuß gaben: „Ich wollte, ich hätte einen Todfeind, um ihm in dieſem Augenblick zu vergeben.“ Das waren alles Zeugniſſe der Wirkung, die von dieſem Werke ausging und die ſich durch das Anhören ſämtlicher Aufführungen nicht abſchwächte, ſondern eher noch wuchs. Es iſt ſoviel ſeitdem über Parſifal geſchrieben worden, ſo viele haben ihn gehört,

daß es unnütz wäre, noch auf eine Analyſe einzugehen. Er iſt eben, wie das vollendete Kunſtwerk ſein ſoll, jeder Analyſe enthoben; er iſt da wie ein herrlicher Wunderbau, wie eine Göttergeſtalt des Phidias, wie alles Vollendete, vor dem die Kritik verſtummt, das man in ſich aufnimmt, wie man reinen Äther einſaugt, mit einem unausſprechlichen Wohlgefühl, und nach dem man ſich edler, allem Hohen verwandter, über alles Erdenleid verſöhnter fühlt.

Der törichte Irrtum, dieſes Werk als eine Rückkehr Wagners zu der orthodoxen dogmatiſchen Kirche anzuſehen, der ſich bald in Ermangelung anderer Kritik hervortat, konnte der erhabenen Schöpfung keinen Abbruch tun für den Verſtehenden. Der Gedanke der höchſten Idealität, wie er im Grunde der Legende des Neuen Teſtaments ſich in der Geſtalt des Jeſus von Nazareth ausdrückt, hat auch den Parſifal geſchaffen, hier noch verklärt durch die Macht der Töne, die wie eine Offenbarung des ewig Schönen die Erſcheinung umſchweben. Es war dies Werk das letzte Siegel, das ein großer Menſch auf ſein Leben drückt. Danach braucht man nichts mehr zu ſagen, noch zu tun; der Bund mit der Ewigkeit iſt geſchloſſen; das Tagewerk iſt vollbracht; das Zeitliche fällt ab, und der ewige Gedanke ſteigt auf, um unſterblich fortzuleben in den kommenden Geſchlechtern und im Verein mit allem dageweſenen wahrhaft Großen den Tempelbau des Geiſtes über der gemeinen Wirklichkeit zu erheben, in dem die reinen Seelen ihren Götterdienſt feiern und dem Ideal huldigen, das ſich ihnen durch den Mund des Genius verkündet.

Und es kam ſo, wie es kommen mußte, unſagbar ſchmerzlich nach der irdiſchen, erhaben bedeutungsvoll nach der ewigen Seite. In dem Winter, der dieſen herrlichen Wochen folgte, war ich wieder in meinem kleinen Heim in Rom, und Wagners waren in Venedig, einem Lieblingsorte Wagners. Ich hatte oft Nachricht von ihnen, auch durch Joukowsky, der gleichfalls dort war, und freute mich, daß es ihnen gut ging und daß ſie ſich in der herrlichen Lagunen-

ſtadt ausruhten von der Ermüdung, die notwendig mit den Aufführungen in Bayreuth verbunden iſt. Wer vermöchte daher meine tiefe Beſtürzung zu beſchreiben, als ich am 14. Februar 83, früh am Morgen, ein Telegramm von Joukowsky erhielt mit den Worten: „Wagner iſt geſtern plötzlich entſchlafen.“ Ich traute meinen Augen nicht, ich ſuchte zu hoffen, der italieniſche Telegraphiſt habe falſch geleſen und falſch geſchrieben, aber die traurige Wahrheit drängte ſich mir doch auf, und ich fuhr eilig zu der mir innig befreundeten Tochter von Donna Laura Minghetti, die kürzlich in Rom angekommen war und noch im Hotel wohnte. Ich fand ſie in Tränen, ſie hatte es auch erfahren; ſie, ſelbſt ausgezeichnete Muſikerin, war Wagner und ſeinem Werk ebenſo ergeben wie ich. Wir teilten den gemeinſamen Schmerz, der nur darin Troſt fand, daß es gerade nach der vollendeten Aufführung jenes Werks der erhabenſten Verſöhnung und des reinſten Friedens hatte ſein müſſen, ein Abſchluß der irdiſchen Erſcheinung, wie er nicht verklärter und — ich gebrauche das verpönte Wort mit vollſter Überzeugung — metaphyſiſcher gedacht werden konnte.

Lange Zeit bangte mir um das Werk von Bayreuth. Jahre vergingen, ehe ich wieder dorthin zu gehen mich entſchließen konnte, wo nun der Schöpfer fehlte, in dem ich nicht nur den Genius verehrt, ſondern auch einen Freund gefunden hatte; aber das Schickſal war diesmal, was es nicht immer iſt, groß dem Großen gegenüber, und ließ der einzigen, die, nach dem Meiſter ſelbſt, die Werke wieder erſchaffen konnte, die Kraft wiederkehren, alles in die Hand zu nehmen und herrlich zu geſtalten. Als ich dann nach Jahren in tiefſter Rührung im Garten zu Bayreuth an dem Grabe ſtand, in dem das Vergängliche ruht, da ſagte ich leiſe vor mich hin: Dein Werk wird leben, Jahrhunderte überdauern, und dein Genius wird ſtrahlen in der Konſtellation derer, die die Menſchheit mit Recht unter die Sterne verſetzt.

Die Helden ſterben auf der Breſche, aber als Sieger, ſo auch die großen Künſtler. Was liegt daran, ob die Welt ein Kunſtwerk mehr oder weniger hat, wenn nur der Menſch das Ideal in ſich ſelbſt realiſiert hat und dann ſtirbt.

Die Art, wie man aus den großen Kämpfen und Prüfungen des Lebens hervorgeht, entſcheidet über den Wert eines Menſchen.

Wie es am Allerſeelentag bei den Katholiken Sitte iſt, die Gräber der Verſtorbenen zu bekränzen, ſo iſt es auch dem Herzen ein Bedürfnis, einen Kranz der Erinnerung zu winden für die, die vor uns den Kampfplatz des Lebens verlaſſen haben und in die Hallen des unbekannten Friedensreiches eingegangen ſind.

O ſchöne Rätſel reiner Seelen, lösbar nur in einer höheren Exiſtenz.

Ich hatte ſchon im Frühjahr viele Wochen mit Olga in Cannes im ſüdlichen Frankreich zuſammen verlebt, wohin man ſie ihrer Geſundheit wegen geſchickt hatte, und es unterblieb daher diesmal meine jährliche Pilgerfahrt nach Verſailles in ihr Heim, wo die Sommer zuzubringen nun ſchon eine ſtehende Gewohnheit geworden war. So nahm ich die freundſchaftliche Einladung von Donna Laura Minghetti an und verbrachte wieder einige Wochen auf dem herrlichen Settefonti, in gemütlichem Behagen und geiſtiger Angeregtheit. Dann für den übrigen Teil des Sommers folgte ich einer Empfehlung Minghettis und ging nach Creſpano, einem Orte am Fuß der venezianiſchen Alpen, doch ſchon in allmählichem Anſteigen, 900 Fuß über der Meeresfläche gelegen. Von da überſchaut man die prächtige venezianiſche Ebene mit ihren Flüſſen, ihren Orten und Städten, die ſon-

derbare, an Verſteinerungen reiche Hügelkette der Euganeen und der paduaniſchen Berge, und hat den Eindruck, als könne es kein fruchtbareres, reicheres Land geben als dieſes. Einſt war es auch ſo unter der Herrſchaft der großen Republik, aber jetzt iſt viel Not und Armut da, und die Hauptnahrung der Landbevölkerung iſt die Polenta, daher denn auch die Maisernte die große Sorge des ganzen Jahres iſt. Creſpano ſelbſt iſt ein kleines Örtchen, das mir nichts Intereſſantes bot, aber in der Nähe ſind eine Menge Orte, wo eine bedeutende Vergangenheit und eine ewig reizvolle Gegenwart einen Bund geſchloſſen haben, wie man es eben nur in dieſem wunderbaren Land Italien findet. So fuhr ich eines Tags zwiſchen grünen Hügeln und anmutigen Hecken nach Poſſagno, einem kleinen, reizend gelegenen Dorf, das die Heimat eines berühmten Künſtlers iſt. Canova wurde hier geboren, ward von hier als armer Knabe nach Venedig geſchickt, um ſich in der Kunſt auszubilden, wurde berühmt und reich und hinterließ ein Vermögen von ſechzehn Millionen, das er zum großen Teil dem kleinen Geburtsort und einiges auch dem nahen Creſpano und anderen kleinen Orten der Umgegend hinterließ. Eine große Summe beſtimmte er für die Errichtung eines Tempels, deſſen Plan er ſelbſt zeichnete, den Anfang von deſſen Bau noch leitete, und der nach ſeinem Tode vollendet wurde und zwei Millionen koſtete. Er iſt nach dem Vorbild des Pantheon gebaut, zum Teil aus weißem Marmor, und macht auf dem Hintergrund der grünen Hügel, vor denen er ſich frei, den Ort überragend, erhebt, einen prächtigen Eindruck. Eine großartige Treppe führt hinauf, und ſechzehn granitne Säulen tragen die Vorhalle. Das letzte Werk Canovas, zugleich eins ſeiner ſchönſten, eine Pietà, vor deren Vollendung er im Jahre 1822 ſtarb, befindet ſich im Innern; ein Engländer hat ſich die in Marmor begonnene Gruppe vollenden laſſen, die hier aufgeſtellte iſt von Ferrari in Bronze gegoſſen. Ein Marmorſarkophag ihr gegenüber umſchließt die Gebeine des Künſtlers, und außerdem ſchmücken den Tempel wertvolle

Gemälde, von ihm ſelbſt hierher vermacht. Die Prieſter, die den Tempel bedienen, ſind für immer durch ihn verſorgt, ebenſo iſt es eine große Erziehungsanſtalt, die ſie leiten. Canovas Geburtshaus iſt zu einem Muſeum eingerichtet, wo alle ſeine Werke, teils in Ton, teils in Gips kopiert, aufgeſtellt ſind mit einigen wenigen Originalen in Marmor. Die außerordentliche Produktivität, die ſich hier in ihrer Fülle zeigt, ſetzt in Erſtaunen, aber es fällt auf, wie einförmig und konventionell er in ſeinen Typen geweſen iſt. Es fehlt die ſpontane Eingebung durch die göttliche Mannigfaltigkeit des Lebens, wie bei den Griechen. Eine Jugendarbeit, Dädalos und Ikaros darſtellend, macht hiervon eine Ausnahme und zeigt eine weit größere Natürlichkeit als die übrigen Sachen. Es brachte mich dies auf den Gedanken, daß Rom auch vielleicht für dieſen Hochbegabten die Gefahr gehabt hätte, die es noch heutzutage für viele Künſtler hat, nämlich, ſich durch das Vorbild der Antike zu ſehr beeinfluſſen und ſich die ſpontane Natürlichkeit des Bildens rauben zu laſſen, da doch die Antike in ihrer Eigentümlichkeit nie mehr von modernen Menſchen erreicht werden kann, ſo wie niemand mehr eine Iliade, einen Prometheus oder eine Antigone wird ſchreiben können. Deſſenungeachtet muß man ihn unter die größten Künſtler moderner Zeiten ſtellen und muß ihn als Menſchen dafür ehren, daß er ſein großes, ſelbſterworbenes Vermögen dem kleinen Heimatsorte ließ, deſſen Abgelegenheit kaum ſeinem irdiſchen Ruhme mehr dienen konnte, weshalb es alſo reinaus ein Akt der Liebe gegen den heimiſchen Fleck Erde war.

Ein anderer Ausflug führte mich von Creſpano nach dem am Abhange eines Hügels gelegenen Städtchen Aſolo, jetzt ein kleiner verarmter Provinzialort, einſt der Sitz eines geiſtvollen literariſchen Lebens, als Katharina Cornaro, nachdem ſie Königin von Cypern geweſen, hier Hof hielt. Von dem Söller ihres Schloſſes ſah ſie über die reiche venezianiſche Ebene hinweg, nach der ſtolzen Vaterſtadt hinüber, der Königin der Meere, die damals noch in voller Macht-

fülle prangte. Der Blick überſchaut von hier fünf Provinzen mit ihren Hauptſtädten, Vicenza, Padua, Venedig, Treviſo, Belluno. Flüſſe, wie die Brenta, die Piave und andere, eilen mit ihren Nebenflüſſen, gleich blitzenden Silberſtreifen, durch die Ebene der ſchönen Adria zu. Von Norden ſchauen die venezianiſchen Alpen mit ihren grünen Vorbergen herüber, und alles das prangt im Glanz der Sonne und der wunderbaren Farbentöne, die hier ſo manches Künſtlerauge begeiſterten. Aber neben dieſem Glanz der Natur, der ewig bleibt, welch ein Bild des Verfalls irdiſcher Größe bietet dieſer Ort! Die ſtolze Lagunenſtadt iſt machtlos und verarmt, die prachtvollen Paläſte ſind zum Teil verfallen; Katharina Cornaros Schloß in Aſolo iſt faſt verſchwunden; in dem kleinen noch erhaltenen Teil befindet ſich die ſogenannte Sala del consiglio, in dem jetzt ein erbärmliches Provinzialtheater aufgeſchlagen iſt. Der Impreſario, die komiſche Figur, ſtand gerade davor, als ich in den Saal trat, und erwartete mit angſtvollem Blick den Verkauf der Billette, um im voraus die Einnahme des Abends zu berechnen. Ich fragte meinen Führer, ob ſich nicht ein beglaubigtes Bild der Königin vorfände. Er bejahte es und führte mich in ein Privathaus, wo eine junge, blonde Witwe, eine wahre Bella di Tiziano, mich ſehr artig empfing und mir ein Zimmer aufſchloß, in dem ein Bild die Katharina, etwas korpulent und nicht gerade ſchön, darſtellt. Die blonde Bella verſicherte, es ſei nach dem Leben gemalt, von wem wußte ſie nicht. Jedenfalls war ſie aber ſchöner als die Königin, doch als ich ſagte, wie ſchön ihr Städtchen ſei, ſagte ſie mit dem Ausdruck tiefer Bitterkeit: „Die Lage — ja, aber hier leben zu müſſen iſt ſchrecklich.“ Und wen ſollte es auch nicht betrüben, ſolche Stätten zu ſehen, wo einſt die Kultur ihre ſchönſten Blüten trieb, und wo nun ein armſeliges Leben ſich kümmerlich friſtet und nicht einmal mehr die Gaben der reichen Natur durch ſorgfältige Pflege auszubeuten weiß.

Creſpano wurde mir doch zu heiß zu längerem Aufenthalt,

und ich beſchloß, in die Tiroler Alpen hinaufzugehen, in die Dolomitenwelt, von deren Wundern ich ſchon ſo viel gehört hatte. Im leichten kleinen Wagen, wie es dort noch üblich war, begab ich mich mit meiner treuen Jungfer auf die etwas ermüdende Reiſe, die aber reichlich durch das mannigfaltig Schöne, was ſie zu ſehen bot, für die Ermüdung entſchädigte. Zunächſt erfreute mich das alte Feltre, eine reizende kleine Stadt im Piavetal. Freilich iſt ſie jetzt verödet, die ſchönen Häuſer im venezianiſchen Stil haben meiſt die Fenſter mit Brettern vernagelt, die Fresken, mit denen ſie bemalt waren, ſind halb verwiſcht, und der ärmliche Betrieb des modernen Lebens paßt nicht zu der künſtleriſchen Vornehmheit der alten Stadt, die einſt, durch großen Handel blühend, als der Sitz alter Geſchlechter, berühmter Gelehrten und hoher Bildung ausgezeichnet war. Der Hauptplatz iſt von monumentaler Schönheit. Es befinden ſich da: das Theater, deſſen Unterbau von Palladio, andere Gebäude, die alte, hoch gelegene Kirche S. Rocco, darunter ein prächtiger Brunnen, darüber die Felſen und Berge, die überall maleriſch in die Bilder der Stadt hineinragen, eine Säule mit dem Löwen von S. Marco, der an die Zeit der venezianiſchen Herrſchaft mahnt, und endlich zwei moderne Statuen, 1868 der Erinnerung an zwei ausgezeichnete Feltreſen gewidmet und zwar nicht etwa tapfern Heerführern, deren es auch viele gehabt, ſondern Männern des Friedens, die auf geiſtigem Gebiet, weit über ihre Zeit hinaus, ein mildes Licht verbreitet haben. Es waren dies Vittorino di Rambaldoni und Pamphilo Caſtaldi. In der maleriſchen Tracht ihrer Zeit ſtehen ſich die beiden hier gegenüber, und das Poſtament des erſteren trägt die Inſchrift:

Feltre hat in ſeinem Vittorino
Aus der Familie der Rambaldoni
Italien das Vorbild eines, der weiſe lehrt,
Und der Wiedergeburt der Kultur in der Welt
Einen Fürſten der Erzieher gegeben.

Auf dem Poſtament des zweiten ſteht:

An Pamphilo Caſtaldi,
Den großmütigen Entdecker
der beweglichen Buchſtaben,
den Tribut der Ehrfurcht,
den verſpäteten,
bringt Italien dar.

Dieſe beiden waren es in der Tat wert, daß ihr Andenken aus den Nebeln der Vergangenheit hervorgezogen wurde. Vittorino war 1378 in Feltre geboren. Er ſtammte aus dem alten berühmten Geſchlecht der Rambaldoni und zeigte von Kindheit an eine ſolche Liebe zu den Studien, daß man ihn nach Padua zur Univerſität ſchickte. Er ſtudierte Griechiſch, Latein, Philoſophie, Theologie unter den berühmten Lehrern dort, aber ſeine größte Sehnſucht war, die Mathematik zu lernen, doch ihr Lehrer Pelacane gab ſeinen Unterricht nur um vieles Geld, und die geringen Mittel Vittorinos reichten dafür nicht hin. Seine wißbegierige Seele ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken, er verdingte ſich als Diener bei dem auf ſein Wiſſen eiferſüchtigen Gelehrten und bemächtigte ſich ſo vollkommen der Wiſſenſchaft, daß ſich ſein Ruf trotz ſeiner Jugend bald verbreitete und einer ſeiner Lehrer ihm den eigenen Sohn zu unterrichten gab. Es gab kein Opfer, keine Mühe, die er ſcheute, um ſein Wiſſen zu vermehren, das er nachher großmütig ohne Bezahlung ſeinen Schülern mitteilte. Sein Ziel war Religion, Tugend und Wiſſen harmoniſch zu verſchmelzen, weil nur ſo wahre Bildung zu erreichen ſei. Sein Ruhm als Erzieher verbreitete ſich bald ſo, daß Gianfrancesco Gonzaga, Herr von Mantua, ſich an ihn wendete und ihn mit dem Anerbieten reichen Lohns bitten ließ, die Erziehung ſeiner Söhne zu übernehmen. Vittorino zweifelte, ob ſo viel Reichtum mit der Tugend verträglich ſei, und ging ſelbſt zu Gonzaga nach Mantua, um deſſen Geſinnungen zu prüfen. Er ſagte ihm, daß er bisher entſchloſſen geweſen ſei,

den Reichtum und fürſtliche Wohnungen, die er für Stätten des Ehrgeizes und verderblicher Gewohnheiten halte, zu fliehen. „Doch“, fuhr er fort, „da man mir von dir ein ſchönes Lob geſagt hat und daß du denkſt wie ich, ſo komme ich auf deine Einladung und werde gerne bleiben, wenn du von mir nur Dinge verlangſt, die deiner und meiner würdig ſind, und wenn deine Tugend ſich bewährt und deine Sitten lobenswert bleiben.“ Der Fürſt verſprach freundlich alles, was Vittorino wünſchte und erwähnte dann des reichen Lohnes, den er ihm zugedacht. Darauf ſagte Vittorino: „Es ſcheint mir ſeltſam, über das noch zu verhandeln, was ich immer verachtet habe. Hätte ich ſolche Wünſche, ſo würde deine Freigebigkeit ſie gewiß befriedigen. Aber du kannſt mir doch nichts Koſtbareres geben, als deine Söhne, noch kann ich etwas Wünſchenswerteres erlangen, da ich gekommen bin, um die Tugend zu lehren, und nicht um Geld zu erhalten.“

Und dieſer Bedürfnisloſigkeit des Lebens und der edeln Einfachheit der Sitten blieb er treu, war aber dabei immer bereit, die Not anderer zu lindern und liebevoll Hilfe zu bringen mit Rat und Tat. Die Erziehungsanſtalt, „Giocoſa“ benannt, die er bei Mantua gründete, erlangte bald ſolchen Ruf, daß nicht nur die Jugend aus ganz Italien, ſondern auch aus Frankreich, Deutſchland, ja Griechenland, herbeieilte, um hier in jeder edlen Wiſſenſchaft, in ritterlicher Tugend und körperlicher Geſchicklichkeit unterrichtet zu werden, vor allem aber durch das Beiſpiel des geliebten Lehrers ſich zur Feſtigkeit des Charakters in Tugend und Sitte auszubilden. Aber nicht nur den Söhnen vornehmer Geſchlechter wandte Vittorino die Wohltat ſolcher Erziehung zu; wo er bei armen jungen Leuten ſchöne Anlagen fand, nahm er ſie auf, gab ihnen Unterricht, Koſt und Kleidung umſonſt und ſorgte oft auch noch für die Familien, damit die Armut die jungen Leute nicht hindere, die Schule zu beſuchen. Vittorino hätte Bände über Philoſophie, über griechiſche und lateiniſche Literatur ſchreiben können, aber er

zog es vor, perſönlich auf ſeine Schüler zu wirken und anſtatt ſich Reichtümer zu ſammeln mit den freigebigen Spenden ſeiner reichen Schüler, gab er alles hin, um den Armen zu helfen und ſtarb ſelbſt völlig arm. Seine Ideen über Erziehung waren ſeiner Zeit weit vorausgeeilt und bleiben in nichts hinter den Ideen berühmter moderner Pädagogen, wie Peſtalozzi und anderer, zurück. Grenzenlos war aber auch die verehrende Liebe ſeiner Schüler für ihn. Einer der edelſten unter ihnen, Federigo di Montefeltro, hatte das Bildnis Vittorinos in ſeinem Zimmer an hervorragender Stelle angebracht mit der Unterſchrift: „Seinem heiligen Lehrer Vittorino von Feltre, der ihm durch Unterricht und Beiſpiel menſchliche Würde lehrte, widmete dies Federigo."

Erinnert die Geſtalt dieſes herrlichen Mannes nicht an eine andere, auch herrliche des damals an hervorragenden Menſchen ſo reichen Italiens, an Francesco d'Aſſiſi? Nur daß Vittorino noch höher ſteht, indem er ſeine Schüler befähigte, Tugend und höchſte Bildung zu vereinen, mitten im Gewühl des Lebens menſchliche Würde zu behaupten und kommende Generationen daran zu mahnen, daß die Größe eines Volkes nicht in ſeiner äußeren Macht und politiſchen Bedeutung, ſondern in der Tugend und Bildung ſeiner Bürger beſtehe.

Der ihm jetzt auf dem Hauptplatz Feltres in Marmor gegenüberſtehende andere Feltreſe, Pamphilo Caſtaldi, wurde gleichfalls aus einem alten edeln Geſchlecht am Ende des 14. Jahrhunderts geboren. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo die Vaterſtadt reich war an ausgezeichneten Menſchen und wo Vittorino die Liebe zur Tugend und Erkenntnis durch Wort und Beiſpiel lehrte. Es war eine Zeit, wo das Wiſſen Hand in Hand ging mit dem ſittlichen Leben, und wo dieſe Vereinigung das hervorbrachte, was allein Bildung zu heißen verdient. Pamphilo gab ſich beſonders dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften hin und eröffnete in der damals ſo blühenden Heimat eine ruhmvolle Schule der Literatur und Wiſſenſchaft, wo er unentgeltlich Weis-

heit lehrte und neben dem Studium der alten Sprachen, beſonders auch zu dem der italieniſchen Mutterſprache Anleitung gab, die, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo beinahe plötzlich aus dem Genius Dantes entſprungen war. Er gehörte zu den erſten in Italien, die ſich dieſes Studium angelegen ſein ließen, und gerade dies zog auch aus der Fremde eine Menge Schüler herbei, die die Sprache erlernen wollten. Unter den Deutſchen, die deshalb kamen, ſoll Johannes Fuſt oder Fauſt geweſen ſein, der in Handelsgeſchäften nach Venedig gekommen und, vom Rufe des Caſtaldi gelockt, nach Feltre gegangen ſei, wo er ſich einige Zeit in deſſen Hauſe aufgehalten und daſelbſt den Gebrauch beweglicher Buchſtaben kennen gelernt habe, welche Erfindung Caſtaldis er nachher ſich zugeſchrieben habe.

Das intereſſante Feltre hat, wie alle Städte und Orte des Friuli, Veneto und Cadore, eine vielbewegte, kriegeriſche, zum Teil ſehr blutige Geſchichte. Sie alle mußten dafür büßen, daß ſie ſich dem Geſchick der herrlichen Königin der Meere verbunden hatten. Nachdem ſie alle, aus früheren Stürmen, unter das Banner der mächtigen Republik geflüchtet waren, die ihnen treu Verſprechen hielt, Schutz gewährte und die lokale Unabhängigkeit nicht antaſtete, kam die unſelige Liga von Cambrai, und die deutſchen Heere eroberten, verwüſteten und brandſchatzten die blühenden Städte, um ihrer Treue gegen Venedig willen. Feltre aber verdankte ſeinen ſchließlichen völligen Ruin, ein zweites Troja, auch einer Helena. Wolfgang Hiberner war als Befehlshaber der deutſchen Truppen dort zurückgeblieben und überließ ſich im Gefühl ſeiner Macht jeder Zügelloſigkeit und Tyrannei; Helena, die Gattin eines vornehmen Feltreſen, Del Luſa, eine durch edle Sitte und weibliche Reize ausgezeichnete Frau, erweckte ſeine Leidenſchaft, er ließ ſie entführen und in ſeinen Palaſt bringen. Die Feltreſen dürſteten nach Rache, öffneten dem venezianiſchen Heerführer Mocenigo eins der Tore, die deutſche Beſatzung wurde überfallen, Del

Luſa ließ dem Wolfgang die Augen ausſtechen und den Soldaten, die bei der Entführung geholfen hatten, die rechte Hand abhauen. Der Kaiſer Maximilian, ſobald er dies hörte, ſchickte wutentbrannt den General Georg Lichtenſtein mit einem Heer von 12 000 Mann, um Feltre von Grund aus zu zerſtören, welchen Befehl Lichtenſtein mit unerhörter Grauſamkeit vollführte, ſo daß die ſeit 600 Jahren blühende, reichgeſchmückte Stadt nur noch ein rauchender, blutiger Trümmerhaufen war. Aufs neue entbrannten verzweifelte Kämpfe, und von ſeiten der Feltreſen geſchahen ſo denkwürdige Taten des Heldenmuts, der Vaterlandsliebe, der Opferfreudigkeit, daß ſie wohl verdienten, einen Sänger zu finden, der ihnen, wie den Taten vor Troja, unſterblichen Ruhm verliehe.

Der Zug der cadoriſchen Alpen, die man auf dem Wege von Feltre nach Belluno beſtändig vor Augen hat, entzückte mich. Es iſt gewiß einer der ſchönſten Gebirgszüge, die man ſehen kann. Wild zerklüftete, kühn erhabene Formen, mit allem Farbenreiz des Südens geſchmückt, ſo daß ſie nicht finſter drohend und vernichtend auf uns niederſchauen wie die Alpen der Schweiz. Als die Abendſonne auf den Zacken und Spitzen der Dolomitenrieſen ſpielte, ſahen ſie aus wie lauter goldene und ſilberne Götterburgen, wie eine hunderttorige Walhall, und in den Wolken, die phantaſtiſch gefärbt um ihre Gipfel flogen, erſchaute ich ſiegesfrohe Walküren, die auf ſchnellen Roſſen dahergeſtürmt kamen, die Leichen erſchlagener Helden hinführend zu frohem Aufleben, bei Wotans Göttermahl.

Als ich endlich in das engere Piavetal einfuhr, wo die Straße aufwärts zu ſteigen beginnt, ſtrömte mir der Duft der Tannenwälder entgegen, die dieſe Gegend beinah zu einem Kurort machen, ſo wohltuend iſt er. Auch war wohl vorzüglich deshalb die damals noch ſehr junge Königin von Italien gerade zwei Tage vor mir hier eingezogen, um einige Wochen in einem der unteren Orte des Tales, wo der Geruch am ſtärkſten iſt, zuzubringen. Ich fuhr noch

unter all den Triumphbogen, mit Tannenzweigen und aus weißem Papier verfertigten Margheritenblumen geſchmückt, dahin und wurde Zeuge der herzlichen Freude, die das brave Bergvolk über dieſen erſten Beſuch der allgemein geliebten Fürſtin empfand. Als ich höher hinauf kam, wo beim Dorfe Tai die große strada alemanna, die nach Tirol führt, ſich abzweigt, während rechts die Straße zu den Orten des Cadore führt, konnte ich mir ſogar die Ehre der Triumphbogen zurechnen, denn die Königin ſollte erſt am Nachmittag des Tages hinaufkommen. Es rührte mich tief, den Schmuck an den hölzernen Häuschen der Bauern zu ſehen, der meiſtenteils aus weißen Bettüchern, Bändern von buntem und Margheritenblumen von weißem Papier, das alles aus den Fenſtern hing, beſtand. Jedes arme Häuschen hatte ſich herausgeputzt für das noch nie dageweſene Feſt. Pieve endlich, wo die Königin heute empfangen werden ſollte, prangte, ebenfalls geſchmückt, im Glanze der Sonne, die die es umgebenden Dolomitenhäupter vergoldete; aus den Tannen- und Lärchenwäldern ringsum ſtrömte ſtärkender Wohlgeruch durch die Lüfte. Der kleine Gaſthof*) war vollgeſtopft von Menſchen, die das große Ereignis mit erleben wollten; auf dem Platz vor dem Stadthaus drängte ſich die ländliche Bevölkerung der umliegenden Orte; die Muſikbande Pieves hatte es zuſtande gebracht, unter der Leitung eines Muſikers, den man eigens von Belluno hatte kommen laſſen, die Nationalhymne ziemlich richtig zu blaſen, und nun ſtand ſie, den großen Augenblick erwartend; die Schulkinder marſchierten auf unter Führung des Lehrers und der Lehrerin; die Glocken fingen an zu läuten und Böllerſchüſſe ertönten, um anzuzeigen, daß der königliche Wagen in Sicht ſei. Die Muſiker fingen an zu blaſen, zwei Gendarmen zu Pferd kamen angeſprengt, hinter ihnen der Vorreiter der Königin in feuerroter Livree, dann der vierſpännige offene Wagen, und in ihm die anmutige, blonde

*) Damals noch der einzige, heutzutage nicht mehr, leider!

Frau mit ihrem noch jungen Sohn, mit Hofdame und Kavalier. Freudenrufe mischten sich mit Musik und Glockenläuten, der Syndikus und die Notabeln des Ortes in schwarzem Frack und weißer Krawatte begrüßten den hohen Gast, ein kleines Kind überreichte Blumen und wurde von der Landesmutter geküßt. Darauf eilte sie die Freitreppe vor dem Stadthaus hinauf, lächelte von oben dem jubelnden Landvolk zu und verschwand dann mit dem Gefolge im Innern des Hauses. Während sie dort verweilte, bliesen die Musiker und schrien die Bauern fortwährend Evviva. Aber alles das war nur Herzlichkeit und Naivität, kein konventionelles Empfangsfest, wie es sonst den Großen der Erde bereitet wird, wobei sie nie die wahre Gesinnung des Volks erfahren. Die guten Cadoriner sahen zum erstenmal ein gekröntes Haupt in ihrer Mitte, und sie begrüßten die holde, freundliche Frau wie ein liebes Familienmitglied. Während der fünf Wochen, in denen sie in Cadore verweilte, sprach das Landvolk von nichts anderem, und man hörte die komischesten Äußerungen in dem naiven Dialekt der Berge, der sie noch anmutiger machte. So sagte mir eine Bäuerin mit ernster Überzeugung: La è molto ben educà (sie ist sehr gut erzogen) è molto pullit (heißt in dem Dialekt: gut). Eine andere sagte: La mi par una sorela (sie scheint mir eine Schwester) und eine dritte erzählte: La ga raccomandà al puteto de studior, de deventa un uomo di sesto e la ga da un bacio. (Sie empfahl dem Knaben zu studieren, ein tüchtiger Mann zu werden, und gab ihm einen Kuß.) Man nannte sie auch la bela siora und versprach den Kindern, sie sollten sie sehen, wenn sie artig sein wollten. Von Berg zu Berg riefen die Knaben, die die Herden hüteten, sich den Namen Margherita zu; die Plätze, wo sie geweilt hatte, wurden nach ihr benannt, so hieß ein Kirschbaum, unter dem sie gefrühstückt hatte: el cereser dela nostra Margherita.

Aber nicht bloß beim Landvolk, auch in den andern Ständen war die Begeisterung für dies allgemein, und es war

ſicher, daß, ſo wie die Cadoriner einſt für die Republik Venedig in treuer Bundesgenoſſenſchaft zu jedem Opfer und jeder Heldentat bereit geweſen waren — gälte es heute für Margarethe von Savoyen Blut und Leben einzuſetzen, keiner zurückbleiben würde. Der ſehr kleine Ort Pieve, der nicht der größte, wohl aber der Hauptort des Cadore iſt, hat ſein Zentrum auf der Piazza, wo alles Bedeutende des dortigen Lebens ſich abſpielt. Auf ihr ſteht neben dem Stadthaus ein alter feſter Turm, deſſen Glocke einſt die Bürger zu patriotiſchen Beratungen zuſammenrief. An ſeiner Baſis iſt ein Marmorrelief, das Calvi, den Cadoriner, darſtellt, der an der Spitze der mutigen Bergbewohner im Jahre 1848 den Aufſtand gegen die Öſterreicher befehligte, und als die Tapfern überwältigt waren, gefangen genommen und in Mantua, wie ſo viele andere edle italieniſche Patrioten, erſchoſſen wurde. Inmitten des Platzes ſteht das moderne bronzene Standbild Tizians, der in Pieve geboren wurde. So bezeichnen dieſe zwei Monumente, des Patrioten und des Künſtlers, die charakteriſtiſchen Züge des Cadoriner Volkscharakters; große Intelligenz und künſtleriſche Begabung, Patriotismus und Opfermut. Dieſe Eigenſchaften machten von jeher die Bezeichnung „ein Mann von Cadore" zu einem Ehrentitel, und in einer langen ſturmbewegten Geſchichte haben die Cadoriner ihn bewährt.

Man ſtreitet noch über die Abſtammung der Urbevölkerung, unnützerweiſe, wie mir ſcheint, denn es iſt offenbar, daß hier Klima und Boden ſich ihre Bewohner gebildet haben, mögen ſie hergekommen ſein, woher ſie wollen. Zwiſchen den herrlichen Dolomitrieſen, die nicht beengen und erdrücken, deren ſanfte Vorberge mit herrlichem Grün bekleidet ſind, in den ſchönen Bergtälern, die friedliche Feldarbeit zulaſſen, unter einem Himmel, der immer noch ſüdlichen Farbenreiz hat, da wurden dieſe Menſchen frei, gut, genügſam, intelligent und ſtolz auf ihre Unabhängigkeit. Sie hatten von jeher ſchwer darum zu kämpfen. Schon die Römer zogen dieſes Wegs, die Ausgrabungen einer Menge

Gräber, offenbar von Soldaten der Legionen, laſſen darüber keinen Zweifel. Dann kam der Strom der Völkerwanderung hier herunter. Im elften Jahrhundert waren Grafen von Camino Herren in Cadore. Einer von ihnen, Gherardo, der ebenſo groß als gut war, kommt bei Dante vor, der in ſeinem Exil auch in dieſe Gegenden kam. Ihre Herrſchaft endete 1335, als die Cadoriner ihre erſte Schlacht gegen die andringenden Deutſchen fochten und ihre Bergpäſſe ſiegreich verteidigten. Dann kamen ſie eine Zeitlang unter die Patriarchen von Aquileja, und zu der Zeit begegnet man ſchon dem Namen der Familie Vecellio, der bereits einen guten Klang in Cadore hatte. Im 15. Jahrhundert erloſch die Macht der Patriarchen, und es kam nun darauf an, wem man ſich anſchließen wolle, dem deutſchen Kaiſer, den Visconti von Mailand oder der Republik von Venedig. In Pieve, als dem Hauptort, verſammelten ſich die Gemeinden zur Beratung, kamen aber lange zu keinem Entſchluß. Da rief endlich einer: „Wir ſind Chriſten, laßt uns den um Rat anflehen, der die Quelle des Lichts iſt, er wird uns zeigen, was wir tun ſollen.“ Das wurde angenommen, und man zog alsbald in Prozeſſion nach dem Dorfe Valle, wo ſich eine Kapelle zum heiligen Geiſt befindet. Da knieten alle im Gebete nieder, hörten die Meſſe und kehrten in die Beratungshalle nach Pieve zurück. Hier erhob ſich ein Ruf: „Gehen wir zu den guten Venezianern.“ Das auf der Piazza verſammelte Volk rief mit Begeiſterung: „Ja, ja, gehen wir zu den guten Venezianern.“ Es wurden Abgeſandte nach Venedig geſchickt, und Cadore ſchwur der Republik Treue, die dagegen Schutz, allerlei Privilegien und eine Mannſchaft zur Verteidigung in das feſte Schloß von Pieve gab. Dies geſchah im Jahre 1420, und ſo wurde Tizian alſo ſchon als Venezianer geboren.

Zur Zeit ſeiner Geburt war Cadore in großer Blüte, Kunſt und Wiſſenſchaft hatten ihren Sitz dort aufgeſchlagen. Von 1300 an gab es in Pieve hohe Schulen für klaſſiſche Studien und Philoſophie. Venedig brachte große Opfer,

um dieſe auszuſtatten, und berief die beſten Lehrer aus allen Teilen Italiens dahin, damit die Cadoriner Jugend nicht ſo früh die Heimat zu verlaſſen brauche, ſondern die Elemente der Bildung dort zwiſchen ihren Bergen fände. Schon zu jener Zeit finden ſich die Namen bedeutender Familien, die dem Vaterland ausgezeichnete Männer in Wiſſenſchaft und Kunſt und heldenmütige Verteidiger gaben. Aber leider wurde das herrliche Land fortwährend durch Invaſionen von Norden her beunruhigt, und Tizians Kindheit muß Eindrücke wilder aufregender Art gehabt haben. Der Anfang des 16. Jahrhunderts muß beſonders traurig für Cadore geweſen ſein. Im Jahre 1508 verlangte Kaiſer Maximilian von der Republik Venedig den Durchzug nach Rom, wo er ſich krönen laſſen wollte. Venedig verweigerte dieſen für eine bewaffnete Armee. Der Kaiſer, wütend darüber, ſchickte ein Heer von Tirol hinunter mit dem Auftrag, Tod und Verwüſtung zu bringen. Es kam zur Schlacht, und die tapferen Cadoriner erfochten einen vollſtändigen Sieg.

Dies war die Schlacht von Cadore, die Tizian das Motiv zu einem Schlachtenbild gab, das ſich im Dogenpalaſt zu Venedig befand, ein Jahr nach Tizians Tod aber durch Feuer zerſtört wurde, welches ſeltſam traurige Schickſal ſo viele von des großen Künſtlers Werken gehabt haben. Leider erfreute ſich Cadore nicht lange ſeines Sieges, denn nach der Liga von Cambrai gegen Venedig ſchnitt Maximilian Cadore von der Republik ab. Die Männer der Berge erhoben ſich wieder heldenmütig, und ein wackerer Bürger, Coſtantini, gab ſein ganzes Vermögen, um den Widerſtand möglich zu machen. Aber der Kaiſer ſchickte immer neue Truppen, und 1511 wurde ganz Cadore durch Feuer und Mord zerſtört, die kleinen Orte wurden verwüſtet, alles Wertvolle teils vernichtet, teils weggeſchleppt, auch Pieve wurde ſchwer heimgeſucht, und ſein feſtes Schloß wurde niedergeriſſen. Als ſie ihr Zerſtörungswerk vollendet hatten, zogen ſich die Deutſchen zurück, und die armen Familien der Bergbewohner

kamen aus ihren unzugänglichen Zufluchtsstätten in den Wäldern, zwischen den höchsten Felsen, zurück zu ihren in Schutt und Asche liegenden Wohnstätten. Die mutigen Bürger von Pieve machten sich alsbald an den Wiederaufbau des Schlosses, und als endlich 1516 Friede geschlossen wurde, erstand Pieve rasch wieder, und 1518 wurde das Stadthaus mit dem mächtigen Glockenturm vollendet.

Während dieser ganzen Zeit wird der Familie Vecellio immer ehrenvoll gedacht. Der ältere Bruder Tizians, Francesco, soll ebenfalls großes Talent besessen haben, machte aber zunächst tapfer die Kriege Venedigs gegen die Liga mit, malte dann eine Zeitlang, kam aber nach Pieve zurück, übernahm die Geschäfte der Familie, war der Erste im Rat von Cadore, ging oft in Regierungsgeschäften nach Venedig und starb, 85 Jahre alt, in Pieve. Der Bruder hat seinen edlen, alten Kopf auf einem Familienbild in der Kirche zu Pieve verewigt. Eine ganze Reihe von Künstlern ging aus der Familie hervor, der bedeutendste Mann aber war, außer Tizian selbst, ein Vetter, der nicht Künstler, sondern Rechtsgelehrter und ein hochangesehener Mann in Cadore war, sich auch im Kriege auszeichnete, wonach ihn der Doge adeln wollte, was er aber als demokratischer Cadoriner ablehnte und sich viel lieber „den Redner" nennen ließ, wie man ihn seiner glänzenden Rednergabe wegen nannte. Dazu war er auch Dichter, und es existieren unter anderen Sachen drei Epigramme von ihm auf den Tod der schönen Irene Spielemberg, die Tizian gemalt hat. Cadores größter Sohn, Tizian selbst, 1477 geboren, wurde schon in seinem elften Jahr nach Venedig gebracht, um seine früh hervorgetretene Begabung zur Kunst auszubilden. Als er groß, berühmt und ein Fürst der Kunst geworden war, lebte er in Venedig in der sogenannten casa grande, einem Hause der Insel Murano gegenüber, mit der Aussicht auf die Lagunen und in der Ferne auf seine cadorischen Berge und in der Mitte eines Gartens gelegen, den er mit Liebe schmückte und unterhielt. Hier gebar ihm sein Weib Cäcilia

zwei Söhne, Pomponio und Orazio, und eine Tochter Lavinia. Im Jahre 1530 ſtarb ſeine Frau, und er ging in großem Schmerz mit ſeinen Waiſen hinauf in die Heimat zu den Seinen. Noch lebten ſein Vater, ſein Bruder Francesco und die Schweſter Orſola.

Dieſe, als ſie des Bruders Schmerz ſah, erbot ſich, mit ihm zu gehen und die Sorge für das Haus und die Kinder zu übernehmen. Sie war ein vorzügliches Weſen, und es gereichte dem Bruder zu großem Troſt. Es war keine kleine Aufgabe, ſeinem Haushalt vorzuſtehen, denn außer den häuslichen Angelegenheiten der Familie war es auch das geſellige Leben der casa grande, das die größten Anforderungen machte. Freunde, Gäſte und Beſucher aus allen Ständen kamen von nah und fern, den großen Meiſter zu ſehen und wurden mit edelſter Gaſtfreundſchaft bewirtet. Der Brief eines römiſchen Literaten gibt einen Begriff von den Vereinigungen, wie ſie dort üblich waren:

„Ich wurde am 1. Auguſt eingeladen, die Art von bacchantiſchem Feſt, das, ich weiß nicht warum, ferrare Agosto genannt wird, in einem herrlichen Garten des Meiſters Tizian Vecellio mitzufeiern, eines vortrefflichen Malers, wie jedermann weiß, und eines Mannes, deſſen freundliche Höflichkeit wohl dazu dient, jedes Vergnügen zu erhöhen. Nun fanden ſich bei dem beſagten Meiſter Tizian, weil Gleiches mit Gleichem ſich anzieht, einige der ſeltenſten Geiſter vereint, die ſich in dieſer Stadt, gleichwie in unſerem Rom, befinden. Da war Herr Pietro Aretino, der ſchreibt wie ein neues Wunder der Natur, ferner Meiſter Jacopo Tatti, genannt Sanſovino, ein beinah ebenſo großer Nachahmer der Natur mit dem Meißel, wie der Feſtgeber mit dem Pinſel. Auch Herr Jacopo Nardi war da, und ich als der Vierte zwiſchen ſo viel Weisheit.

Ehe man die Tiſche hinausſetzte, womit man etwas zögerte, da man im Garten, obwohl es ſchon ſchattig war, doch die Sonnenwärme noch fühlte, verging die Zeit mit Beſichtigung der lebensähnlichen Geſtalten auf den herrlichen

Bildern, von denen das Haus voll iſt, und in Bewunderung der großen Schönheit des Gartens, der eine Freude und ein Wunder für jedermann iſt. Er liegt am äußerſten Ende der Stadt Venedig, am Meer, und man ſieht von da die hübſche Inſel Murano und andere ſchöne Orte. Sobald die Sonne untergegangen war, füllte ſich das Waſſer in der Nähe des Gartens mit Tauſenden von Gondeln, in denen ſchöne Frauen ſaßen; Harmonien ertönten, Muſik durch Stimmen und Inſtrumente, die bis Mitternacht unſer köſtliches Abendeſſen begleiteten. Der Garten iſt ſo ſchön, ſo gut unterhalten, ſo berühmt, daß er mir die lieblichen Gärten von St. Agatha in Erinnerung brachte und mir ſolche Sehnſucht danach und nach den teuren Freunden erregte, daß ich die längſte Zeit des Abends nicht wußte, ob ich in Rom oder Venedig ſei. Das Abendeſſen war ebenſo gut und ſchön angeordnet, wie reichlich. Neben den trefflichen Speiſen und koſtbaren Weinen genoſſen wir noch alle die Freuden und Erheiterungen, die zu der Jahreszeit, zu den Gäſten und dem Feſte paßten. Als wir bei Tiſch bis zu den Früchten gekommen waren, kam gerade dein Brief, in dem man die lateiniſche Sprache lobte und die toskaniſche tadelte. Darüber wurde Aretino ſo ärgerlich, daß, hätte man ihn nicht zurückgehalten, er eine der ſchlimmſten Schmähſchriften verfaßt haben würde, denn er ſchrie wütend nach Papier und Tinte und unterließ nicht, einen Teil ſeiner Entrüſtung in Worten zu äußern. Doch endete ſchließlich das Abendeſſen ſehr gut."

Die außerordentlichen Erfolge dieſes Malerfürſten, der Glanz, der die casa grande umgab, in der Könige, Fürſten, Kardinäle und andere huldigend einkehrten und fürſtlich bewirtet wurden, die Ehren aller Art, die man dem Genius und der edlen Perſönlichkeit zuteil werden ließ, riefen natürlich Neid und Verleumdung hervor, die die Rache niedriger Seelen an dem Hohen ſind. Auf alle Weiſe bemühte man ſich, die Geſtalt des großen Cadoriners zu verumglimpfen. Vor allem wollte man aus ſeiner Beziehung zu Aretino den Beweis ſeiner Immoralität herleiten, aber auch dies ſpricht nicht

gegen denn es lag in den Sitten der Zeit, geiſtreichen Menſchen viel nachzuſehen; dem Aretino wurde von allen Seiten gehuldigt und die höchſten Perſonen der Zeit ſuchten ſeinen Umgang. Dagegen hatte aber auch Tizian andere ausgezeichnete und ihm innig ergebene Männer zu Freunden, wie Sanſovino, Arioſto, Bernado Taſſo, Bembo und andere. Arioſto las ihm ſeinen Orlando furioso vor, um ſein Urteil zu hören. Lorenzo Lotto, Paolo Veroneſe, Giulio Romano waren ihm teuer. Mit Michelangelo, den er in Rom kennen lernte, ſtand er in Briefwechſel. Dem Kaiſer Karl V. war er nicht nur als Künſtler, ſondern auch als Menſch ſo wert, daß er ihn zweimal zu ſich nach Deutſchland rief und ihm die größten Ehren erwies. In Bologna ließ er ihn an ſeiner Seite reiten, und als ihm die ſpöttiſchen Bemerkungen der vornehmen Höflinge darüber zu läſtig wurden, erhob er ihn in den Grafenſtand des heiligen römiſchen Reichs.

Nein, ſicher war Tizian frei von den häßlichen Laſtern, die man ihm andichten wollte. Eine hohe Intelligenz, eine ſanfte, großmütige Seele, eine liebenswürdige Natur mit feinen Sitten, ein Begnadeter im Reiche der Kunſt, ſo war der Cadoriner, der noch jetzt in ſeiner herrlichen Heimat vergöttert wird, wo es kein kleines Bauernkind gibt, das nicht von Tizian zu erzählen wüßte. Und er liebte ſie auch, dieſe Heimat. Faſt jedes Jahr zog er mit vielem Gefolge hinauf in ſeine Berge, um ſich an der geheimnisvollen Quelle künſtleriſcher Eingebungen zu erquicken, an der ſeine kindliche Seele ſchon getrunken hatte. In Zeiten der Not kam er Cadore oft zu Hilfe und gab Geld, um Korn zu kaufen. Zwei eigenhändige Briefe von ihm, die als koſtbares Beſitztum dort aufbewahrt werden und mir vom Syndikus gütig mitgeteilt wurden, geben davon Zeugnis.

In ſeinen Familienverhältniſſen war er nicht ſo glücklich, wie als Künſtler. Seine Frau, die er unendlich geliebt zu haben ſcheint, ſtarb früh, die treffliche Schweſter Orſola ſtarb lange vor ihm, ebenſo der Bruder Francesco. Der größte Schmerz für ihn aber war der frühe Tod ſeiner

ſchönen Tochter Lavinia, die er über alles liebte. Auch ſein Lieblingsſohn Orazio ſtarb lange vor dem Vater; nur der älteſte Sohn, Pomponius, überlebte ihn, aber er war des Vaters unwürdig, führte ein zügelloſes Leben, und Tizian lehnte die Biſchofswürde, die der Papſt dem Pomponius, der Geiſtlicher war, erteilen wollte, für ihn als deren unwert ab. Auch die nächſten Freunde Tizians ſtarben vor ihm, er überlebte ſie alle und war mit dreiundneunzig Jahren noch an der Arbeit. Aber die Peſt von 1576, die in Venedig wütete, verlangte auch dieſes große Opfer. Er hatte ſich nicht früh genug nach Cadore geflüchtet und ſtarb allein, ſogar von den Dienern, die ſich vor der Anſteckung fürchteten, verlaſſen. Ein ſolches Ende nach einem ſo glorreichen Leben war allerdings traurig, aber vielleicht haben den Sterbenden doch Viſionen ſeiner Unſterblichkeit getröſtet. Denn abgeſehen von ſeinen Idealbildern und ſeinen unübertrefflichen Porträts, durch die er geradezu die Geſchichte eines Jahrhunderts auf der Leinwand erzählt, iſt er auch als Landſchaftsmaler unſterblich. Man hat ihn den Homer der Landſchaft genannt, und er hat wirklich in ſeinen Landſchaften das Naturepos ſeines Cadore geſchrieben. Sein Antelao, ſein Marmarolo, ſein Pelmo und wie die Dolomitrieſen alle heißen, ſie ſind ſeine epiſchen Helden, die mit phantaſtiſchen Wolkengebilden gigantiſche Kämpfe beſtehen, oder in heiterer olympiſcher Ruhe die goldfunkelnden Häupter in den reinen blauen Äther erheben. Nur wenn man die wunderbaren Farben-Luftſpiele in jenen Bergen geſehen hat, kann man Tizians Landſchaften recht würdigen, wie man ihn überhaupt erſt recht liebt, wenn man ſeine Heimat kennt!

Die Cadoriner ſind arm, ihre Hauptnahrung beſteht in Polenta, ihr Getränk iſt Waſſer. Sie haben nur drei Monate, um neun zu verſorgen; ihr einziger Reichtum beſteht im Holzhandel. Aber ſie ſind genügſam, gut und intelligent, eifrige Patrioten des engeren und weiteren Vaterlands und voll Eifer für die materielle und geiſtige Wiedergeburt ihrer Heimat. Noch iſt bis jetzt der große Strom der modernen

Völkerwanderung nicht nach Pieve gekommen. Möge er ihm noch lange fern bleiben! Er führt ſo viele Übel mit ſich, wie man es in der Schweiz z. B. ſieht, daß man förmlich aufatmet in der heiligen Friſche der Cadorer Wälder und Höhen, wo man ſich den Eindrücken der poeſieerfüllten Natur noch hingeben kann, ohne von Haufen von Touriſten umſchwärmt zu ſein; wo keine durch die „Inglesi“ frech gemachten Bettlerſcharen das Mitleid im Herzen verſtummen machen; wo, wenn einmal ein Kindchen ſchüchtern die Hand nach einer Gabe ausſtreckt, es ſie ſogleich faſt erſchrocken zurückzieht, als habe es eine Sünde begangen; wo jeder bereit iſt, eine Freundlichkeit zu erweiſen und es beinah als eine Beleidigung anſieht, wenn man ein Trinkgeld dafür geben will. Nein, mein Cadore, laß *dieſen* Strom des modernen Lebens an dir vorüberrauſchen! Er iſt ein zerſetzendes Element, vor dem du dich hüten mußt. Bleibe bei deiner Einfachheit, deiner Reinheit der Sitten und entwickle nur ſo weit die materiellen Bedingungen des Lebens, um deinen begabten Kindern die Wohltat edler und beſonders künſtleriſcher Bildung zu gewähren. Wer weiß, ob dann nicht wieder manche deiner Hütten Geburtsſtätten ſolcher Großen werden, wie das kleine Haus, in dem Tizian geboren wurde, und ob die Poeſie nicht wieder ihre Flügel regt wie einſt, wo von Berg zu Berg die Holz fällenden Bauern oder die Hirten ſich mit Strophen aus Taſſos „befreitem Jeruſalem“ grüßten, für die ſie eigentümlich ſchöne Melodien erfunden hatten.*)

Oft auf meinen einſamen Spaziergängen überfiel mich die alte Neigung zur gebundenen Rede, und es ſchrieb ſich dann ins Tagebuch, das ich immer mit mir führte, ſo manches Lied, wie einmal, da mich ein Gewitter überfiel, als ich auf hochgelegener Straße daherkam, neben mir den Abgrund, in dem die Piave rauſchte:

---

*) Leider iſt jetzt, nach ſechzehn Jahren, der Touriſtenſchwarm dort auch ſchon eingekehrt.

Berggeiſter grollen, finſtre Wolken hangen
Tief in den Abgrund, wo der Bergſtrom brauſt,
Und weiße Nebel züngeln ſich gleich Schlangen
Hinauf zum Aar, der über Wolken hauſt.

Der Donner grollt, und tauſendfältig hallen
Die Echo ihm aus dunklen Klüften nach;
Durch das Gewog des luft'gen Chaos fallen
Blutrote Blitze, ſchaurig, Schlag auf Schlag.

Ich kenne euch, ihr ſtarken Urgewalten,
Nicht ſchreckt ihr mehr die ſtille Seele hier,
Ihr braucht es mir nicht fürder vorzuhalten:
„Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir."

Ihr ſeid ja nicht des Zufalls blinde Söhne,
Euch bindet auch ein ewig ſtrenges M u ß,
Und das Geſetz beherrſcht euch, wie das Schöne
Und wie die Liebe und wie den Genuß.

Seid ihr es doch, durch die am heit'ren Morgen
Auf grüner Flur die Alpenblume blüht,
Und in der Bäume Schattendach geborgen
Die Herde ſtill zum Kräutermahle zieht.

Ihr ſeid's, durch die, in reichgeſchmückten Auen
Gewalt'ge Ströme hin zum Meere gehn,
Durch die ſich königliche Städte bauen
Und Wunderwerke hoher Kunſt entſtehn.

Und wieder ihr, durch die in Liebeswonnen
Der Jüngling ſich zu ſeinem Mädchen neigt;
Ihr, immer ihr, wenn an der Weisheit Bronnen
Der Labetrank dem durſt'gen Geiſt ſich reicht.

Ich ſollt euch fürchten, ſollte euch nicht kennen?
Ich glich euch nicht, wär nicht mit euch verwandt?
Ich ſollte euch nicht liebend Brüder nennen,
Erſcheint ihr auch in drohendem Gewand?

Durch euch hab ich gelebt, geliebt, gerungen,
Ihr führtet mich durch dunkler Nächte Pein,
Zum Seelenfrieden und von euch umſchlungen
Schlaf ich dereinſt zur großen Ruhe ein.

Und noch eines von dieſen Cadoriner Alpenkindern möge hier ſtehen. Es kam mir, als ich an einem ganz toll ſprudelnden und ſpringenden Alpenbächlein, das von ſteiler Höhe ſich den Weg in die grünen Talgründe bahnte, vorüber kam. Ich grüßte es ſo:

Du eilſt zu Tal, du munt'res Alpenſöhnlein,
Leichtfüßig ſpringſt du über Stock und Stein
In ſorglos heiterm Übermute ſcherzend.
Denn dir erneuert ſich die Jugend ewig
Aus friſchen Quellen ſchneebedeckter Höhn.
Mir ſchwand ſie längſt, die holdeſte der Gaben,
Die uns Natur verleiht und wieder nimmt,
Und einſam wandle ich die ſteilen Pfade
Des Alters fort bis zu der letzten Höh.
Und doch beglückt vor dir! denn in dem Herzen,
Da fließen ewig jung der Liebe Quellen,
Des heil'gen Mitleids reine Harmonien,
Und durch die Seele ziehen Geiſterſcharen
Erhabener Gedanken; ſel'ge Chöre
In Hymnen kündend einen neuen Tag — — —
Nicht neid ich dir der ew'gen Jugend Fülle,
Du froher Alpbach eile ſcherzend fort.

Bei dem Blick aus meinem Fenſter in Rom auf die kunſtvollen erhabenen Gegenſtände draußen fühle ich es immer, welch eine Wohltat es iſt, nicht in banaler Umgebung zu ſein, ſondern das Schöne, Würdige immer vor ſich zu haben. Es ergibt ſich daraus eine immerwährende edle Stimmung, in der ſich die Ereigniſſe des täglichen Lebens wie in einem verklärenden Spiegel ausnehmen, in dem das Rauhe, Häß-

liche, Beleidigende ſich mildert. Das hatten die Alten vor uns voraus, daß ſie ihr öffentliches Leben ſo reich mit ſchönen und würdigen Dingen ſchmückten, wodurch ein großer Teil der Brutalität, die unſer modernes Leben durchzieht, ihnen fern bleiben mußte.

Heute in der Farneſina vor Raffaels Galathea fiel mir ein, daß Goethe ſicher bei ſeiner Galathea im 2. Teil des Fauſt an Raffaels Fresko gedacht hat. Raffael war ein Dichter in Farben wie Goethe in Worten. Denn was heißt Dichter ſein? Die der Erſcheinung innewohnende Idee, das Ewige im Vergänglichen durch Form oder Wort ausſprechen, und wir herrlich hat das Raffael getan!

Unbewußt enthält der Mythos immer den philoſophiſchen Gedanken. Uranos und Gäa ſind recht eigentlich das Ding an ſich, die Urkraft, die in ſich das Doppelprinzip des Seins (Uranos) und Werdens (Gäa) enthält. Uranos wird zerſtört durch den aus dem Schoße des Werdens geborenen Sohn, Saturn (Zeit), der Begriff der Zeit zerſtört die Einheit des Urdaſeins. Rhea (die Erde, alſo der Raum) bildet mit ihm das Paar, das aus der Zerſtücklung des Urdaſeins hervorgeht. Saturn verſchlingt die eigenen Kinder, die entfliehenden Bruchſtücke der Zeit. Rhea ſchafft das nebeneinander Platznehmende, das Geſtaltete: Jupiter der Menſch, der Zeit und Raum auflöſt, indem er ſie beherrſcht und unter ſeiner Einſicht vereinigt.

Minghetti, in ſeinem Buch über Raffael, ſagt vom heiligen Hieronymus, „daß er ſich verzehrt in Hingebung, und Troſt und Leben nur aus dem gnadenreichen Blick ihrer (der Madonna) Schöne nimmt". Wie tief ſeeliſch iſt dies ſich Auflöſen in andächtiger, inbrünſtiger Liebe zur fleckenloſen Schönheit des Weiblichen, der Poeſie! Und dann wieder der heilige Franziskus, welch ein Held des Lebens! Ja dieſe Heiligen waren etwas, vor dem ſich die Seele in Demut

beugt. Wie wenig dem Ähnliches hat unſere moderne Welt aufzuweiſen.

Herzliches Wohlwollen hilft auch über Meinungsverſchiedenheiten hinweg.

Da das Entſagen zuletzt zu einer wahren Gymnaſtik der Seele wird, ſo vollziehen ſich deſſen Momente zuletzt wie innere Vorgänge, denen man faſt als Zuſchauer beiwohnt und bei denen man nur noch leiſe das Zucken des Willens fühlt, der gebändigt durch Vernunft und Liebe ſich dieſen als zahmer Leu zu Füßen legt, etwa wie in der Goetheſchen Novelle der Löwe, beſänftigt durch zarten Sinn und Melodie.

Einfälle kommen meiſt durch Anſchauungen; zuerſt ſind ſie nur mehr plötzliche Empfindungen, noch nicht Denken, nur Nebelflecken, die ſich zu Sonnen ballen.

Der Dichter iſt verpflichtet, ſeine Geſtalten künſtleriſch abzurunden, ſie als ein Gewordnes hinzuſtellen. Unſere Zeit aber iſt ſo vorzugsweiſe eine Werdende, alles Leben eilt ſo ungeduldig neuen Entwicklungen entgegen, daß man die Geſtalten unſerer Tage kaum für ein Kunſtwerk brauchen kann.

Man las abends in einem kleinen Kreis bei mir die erſt kürzlich erſchienene N o r a von Ibſen, die in der damals ſehr zahlreichen ſkandinaviſchen Geſellſchaft in Rom eine große Aufregung hervorgebracht hatte und der Gegenſtand lebhafter Diskuſſionen war. Eine der Damen bei mir machte heftige Oppoſition und meinte, Nora hätte ihrem Mann alles früher ſagen müſſen. Ja, dann wär ſie aber gerade nicht d i e Natur, die Idealiſtin, die ungewöhnlich handelt und ſowohl aus Liebe das Geſetzwidrige tut, als auch ſich dann losreißt von Glück, Stellung, Mann und Kind, ſobald ſie begreift, daß es eine höhere Sittlichkeit gibt, als zu blei-

ben. Bliebe ſie, nachdem ſie ihren Mann verſtanden, ſo wäre ſie der Proſtituierten eine, die in legaler Ehe leben.

Die feine Pſychologie in Nora iſt: zum Verſchweigen des begangenen Unrechts und dadurch zur Täuſchung kommen aus Liebe und Zartgefühl.

Ibſen, den ich den Vorzug hatte kennen zu lernen, erzählte mir von einem däniſchen Schriftſteller, der geſagt habe, durch die Sünde ſei die Kunſt in die Welt gekommen. — Gewiß, wenn das Leben ohne Sünde wär, ſo wäre die Kunſt nicht gekommen, denn das Leben wäre ſelbſt das Kunſtwerk und bedürfte der Erlöſung durch die Kunſt nicht.

Es war im Anfang der achtziger Jahre, daß ſich hier ein Kunſtzentrum bildete, das an die Zeiten der Kunſtblüte der Renaiſſance erinnerte. Franz von Lenbach, der echte Schüler der großen Meiſter, der Tizian, Velasquez und anderer, kam, ſich in Rom niederzulaſſen, und zwar in den herrlichen Räumen des Palazzo Borgheſe, die er künſtleriſch ſchmückte mit hohen Kunſtwerken alter Zeit, ſein Beſitztum, und den eigenen herrlichen Schöpfungen, die in Fülle durch ſeine Meiſterhand entſtanden. Es dauerte nicht lange, ſo wurde es Mode, wie es zu gehen pflegt, nachmittags in den von ihm angeſetzten Stunden dieſe einzige Kunſtſtätte zu beſuchen, und man ſah bald die ganze vornehme römiſche Welt ſich hier bewegen und die ſchönen Frauen nach der Ehre geizen, von dieſem verklärenden Pinſel auf die Leinwand gezaubert zu werden. Mich verband ſchon ſeit längerer Zeit herzliche Freundſchaft mit dem großen Künſtler und dem trefflichen Mann, und ich zog es bei weitem vor, in den Stunden hinzugehen, wo er bei der Arbeit war und man zuſehen durfte, wie unter ſeinen Händen plötzlich ſprechendes Leben auf dem toten Material entſtand, und wo ſo manches bedeutende Wort die reiche Urſprünglichkeit ſeines Geiſtes bekundete, denn er verſchmähte es nicht, beim Schaf-

ſen auch ein Geſpräch zu führen. So ſagte er mir einmal: „Die alten Meiſter ſahen das Unendliche, die modernen ſehen das Endliche.“ Ein anderes Mal, als er mir einiges Techniſche erklärt hatte, bemerkte er: „Der echte Künſtler muß beim Schaffen im ſiebenten Himmel ſein, er muß aber auch die Kunſtſprache lernen, ſo wie die Alten malten mit Farben, die gleichſam das Materielle verklären.“ — Und wieder ein drittes Mal, als er von den großen Meiſtern der Vergangenheit redete, fügte er hinzu: „Die großen Meiſter ſahen alles wie aus einer gewiſſen Ferne, ſie ſahen die ideale Einheit des Gegenſtandes; die modernen Maler ſehen alles nahe im realiſtiſchen Detail.“

Da es mir vergönnt war, ſeinem Schaffen öfter zuzuſehen, ſo erkannte ich, wie ſehr er ſich von dieſem Geiſt des Schaffens der alten Meiſter durchdrungen hat; er malt ſo, wie Tizian die Typen ſeiner Zeit malte, in ſo großem Stil, daß er ſie zu hiſtoriſcher Bedeutung erhebt, und man könnte Lenbach den Hiſtoriker des 19. Jahrhunderts in Farben nennen.

Leider war es mehr die Teilnahme der Neugierde und der Mode, die er hier fand, als die künſtleriſchen Verſtändniſſes, und ſo gab er die Idee, ſich hier bleibend niederzulaſſen, auf und kehrte nach wenigen Jahren in das Vaterland zurück. Ich verlor dadurch nicht nur einen geſchätzten Freund, ſondern auch ein Kunſtheim, wie es ſympathiſcher nicht gedacht werden konnte und wie kein ähnlich bedeutendes in Rom exiſtiert. Aber alles wahrhaft Große und Bedeutende hinterläßt geiſtige Spuren, die nicht verloren gehen, und ſo war auch mein Sinn und mein Denken von neuem innigſt der bildenden Kunſt zugewandt, die hier in Rom allerdings bei weitem den Vorrang vor der Muſik hat, denn was die alte italieniſche Muſik Hohes und Herrliches bot, beſonders in der alten Kirchenmuſik, hat man faſt ganz verlaſſen und moderne Banalität an die Stelle geſetzt; die herrlichen Werke der alten Meiſter aber leben glücklicherweiſe noch, und wenn die Gemälde Raffaels und Michelangelos auch ſchon durch

die Zeit gelitten haben, ſo ſind ſie doch immer noch ſo, daß ſie reinen Genuß bereiten. So waren denn auch meine Gedanken lange Zeit mehr in dieſer Richtung tätig.

Es war nicht die Religion, die die großen Künſtler der Vergangenheit inſpirierte, ſondern die Kunſt war ihnen Religion, ſie war ihnen das zu realiſierende Ideal, das in Form, Linie, Farbe den höchſten Ausdruck zugleich des Materiellen und Ideellen geben mußte. Das unterſcheidet ſie von den modernen Künſtlern, daß ſie das Reale aus ſeiner Vereinzelung zum Ausdruck eines Univerſellen, Ewigen erhoben, daher Typen und einen Stil ſchufen. Es fiel mir gerade ein auf der Profilfigur auf der Verlobung der heiligen Cäcilie von Francia in der Kapelle dieſer Heiligen in Bologna. Sie iſt durchaus individuell und dennoch ein Typus deſſen, was eine edle Geſtalt in edler Gewandung ſein ſoll.

Ich antwortete einem Freund, der meinte, daß die hohe Kunſt voll zarteſter Empfindungen und erhabener Gedanken nur für auserwählte Seelen ſei: Ja, ſo iſt es, aber in der Menge gibt es vielleicht viel mehr auserwählte Seelen, als wir denken. Iſt der Chriſtus mit den Jüngern in Emmaus von Rembrandt (von dem Bild war die Rede geweſen) nicht auch nur von den auserwählten Seelen verſtanden? Sieht der Aufwärter, der ihn bedient, nicht auch bloß das irdiſche Geſchäft und nicht die Gottheit, die von ihm ausſtrahlt? Alle Kunſt in ihrer höchſten Auffaſſung iſt nur für die auserwählten Seelen. Chriſtus hat es gewußt; er hat zum Volk, das noch in ſeiner Jungfräulichkeit unberührt von der Fäulnis der Ziviliſation war, wie ein großer Künſtler geredet, und die auserwählten Seelen in ihm haben ihn verſtanden. Der Reſt, die Schattenweſen, verſtehen ihn nie.

Die meiſten Menſchen verlangen von einem Kunſtwerk nur, daß es angenehm auf die Sinne wirke. Mir ſcheint es aber, daß das wahre, große Kunſtwerk vor allem ethiſch

wirken, uns über uns ſelbſt hinausheben und idealiſieren muß, wie wir es einſt von der Religion verlangten. Das Weſen des Genius iſt es, in die äſthetiſche Form den ethiſchen Inhalt zu gießen, natürlich unbewußt, er kann nicht anders, er muß es.

Die Zeichnung iſt wie der Grundton, das Kolorit wie das Muſikaliſche, die Melodie im Bild. Man muß auch in der Malerei leſen lernen, die Gedanken des Künſtlers.

Von Venedig kommend, verbrachte ich mehrere Stunden in Caſtelfranco vor dem herrlichen Bild des Giorgione. Es war nicht kindliche Andacht, was ich empfand, wie vor dem rührenden Bild des Previtali in Serravalle, es war das hohe Glück, Vollendung zu ſehen. Alles iſt da Harmonie, die Landſchaft, die göttliche Frau mit dem Kind, ſogar die Falten ihres Gewandes, die ruhig fließen wie Tonwellen, der herrliche gewaffnete Jüngling, ſelbſt die Teppiche auf dem Boden — alles atmet Vollendung und in ihr erhabene Ruhe, wie bei den Göttergeſtalten des Phidias. Giorgione, frei von aller Tradition, lebt im reinen Äther der Schönheit. Wohl hatte Tizian Grund, d e n Rivalen zu fürchten.

Eine Definition des Kunſtwerks iſt wohl: ſoll es vollkommen ſein, muß es uns überzeugen, muß die Kritik verſtummen machen, ſich uns als notwendig, ſo wie es iſt, aufdrängen.

Michelangelo machte der religiöſen Tradition in der Kunſt ein Ende, wie Sokrates dem Götterglauben, der erſte durch die erhabene Realiſtik ſeiner Geſtalten, der zweite durch die Philoſophie.

Der Eintritt der Landſchaft in die Malerei findet ſchon am Anfang des 15. Jahrhunderts ſtatt. Bei Giotto iſt noch keine Spur davon, bei Benozzo Gozzoli, bei Botticelli iſt ſie

bereits da. Costa von Ferrara, der in Bologna malte, hat schon die schönsten Landschaften, die Gegenden am Flusse Reno bei Bologna gemalt. Bei den Carracci wird die Landschaft ein selbständiger Zweig der Kunst und die Figur eine Zutat, statt daß es früher umgekehrt war. Man könnte sagen, die Landschaft trat ein, wie um die Stimmung anzugeben, auf der sich das Leben und die Aktion der Figuren abhebt. Es tritt mit ihr die Bewegung des Seelenlebens, die Handlung ein, während früher der Goldgrund nur das einseitige Versenktsein in das religiöse Nirwana andeutete.

Der Typus ist das erste in der Kunst, nachher kommt die Grazie, erst Mantegna, Bellini usw., dann Pinturicchio, Botticelli und die anderen. Der Vorteil der schönen südlichen Rassen ist, daß schon ihr Typus etwas sagt, oft freilich mehr, als dahinter ist. Die nordischen Typen müssen das Ideale durch den Seelenausdruck hervorbringen, während jene es schon durch die Form haben. Man sehe die altdeutschen Madonnen, die Holbein, die Dürer usw.

Die Aufgabe der bildenden Kunst ist die Poesie der Situation. Daher kann auch bloßes Kolorit ohne eine prägnante Idee schon poetisch sein. Das Leben eines Volks in Situationen malen, das wäre das Seitenstück zum Epos, das es in Taten erzählt. Unsere moderne Gesellschaft hat zu beiden zu viel Reflexion, sie malt Philosophie.

Da ich nun zehn Jahre lang jeden Sommer meist über Deutschland, wo ich meine Schwestern auf einige Wochen besuchte, nach Versailles ging, um in Olgas Familie die schöne Jahreszeit zuzubringen, so besuchte ich auch natürlich wieder oft den Louvre und erfreute mich an den wundervollen Schätzen dieser herrlichen Sammlung, deren edelste Blüten freilich auf fremdem Boden gewachsen sind. So stand ich neulich entzückt vor dem Konzert des Giorgione

in dem Salon carré. Welche unausſprechliche Jugendlichkeit und Anmut in dieſen Geſtalten, welche Freude am Daſein in unſchuldiger Natürlichkeit, in reiner Luſt an der Schönheit und Harmonie, die die Männer erfüllt, die dem Inſtrument ſüße Weiſen entlocken und die unſchuldvolle Grazie der weiblichen Geſtalten wie mit einem Schleier von Reinheit überzieht. Und dabei: wie gemalt! Welche edle Modellierung und welche Harmonie der Farben auch in der Landſchaft, die nicht wenig zu dem Eindruck der Reinheit beiträgt, den das Bild macht. Es ſchwebt über dem Ganzen wie ein Hauch der Antike, die beglückende Empfindung der ſeligen Schönheit der Natur. Es iſt nicht mehr ſo bei dem Correggio, der dem Bild des Giorgione gegenüber hängt. Hier haben die Zeichnung in der Verkürzung, die Modellierung und die Farbe das Höchſte erreicht, was darin zu erreichen iſt. Der Kopf der ſchlafenden Nymphe iſt ſo meiſterhaft gemalt, daß man das ruhige Atmen, das aus den ſchwellenden Lippen hervorſchwebt, zu hören meint. Alles iſt ſchön an ihr, und doch hat man trotz dieſer Vollendung nicht die reine Freude daran, wie an dem Giorgione, denn man fühlt, daß hinter dieſer Höhe der Technik ſchon der Verfall ſteht. Der vor Wolluſt grinſende Faun, der den blauen Mantel von der Schlafenden hebt, gibt einen Beigeſchmack, der den reinen Genuß der Schönheit ſtört und weit entfernt iſt von der keuſchen Natürlichkeit des Giorgione. „Man fühlt die Abſicht und man iſt verſtimmt.“ Schön hat Correggio auf dem Danaëbild in der Galerie Borgheſe in Rom dieſe Seite der Kompoſition zu mildern gewußt durch die ideale Schönheit des Eros und der beiden Putten. Das iſt echt griechiſch.

Wieder mehr als je fiel es mir auch auf in dieſem Reichtum des Louvre, was für wunderbare Landſchaftsmaler dieſe Alten waren, die Coſta, Pinturicchio und andere, und für ſie waren die Landſchaften doch nur Nebenſache, doch nur die Stimmung andeutend, die die Handlung begleitet, etwa wie die

Muſik den dramatiſchen Vorgang. Sie ſind dabei nicht minder realiſtiſch wie die modernen Landſchaftsmaler; wer erkennt nicht bei den Genannten die Gegenden am Reno und bei den Umbriern die umbriſche Landſchaft wieder? Aber wie poetiſch ſind dieſe dabei; ſie ſcheinen wie ein friedliches Traumbild der reinen Exiſtenzen, die den Vordergrund einnehmen. Ja, alle dieſe Maler waren lyriſche Dichter, ſie trugen in ihrer Seele eine innere Melodie, während die meiſten der modernen Landſchaftsmaler doch nur Kopiſten der Natur ſind.

Lange ſtand ich auch wieder vor der „Gioconda", dieſer ewigen Sphinx. Sie ſcheint zu ſagen, was kümmert mich der Tod? Jener Große macht mich unſterblich; mein Lächeln wird Jahrhunderte überdauern und Herzen erobern und verwunden.

Ein junger Bekannter fragte mich: Wie ſchafft der Künſtler ideale Typen? Ich ſagte: Der rechte Künſtler hält die Menſchen in den einzelnen Momenten ihrer Idealität feſt. Das vollendet Schöne findet ſich nur bruchſtückweiſe in der Erſcheinung; der Künſtler faßt die Bruchſtücke zuſammen und bringt die vollendete, ideale Menſchheit hervor. Daher ſchafft nur er ewige Typen, in der Menſchheit ſind ſie nicht.

Eine glückliche Stunde im Louvre vor der Venus von Milo verbracht, vor dieſer erhabenen Ruhe der Individualität, im Bewußtſein der univerſellen Idealität.

Dann aber auch wieder Italien! Zauberiſches Venedig! So ausgeſtreckt, ohne Mühe, ohne Geraſſel, ohne Pferdegepeitſche und Pflaſterſtöße, über die Lagune zu ſchweben und ſinnend auf die vom Abendrot glühende Fata Morgana der Inſelſtadt zu ſchauen, iſt ein ſo ſublimer Genuß, wie wenig anderes auf der Welt.

Und Siena! Ein Ort ſo reich an Kunſtſchöpfungen, wie wenige andere. Wieder dasſelbe feſte Selbſtbewußtſein, wie auch in Perugia und anderswo, nur noch liebenswürdiger und freier; überall das edle Leben eines ſich ſelbſt regierenden Gemeinweſens. Sollte das nur in ſo kleinen Verhältniſſen möglich ſein? Was hindert in unſeren großen Staatskörpern eine ſolche hohe allgemeine Blüte der Kultur, ſo daß ſie nur eine allgemeine politiſche Bedeutung haben und jedes eigentümliche Leben der Gemeinweſen darin untergeht? In all jenen kleinen Zentren bewegten ſich doch auch Weltgedanken, das intellektuelle Leben war durchaus kein beſchränktes, ſondern vielleicht größer, freier, ſtrebender als jetzt. Wenn man ſolch eine Galerie beſucht wie die „belle arti“ in Siena, wie kann man da das Streben der Geiſter, aus der verſteinerten Form loszukommen, verfolgen, und wie ſieht man, daß ſie ſich gewaltig regten, um mitzuwirken „am ſauſenden Webſtuhl der Zeit“. Und neben dem ernſten Sinn, welche reizende Naivität, z. B. das Fresko am Palazzo pubblico, wo Barbaroſſa vor dem Papſt auf der Erde liegt und die Kardinäle mit Gebärden des Abſcheus, des Mitleids und des heimlichen Hohns auf ihn ſehen. Solch ein Bild, an einem öffentlichen Ort den Blicken und Bemerkungen des Volks ausgeſetzt, könnte es heutzutage noch gemalt werden? Es wäre ja ein crime de lèse majesté. Freilich, wir wollten doch auch nicht mehr nach Canoſſa gehen!

Welcher Unterſchied aber auch in anderer Beziehung mit unſerer Zeit! Wie könnte heutzutage der Geiſt einer einzigen armen Frau ein ganzes mächtiges Gemeinweſen ſo beherrſchen, wie es z. B. durch Katharina von Siena geſchah, die als Vorbild jeder Tugend hochgeehrt, als großer Charakter und Intellekt mit politiſchen Miſſionen betraut und in den öffentlichen Angelegenheiten mit Vertrauen gehört wurde und die zugleich die Phantaſie der großen Künſtler ihrer Zeit ſo begeiſterte, daß man ſie zur Heldin der religiöſen Legende und zu einem Ideal der Kunſt erhob. Gleiche Tugend, gleiche Selbſtverleugnung findet ſich auch noch

heutzutage, aber würde z. B. eine Florence Nightingale, trotz ihrer ſchönen Taten, noch einen Maler ſo inſpirieren? Oder würde noch nach Jahrhunderten die Stätte gezeigt werden, wo ſie in harter Entſagung, nach mühevollem Tagewerk, die Ruhe geſucht hatte? Worin lag nun der Zauber, der Katharina verklärte? Sicher zunächſt in der großen Individualität, dann aber auch in ihrem Zuſammenhang mit einer großen Idee, die die Zeit, in der ſie lebte, beherrſchte.

Ein anderes Denkmal auf meiner via Appia.

Im Jahre 1883 erhielt ich die Nachricht, daß wieder einer der Freiheitskämpfer von 1848 und der Freunde aus dem Exil geſtorben ſei, Gottfried Kinkel, der, nachdem er England verlaſſen hatte, in Zürich am Polytechnikum als Profeſſor angeſtellt geweſen war. Ich habe ſchon in früheren Aufzeichnungen aus meinem Leben erzählt, welch herzliches Freundſchaftsband mich in England mit ihm und noch mehr mit ſeiner hochbegabten Gattin Johanna verband. Einige Zeit nach ſeinem Tod erhielt ich von ſeiner zweiten Frau den in ſeinen nachgelaſſenen Papieren gefundenen Brief Johannas, den ſie ihm in das Zellengefängnis nach Spandau ſchrieb, nachdem ich ihr, von tiefſter Teilnahme getrieben, ohne ſie zu kennen, zum erſtenmal geſchrieben hatte.

Es war ein Geſchenk, das mich auf das innigſte rührte, denn gewiß, nach beinah vierzig Jahren ſolch ein liebevolles Urteil über ſich ſelbſt zu hören, war keine geringe Freude. Johanna, die bis dahin nichts von mir gewußt hatte, ſchrieb: „Die Geiſter der Gleichgeſinnten ſenden mir ihren Liebesgruß. Vor allem entzückte mich der Brief eines hohen Weibes, die mir ihre Freundſchaft antrug und die auf einer Bildungsſtufe ſteht, daß ich keine von den geiſtreichen Frauen, mit denen ich verkehre, neben ſie ſtellen möchte, und das will etwas ſagen, wenn Du an den Kreis unſerer Korreſpondentinnen denkſt. Meine neue Freundin ſcheint einem nordiſchen

adligen Geſchlecht anzugehören; ſie hat jahrelang nur dem Kultus der Äſthetik gelebt, hat aber dann begriffen, daß es edler ſei, helfend und tröſtend zu den Leiden der gequälten unterſten Menſchenſchicht herabzuſteigen, als auf einſamen, nur von Göttern bewohnten Höhen zu weilen. Ihr Geiſt iſt von kriſtallner Klarheit, und dabei beſitzt ſie eine Anmut der Ausdrucksweiſe, die verrät, daß ſie nur in den allerfeinſten Kreiſen geſelliger Bildung muß erwachſen ſein. Sie muß noch jung ſein oder doch den ewigen Jugendzauber eines poetiſchen Geiſtes beſitzen, über den das dreißigſte Jahr keine Macht hat. Wer nach dieſem jung war, bleibt es ſein lebelang."

Wie viele Erinnerungen weckten dieſe Worte in mir, ſchöne und traurige. Kinkel hatte gewiß zu den hervorragendſten Kämpfern der Jahre 48 und 49 gehört, denn er vereinigte die von hohen Idealen erfüllte Poeſie der damaligen Zeit mit dem abſoluten Mut der Tat. Dieſen Mut, ſtets die Überzeugung durch die Tat zu bewähren, hatte er ſchon als Jüngling bewieſen, da er von der theologiſchen Laufbahn, die er betreten hatte, zurücktrat, ſobald die Erkenntnis ſeines eigentlichen Berufs zu Kunſt, Geſchichte und Poeſie ihn in die Sphären geiſtiger Freiheit führte. Er verlor dadurch alle Ausſichten auf eine glänzende Laufbahn, die ihm die theologiſchen Gönner, die von ſeiner Rednergabe und ſeinem künſtleriſchen Sinn viel für die kirchlichen Aufgaben hofften, bereiten wollten. Als er dann gar in der erſten Zeit ſeiner Tätigkeit an der Univerſität Bonn durch ſeine Liebe zu der herrlichen Johanna — die zwar von ihrem erſten Mann, mit dem ſie namenlos unglücklich geweſen war, getrennt wurde, aber als Katholikin ſich nicht wieder hätte verheiraten dürfen — alle Erdenſchranken durchbrach und mit ihr den edelſten Bund ſchloß, da empörte ſich die orthodoxe Clique der Bonner Univerſität, und als Kinkel ſich nicht beugte, ſondern mit edlem Stolz ſein individuelles Recht wahrte, da verfiel er dem Bann, den die Borniertheit ſtets über die ausſpricht, die das Maß ihres Handelns in ihrem

eigenen ſittlichen Bewußtſein finden, indem ſie ſich an dem Adel freier Seelen, die um eines höchſten Gutes willen irdiſche Vorteile dahin werfen, dadurch zu rächen glaubt. Aus einem Bevorzugten wurde er ein Geächteter. Daß es ihn ſchmerzte, war natürlich, aber es konnte ſein ſtählernes Herz nicht brechen, auch nicht, daß man ihn materiell in jeder Weiſe bedrückte und einengte, ſo daß er mit Recht in einer ſeiner ſpäteren öffentlichen Reden ſagen konnte: „Wir haben das Darben gründlich gelernt.“

Wichtiger aber als alle Not und aller Schmerz war ſeine eigene Entwicklung, die in dieſem Kampf ſich völlig losrang von der alten vermoderten Tradition und der vollen Freiheit zuſtrebte, für die er ſpäter noch größere Opfer bringen ſollte. Doch gönnte ihm das Schickſal endlich die volle Vereinigung mit der geliebten Frau, als deren erſter Mann ſtarb; dann wurde ihm eine außerordentliche Profeſſur der Kunſtgeſchichte zuteil, und ſein Stern fing wieder an zu leuchten. Die Jugend ſtrömte zu ſeinen Vorleſungen, ſeine literariſchen Arbeiten hatten Erfolg, neue Freunde ſcharten ſich um ihn, und wie es mit dem Erfolg zu gehen pflegt, ſo wurde das ausgezeichnete Paar jetzt aufgeſucht und gefeiert. Es erſchloß ſich ihm die ganze Fülle des Lebens, und ganz naturgemäß in ruhiger Entfaltung gelangte er zu dem politiſch-ſozialen Radikalismus, den er bald mit der Tat verfechten ſollte. Der Frühling 1848 kam. In den Völkern erwachte neues Leben. Die Keime, die ſtill getrieben hatten in Hoffnung und Furcht, blühten raſch empor ans Licht, und die Herzen flogen jubelnd dem Ideal eines freien, von Gerechtigkeit und Schönheit verklärten Lebens entgegen. Wie mußte dieſer Frühlingstraum den Dichter ergreifen, den feurigen Mann, der immer ganz und voll im Leben ſtand, mit Dichterglut alles erfaßte und mit Mannesmut alles tat. Mit voller Seele warf er ſich in den Strom der Revolution, trat dem Volke am ſchönen Rhein, in deſſen Mitte er lebte und das er liebte und kannte, innig nahe und verwendete ſeine Gaben, die das Entzücken ariſtokratiſcher Kreiſe gemacht

hatten, nun im Dienſte der Bauern, Handwerker und Proletarier, die in ihm das Herz des echten Volksmanns fühlten und ihn zu ihrem Führer wählten. Das geiſtige Reich der Freiheit und Brüderlichkeit, als deſſen Bürger ſich der Dichter längſt gefühlt hatte, in Wirklichkeit erſtehen zu laſſen, das wurde ſein Ziel; dazu warf er ſich rückhaltlos in den heißen Kampf, und als er, vom Volk zum Deputierten gewählt, nach Berlin kam, donnerte er von der Tribüne in der Kammer die ſtolzen Worte herab, die nachher als Waffe gegen ihn gebraucht wurden: „Siegen wir, dann wehe euch, keine Gnade.“

Sein Freund und Schüler, Theodor Althaus, hat Kinkel charakteriſiert wie folgt: „Kinkel gehört zu den bis jetzt noch ſelten öffentlich hervorgetretenen Charakteren, die revolutionär werden, weil ſie im tiefſten und allein edeln Sinn konſervativ ſind. Der vulgäre, abſtrakte Konſervatismus iſt eine bloße Verneinung und ſtößt nach rechts und links alles von ſich, was das Individuum in einem geiſtigen, gemütlichen, materiellen Behagen zu ſtören droht. Der wahre Konſervatismus iſt eine tiefgewurzelte Treue gegen Vernunft und Freiheit in den philoſophiſchen, eine unwandelbare Liebe zur freien, geſunden Natur in den poetiſchen Charakteren. In der letzteren Reihe ſteht Kinkel. Sein Sozialismus iſt im edeln Sinne konſervativ. Seine ganze Natur proteſtiert gegen die öden Syſteme des uniformierten, bureaukratiſchen Kommunismus und der deſtruktiven Gleichmacherei, unter der das ewige Naturrecht der Individualität verſchwindet. Den einzelnen und die durch freie Neigung verbundenen Genoſſenſchaften ruft er zu eigener Tätigkeit auf: „Handwerk, errette dich ſelbſt!“ Sein ſozialiſtiſches Ideal iſt ein freier Organismus, deſſen Geſetze die Selbſtändigkeit des Individuums, die höchſte Ausbildung aller Arbeitskräfte und jedes Handwerks in ſeiner Eigentümlichkeit zum Zwecke haben. Der Handwerker ſoll auf eigenen Füßen ſtehen, ſtatt von den fabrikmäßigen Spekulationen des Kapitals ausgebeutet und erdrückt zu werden. Die ſoziale Geſetzgebung

ſoll es ihm möglich machen, ein Haus und eine Familie zu gründen und ein Meiſter und Lehrer ſeines Handwerks, ſtatt ein entreprenierender Kapitaliſt zu werden. Von dieſer Geſetzgebung hofft der Dichter dann eine Wiedergeburt der einzig edeln Erſcheinung des mittelalterlichen Zuſtandes, daß das Handwerk, ſo weit es ihm vergönnt iſt, hinüberreiche in die höhere künſtleriſche Tätigkeit und daß damit auch dieſe Lebensſphäre hinaufgehoben werde in die Lichtregion des Geiſtes und der Schönheit. Aber eben weil nicht alle Arbeit in ihrer Eigentümlichkeit dieſes Adels fähig iſt, muß allen der Stolz der republikaniſchen Freiheit, geiſtige Bildung und der Genuß des Schönen erreichbar gemacht werden, damit auch der Geringſte ſeines menſchlichen Daſeins ſo froh werde, wie ihm jetzt ſein Pariatum die Seele zum Staube niederdrückt. Die Romantiker ſchaudern vor der Republik, weil ihre beſchränkte Phantaſie eine Nivellierung der Kontraſte und Individualitäten und damit das Ausgehen des poetiſchen Stoffes fürchtet. Die geſunde Phantaſie des modernen Dichters ſchaut den Reichtum der neuen Welt, und er fordert die ſoziale Revolution, damit endlich die vollbefriedigte Luſt am Daſein die Seele der Poeſie neu belebe. Er weiß es, daß nur eine großartige neue Weltgeſtalt eine ihr ebenbürtige Poeſie aus ſich zeugen kann, die dann wahrhaft konſervativ ſein wird."

So dachten und hofften wir damals, 1848!

Daß Kinkel wirklich zur Tat ſchritt und als Bluſenmann die Aufſtände in der Pfalz und in Baden mitmachte, daß er gefangen und zum Tode verurteilt wurde, iſt bekannt. Die allgemeine tiefſte Teilnahme unterſtützte die verzweifelten Anſtrengungen Johannas, die ihn heldenmütig nicht zurückgehalten hatte, als er zum blutigen Kampf auszog, ihn zu retten. Eine Tochter Bettinas von Arnim warf ſich dem damaligen König von Preußen zu Füßen, um Kinkels Leben zu erbitten, und eine kleine Schrift, die Johanna veröffentlichte, ließ wohl kein fühlendes Herz ungerührt. Auf dem Richtplatz

vor den mit den Todeswaffen bereitſtehenden Soldaten wurde dem Gefangenen die Begnadigung zu lebenslänglichem Zellengefängnis und Wolleſpulen verkündet. In ohnmächtigem Schmerz erbebten alle edleren Menſchen, ſelbſt unter ſeinen Feinden, und heiße Tränen floſſen bei der Beſchreibung ſeines letzten Erſcheinens vor dem Gerichtshof in Köln, bei dem Leſen der tragiſch-edlen Rede, die er gehalten, nach der ſein Weib, die Schranken durchbrechend, ihm in die Arme geſtürzt war, ſo daß ſelbſt die feigen Schergen der Gewalt es nicht gewagt hatten, ſo erhaben Unglückliche zu trennen.

Nicht ohne tiefe Rührung konnte ich während vieler Jahre das Gedicht leſen, das Kinkel im Gefängnis zu Raſtatt niederſchrieb, als ihm ſein Todesurteil verkündet war, und deſſen Schlußverſe alſo lauten:

„So warf ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben,
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für dich es hinzugeben!
Der müden, ſchwielenharten Hand
Ein ſanftes Los zu werben,
Du vierter Stand, du treuer Stand,
Für dich geh ich zu ſterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für euch zur Tat entſchloſſen,
Fall ich ums nächſte Morgenrot
Vom kalten Blei durchſchoſſen.
So haltet mich in treuem Sinn,
O Meiſter und Geſelle;
Gedenke mein, du Näherin,
In deiner trüben Zelle;
Du Winzer, der am Fels der Ahr
Umſonſt die Gluten leidet,
Du arme Tagewerkerſchar,
Die fremde Garben ſchneidet —

Ich werde nicht vergeſſen ſein,
Du Jugend wirſt mich kennen
Und wirſt an meines Geiſtes Schein
Zum Freiheitsdurſt entbrennen;
Manch Frauenauge weint um mich,
Den Sänger ſüßer Lieder,
Als Gruß der Erde neigen ſich
Viel Blumen zu mir nieder.
Den letzten Gruß dir überm Rhein,
Du edles Volk der Franken;
Die Völker ſollen einig ſein
In Herzen und Gedanken.
Stehn ſoll, ſo weit auf dieſem Rund
Sich Aug' in Auge ſpiegelt,
Der ewige Bund, der Bruderbund,
Den euch mein Blut beſiegelt." —

So waren die Männer von 48! Deutſche Jugend, kennſt du ſie noch! Biſt du an ihrer Erinnerung zum Freiheitsdurſt entbrannt? Biſt du bereit, wenn der Tag des großen Kampfes wiederkommt, für die Erinnerung heiliger Ideale den Reichtum des Lebens in den Opferbrand zu werfen? Schlag an deine Bruſt, frag dich, und wenn dir ein trauriges Nein antwortet, ſo ermanne dich, denke, daß das Leben keinen Wert hat, wenn es nur nach vergänglichen Gütern ſtrebt, und ſchreibe auf deine Fahne: „Durch edelſte Kultur zur wahren Freiheit."

Leider iſt auch in Italien jener edlen Generation der Kämpfer für ein hohes Ideal der Freiheit eine Jugend gefolgt, die mehr nach irdiſchen als nach ideellen Gütern ſtrebt, und die ganze Form des öffentlichen Zuſtandes iſt weit entfernt von dem, was z. B. Mazzini für ein neuerſtandenes, einiges Italien geträumt hatte. Es iſt wirklich immer, als ob die Natur ſich erſchöpfte, wenn ſie den ideellen Trieb in einer Generation ſo ſtark und vorherrſchend hervorgebracht

hat und als ob dies Gebiet dann eine Zeitlang brach liegen müßte, gerade wie der Acker, der auch ruhen muß, um aufs neue hervorbringen zu können. Traurig ſtimmen aber mußte es den, der an Italiens Geſchicken warmen Anteil nahm und jene edlen Idealiſten gekannt hatte, zu ſehen, wie falſche Wege ſeine Politik und Neuorganiſation ging. Wie die eitle Sucht, plötzlich eine Großmacht zu ſein, es zu Ausgaben und Unternehmungen verleitete, die weit über ſeine Mittel und ſeine Kräfte gingen, während die innere Wohlfahrt und die Ordnung erwerbtätiger, ſtrebender Gemeinweſen vernachläſſigt wurden. Wie das ſo hochbegabte, liebenswürdige Volk in manchen Gegenden in beinah barbariſchen Zuſtänden, im äußerſten Elend, in Schmutz und Unwiſſenheit blieb und durch die hoffnungsloſe Armut zur Maſſen-Auswanderung getrieben wurde, oder durch den Schreck vor dem ungewohnten Militärdienſt und den ebenſo ungewohnten, ſchwer laſtenden Steuern in die Berge floh und ſich dort durch freie Benutzung der Güter anderer, d. h. durchs Räuberhandwerk, zu helfen ſuchte.

Sagte mir doch in einem politiſchen Geſpräch ſogar einer der bedeutendſten, aber durchaus konſervativen Staatsmänner Italiens (der jetzt auch ſchon längſt geſchieden iſt): „Ja, wenn die Menſchen die Geſchichte recht verſtänden, ſo müßten ſie immer zunächſt an die Wohlfahrt der Völker im Innern des Landes denken. Würde von den ungeheuren Budgets des Krieges, der Marine, der Steuereinnahmen uſw. nur die Hälfte für die innere Verwaltung verbraucht, ſo würde der allgemeine Wohlſtand in ſolchem Maße wachſen, daß ein Land dadurch allein ſchon mächtiger werden würde, als durch Furcht einflößende Heere.“ Dies aber ſagte mir ein Staatsmann, der lange an der Spitze der Verwaltung ſtand! Wie ſchwer muß es daher ſein, das einfach Vernünftige und Nahliegende im Staatsleben durchzuſetzen.

Wie hoch ſtanden daher die alten Inder, die ihre Könige nur prieſen, wenn ſie Wohltäter ihres Volkes waren und

nicht um der Gewaltmittel willen, die ſie in Händen hätten. Hierauf bezüglich fand ich eine treffliche Stelle aus dem Gâtahamâlâ des Arga Sûra, von J. S. Speyer überſetzt, die lautet wie folgt: „Unſer Monarch hat ſeine Macht durch ſeine Seelengröße erhalten. Seine Stärke beruht auf ſeiner Güte, nicht auf ſeinem buntgeflaggten Heer, das er nur hält, um der gewohnten Sitte nachzukommen. Redlichkeit iſt der Hebel ſeines Handelns, nicht die politiſche Weisheit, dieſe niedrige Wiſſenſchaft. Sein Reichtum dient ihm dazu, die Tugendhaften zu ehren."

Welch ſchöneres Programm des wahren Herrſchertums könnte man aufſtellen als dieſes, und wie weit ſteht unſere Zeit darin zurück, wo ſich die Stärke der Regierungen nur auf die koloſſalen, auch im Frieden ſtets zum Krieg bewaffneten Heere ſtützt, anſtatt ſich über die nationalen Grenzen hinaus die Hand zu reichen und den Völkerfrieden auf Gerechtigkeit und wahre Bildung zu gründen. Jawohl, der alte Inder hat recht, politiſche Weisheit, welch niedrige Wiſſenſchaft! In ihr Gebiet gehört der moderne Schwindel der Kolonialpolitik. Auch Italien wurde ja leider davon ergriffen und unter dem Miniſterium des ſchon alten, etwas hinfälligen Depretis ſiegte die Beredſamkeit Mancinis, eines trefflichen Rechtsgelehrten, aber unfähigen Miniſters des Äußeren, und brachte Italien dazu, nach Afrika zu ziehen und noch dazu nach Maſſaua, das zwar ein Hafen am Roten Meer, aber einer der heißeſten und unfruchtbarſten Orte der Erde iſt. Daß engliſche ſchlaue Politik dabei im Spiele war, merkte man hier nicht, man jubelte über dieſe erſte große Tat der jungen Großmacht; eine Freundin ſchrieb mir, ſie habe Tränen der Rührung vergoſſen, als ſie die Soldaten habe einſchiffen ſehen, um von dem Land, das Italien durch keinen Rechtsſpruch zugehörte, Beſitz zu nehmen, wie es nun ſeitdem, allem Menſchen- und Völkerrecht zuwider, immer häufiger von den großen europäiſchen Staaten geſchieht. Ich erlaubte mir damals ſchon nicht in den allgemeinen Jubel mit einzuſtimmen. Ich ſah um mich her in dem Land,

das ich liebe, kaum erſt die Anfänge einer vernunftgemäßen Organiſation, einer Ordnung der Dinge, die zu Wohlfahrt im Innern führen und die Grundlage einer neuen edlen Kultur werden könnte, und ich befürchtete gleich, daß dieſe Anmaßung, Kultur in die Ferne bringen zu wollen, während man ſelbſt noch ſo kulturbedürftig war, ſchlimme Frucht bringen würde, was ſich denn leider auch unter dem zweiten Miniſterium Crispis, durch deſſen noch viel größere Anmaßung, auf die allertraurigſte Art für Italien bewährt hat. — Seltſamere Kontraſte aber, als ſie in jener Zeit, beſonders in den achtziger Jahren, Italien darbot, hat kaum je ein modernes Land in der Geſchichte gezeigt. Während der als Einheit noch ſo junge Staat im Innern noch völlig ungeordnet, ſeine kaum gebildete Militärmacht ausſandte, um auf einem andern Kontinent Länder in Beſitz zu nehmen, auf die er keinen Anſpruch hatte, begab ſich inmitten dieſes jungen Staats, ſo recht in ſeinem Zentrum, in der kaum errungenen Hauptſtadt ſelbſt, ein Ereignis, das durch ſeinen Glanz das Recht ehrwürdiger Traditionen gegenüber der Anmaßung junger Eitelkeit ins hellſte Licht zu ſtellen befähigt ſchien. Es war der 30. Dezember 1887, der Vorabend der Messa d'oro, mit der der Papſt am 1. Januar in der Peterskirche die Feſte ſeines Jubiläums einweihen wollte. Rom wimmelte von Fremden, freilich zumeiſt geiſtlichen Standes, die ſich zu der hehren Feier eingefunden hatten; die Gaſthöfe waren überfüllt, die ärmeren Pilger wurden in Klöſtern und Hoſpizen einlogiert. Der Zudrang, um Billette zu erhalten, war ungeheuer, denn nur mittels ſolcher konnte man in das Gotteshaus gelangen. Zu Tauſenden kamen die Geſuche darum täglich in den Vatikan. Um dieſen und um die Peterskirche war ein Leben und ein Treiben, wie ſeit ſiebzehn Jahren nichts Ähnliches vorgekommen war. Ich hatte gerade eine Veranlaſſung, jemand aus der hohen Geiſtlichkeit im Vatikan aufzuſuchen und konnte mich mit eigenen Augen davon überzeugen. Es kam mir vor wie ein Märchen, wo in einem verzauberten Schloß plötzlich

der Entzauberer eintritt, und alles zu frischem, regem Leben erwacht. Scharen von Geistlichen aller Länder in den verschiedensten Trachten eilten geschäftig Trepp auf, Trepp ab. Die „Uscieri" in ihren malerischen Kostümen schienen wie in ferner Vergangenheit eingeschlafen, mit einem Ruck die Traumbefangenheit abzuschütteln und ihre Rolle mit Vehemenz wieder aufzunehmen, um den andrängenden Scharen zu wehren, die sich an den Türen einfanden, um zu den Audienzen zugelassen zu werden. Damen aller Art, Pilgerinnen, mehr alte als junge und mehr häßliche als hübsche, eilten dazwischen umher; hohe Prälaten mit ihrem Gefolge belebten noch das bunte Bild. In den Straßen, die nach St. Peter führen, war kaum durchzukommen, die Wagen in ununterbrochener Reihe sich folgend, mußten Schritt fahren. Die ganze Basilika war schon seit Tagen dem Publikum verschlossen, um die Vorkehrungen im Innern zu treffen. Doch fehlte es bei all dem erwartungsvollen Leben auch schon nicht an Verstimmungen und Klagen aller Art, und das römische Volk fing an zu murren, daß man ihm den Eingang zu seinem Gotteshause wehren wolle, in das es sonst so gut frei eintreten konnte, wie die Reichen und Begünstigten. Es waren daher von seiten des Kriegsministeriums mehrere Kompagnien Soldaten beordert, die auf dem Petersplatz Kordon bilden sollten, um bei etwaigen Unordnungen einzuschreiten. Schon dieses ein seltsames Schauspiel: das Fest des entthronten Herrschers beschützt von den Soldaten des Usurpators!

Vor 1870 würde eine solche Festlichkeit, ein solches Zusammenströmen der Gläubigen aus allen Weltteilen, mit Geschenken beladen, um sie dem Oberhaupt der Kirche huldigend darzubringen, nichts Außerordentliches gehabt haben. Aber nun war es anders geworden, und der Beobachter konnte nicht umhin, seltsamen Gedankengängen Raum zu geben. Hätte diese Feier einzig der ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit eines Greises gegolten, den das Geschick an die Spitze einer universellen, geistigen Gemeinschaft erhoben hatte,

ſo wäre die Sache immerhin noch ungewöhnlich, aber doch bei weitem einfacher und ohne die ſeltſamen Kontraſte geweſen, die jetzt dabei zutage traten. Während drüben im Quirinal der König des noch ſo jungen Königreichs Italien die Neujahrswünſche von ſeiten ſeiner Staatsbeamten und der bei ihm beglaubigten Geſandten entgegennahm, feierte der, den er ſeiner irdiſchen Macht entſetzte, ein Feſt, deſſen univerſelle Bedeutung nicht zu verkennen war. Dieſe aus allen Ländern herbeigeeilten Verehrer und Bekenner einer Kirche, deren Oberhaupt alles galt, dieſe koſtbaren Gaben, deren Menge die koloſſalen Räume, die dafür bereitet waren, kaum faßten, dieſe Ertrageſandten aller gekrönten Häupter, ob katholiſch oder nicht, die auch mit vollen Händen kamen, waren das nicht alles Zeichen, daß wir es hier noch immer mit einer Weltmacht zu tun hatten, gegen die das verlorene „potere temporale“ nur ein verſchwindend kleines Gewicht behält?

Vielleicht war dieſer Gedanke Papſt Leo XIII. auch aufgeſtiegen, als er von ſeinem Königsſitz im Vatikan auf das Gedränge niederſchaute, das den ſo lange verödeten Petersplatz belebte. Und wohl ihm, wenn er verſucht hätte, dieſem Gedanken volle Wirklichkeit zu geben, wenn er freudig der irdiſchen Krone entſagt hätte, um ſich allein die geiſtige Krone aufzuſetzen, deren Glanz heller ſtrahlen würde, als die Diamanten der Tiara. Dann würde die Verſöhnung mit dem König drüben im Quirinal, der jetzt der einzige iſt, der ihm nicht huldigen kann, eine Möglichkeit, und der peinliche Konflikt, in dem die italieniſchen Patrioten, die noch an der Kirche hängen, ſich befinden, wäre gelöſt. Würde das die Folge dieſes Feſtes ſein, wer würde es nicht als den Anfang einer neuen vernunftgemäßeren Zeit begrüßen, wer würde Leo XIII. nicht als einen der größten Päpſte ehren, die je gelebt?

Aber leider ſah das Ganze mehr aus wie ein Fehdehandſchuh, den man dem abtrünnigen Italien hingeworfen hatte. Es war zu viel Oſtentation dabei, um es als ein bloßes

Familienfeſt der katholiſchen Chriſtenheit zu betrachten. Und gerade in dem Augenblick, welch ſchmerzlicher Kontraſt für die Italiener! Während hier in der Hauptſtadt dies glänzende Feſt des vertriebenen Herrſchers gefeiert wurde, mußten drüben im heißen Afrika die jungen Söhne des neu gewonnenen Vaterlands für einen großen politiſchen Fehler, im Kampfe mit wilden Horden, ihr Leben einſetzen, und während ſich im Vatikan Millionen anhäuften, mußte das finanziell ſo ſchlecht beſtellte Land Millionen hergeben, um einen mörderiſchen Krieg, der wenig Ehre und noch weniger Nutzen verſpricht und nur von der beſchränkten Eitelkeit und maßlos ehrgeizigen Herrſchſucht einiger einzelnen in Szene geſetzt worden iſt, durchzuführen. Dieſe Betrachtungen drängten ſich dem Beobachter auf, wenn er auf das bewegte Leben dieſer Tage niederſah, und wer Italien liebt, konnte ſich der Wehmut nicht erwehren, die ſeine zweifelhaften, ſo ſchlecht geleiteten Geſchicke hervorrufen.

Gedachtes

Es gibt Naturen, die am Fortſchritt der Geſellſchaft arbeiten können, indem ſie alle Vorurteile ſchonen, die Sachen nur halb beim Namen nennen und ein wenig nachgeben, um ein weniges zu erlangen. Dieſe übrigens ganz ehrlichen Naturen tun ihre Arbeit und ſie hat ihren Nutzen. Aber es gibt andere, die von der unwiderſtehlichen Logik der Überzeugung vorwärts getrieben, ſich beſtimmt ausſprechen müſſen; gelingt es ihnen auch nicht, ihr Ideal zu verwirklichen, ſo erringen ſie doch für dieſes die Sympathie energiſcher Charaktere, und zum wenigſten ſind ſie ſelbſt ein lebender Proteſt gegen die verſteinerten Formen, die den lebendigen Geiſt nicht mehr enthalten.

Jedes reine, tiefe Gefühl hat in ſich eine ſolche Unſchuld, daß der Gedanke nicht kommt, man könne es verkennen. In

der wahren Liebe der Frau vereinigt ſich alle Zärtlichkeit der Mutter, Schweſter, Freundin, und wenn die Frau ihren heiligen Schmerz um die nun erloſchene Neigung, die ihr einſt gewidmet war, ſtolz in die Tiefe ihres Herzens verſchließt, ſo bleiben die Mutter, Schweſter, Freundin, um dem, deſſen Andenken noch immer teuer iſt, helfend und tröſtend beizuſtehen, wenn das Schickſal Schweres über ihn verhängt.

Dem charaktervollen Menſchen iſt es ein Bedürfnis, ein Ziel feſt ins Auge zu faſſen und es mit Konzentration aller ſeiner Kräfte zu verfolgen. Dann erſt entfaltet ſich ihm der ganze Reichtum ſeiner Befähigung, auch alles andere zu verſtehen und in alle Gebiete des Lebens denkend hinüber zu blicken. Er hat dann, wie Archimedes, den einen Punkt gefunden, von dem aus er die Welt aus ihren Angeln hebt. Dem Genius zeichnet die eigene Natur das Ziel in Flammenzügen vor; ihm iſt die Mühe des Suchens erſpart und nur die Hinderniſſe, die Welt und Verhältniſſe ihm in den Weg legen, machen ihm das Verfolgen ſeines Ziels oft zur Qual; zwingen ſie ihn, dieſem Ziel zu entſagen, drängen ſie ihn gewaltſam aus ſeiner Bahn, ſo iſt es Tod und Vernichtung für ihn. Die von der Natur minder reich Begnadeten müſſen ſuchen, bis ſie den wahren Punkt finden, von dem aus ihr Weſen ſich in Einheit und Mannigfaltigkeit zugleich entfalten und die Blüte ſeiner ſelbſt erreichen kann. Von dieſem Punkt verdrängt zu werden, iſt ein unausſprechliches Leiden, ja ein verzehrender Schmerz. Manche gehen daran unter, und die Starken, die ihn überleben, tragen doch den Schmerz der Wunde mit ſich durch das Leben.

Ein geiſtvoller Freund meinte, die Weisheit der Könige ſei W a r t e n. Ich denke, ſie müßte vielmehr Vorausſehen und Vorausſorgen ſein. Immer Präventivmaßregeln in der Erziehung wie in der Politik. Sind die Repreſſivmaßregeln

erſt nötig, dann iſt es ſchon zu ſpät, der rechte Augenblick iſt verſäumt.

Wenn der Wille im Sinne Schopenhauers als ungeſtümer Drang zum Daſein und nimmer zu befriedigendes Streben nach Genuß, durch das Läuterungsfeuer der Erkenntnis durchgegangen und nun, ſich ſelbſt beherrſchend, erlöſter Wille geworden iſt, der, aus Mitleid entſagend, die höchſten Seelenfreuden opfern und über dem Schmerz, mit vollem Bewußtſein von deſſen Bedeutung und dem Unerſetzlichen, was verloren geht, — ſtehen kann — dann iſt der Widerſpruch zwiſchen der chriſtlichen und der naturaliſtiſchen Anſchauung von der Freiheit oder der Gebundenheit des Willens gelöſt, denn dann hat ſich der gebundene Wille zur Freiheit der Selbſtbeſtimmung erhoben, dann iſt der Menſch wirklich frei.

Eine ſehr katholiſche Dame ſchrieb einem uns gemeinſamen Freund, es habe ſie gefreut, mich kennen zu lernen, obgleich uns Welten trennten. Immer die Beſchränktheit des orthodoxen Standpunkts, einerlei, ob religiös oder politiſch. Welten trennen nur zwei Gegenſätze: das Gute und das Böſe, und nicht einmal die ganz, denn auch im Guten iſt zuweilen noch ein Teilchen Böſes und faſt in allem Böſen noch ein Teilchen Gutes.

Es wurde heute abend darüber geſtritten, ob man ſich vor der Güte beugen ſolle. Die meiſten der Anweſenden ſagten nein, ſie verwechſelten offenbar Güte mit Gutmütigkeit. Vor der Güte aber, die nicht bloß eine Naturgabe und mit Schwäche verwandt, ſondern das Ergebnis höchſter Bildung, das letzte Wort des individuellen Kulturkampfes iſt — vor der Güte muß man ſich beugen. Sie iſt das ſelbſt errungene Adelsdiplom der Seele, ihr allein ſteht das Recht zu, im ſittlichen Leben zu richten, denn ihre

Milde wird nie Schwäche, ihre Strenge nie Ungerechtigkeit ſein.

Ich liebe die Einſamkeit über alles, auch die zu zweien, ja ſelbſt noch zu dreien, wenn es die Rechten ſind; aber die zu hunderten iſt ſchrecklich melancholiſch; dann fühlt man ſich troſtlos allein, ausgenommen in den Momenten, wo die Hunderte von einem gemeinſamen, großen, begeiſternden Gefühl entflammt werden. Doch wie ſelten ſind die!

Ich glaube, daß eine liebevolle Anhänglichkeit der Dienſtboten, durch Wohlwollen von ſeiten des Herrn erzeugt, nicht nur möglich, auch ſehr wünſchenswert iſt. Daraus entſpringt das humanſte Betragen von beiden Seiten und der willigſte Gehorſam der Dienenden. In dem Verhältnis zu den Dienſtboten hat ſich in neuerer Zeit ſo viel verändert; die patriarchaliſchen ſowie die ſklaviſchen Zuſtände ſind vorbei. Der Diener will jetzt als Perſönlichkeit reſpektiert ſein. Es verſteht ſich, daß er es durch ſein Betragen verdienen muß, wird er es aber nicht, ſo iſt meiſt die Korruption des Charakters die Folge, die niedrigere Natur rächt ſich für erlittene Demütigungen durch Betrug, geheimen Haß gegen den Herrn oder Spott über ihn.

Wenn die völlige reine Reſignation, die Verneinung des Willens zum Leben (im wahren Sinne Schopenhauers) erreicht ſchien und es erwacht dann doch noch einmal eine neue Liebe mit aller Sehnſucht, allem innigen Verlangen, dann wird der Schmerz der notwendigen Entſagung wie ein Zucken der bereits frei geweſenen Seele, die noch einmal in die Unruhe des Willens zurück muß. Aber es iſt ſchon ein beinah verklärter Schmerz, denn hinter ihm leuchtet bereits die Gewißheit des Sieges und die Krone des Überwinders.

Welch ein wunderbares Erleben! Gequält war ich vom Schmerz der Trennung, vom Gedanken, die Stunden des

Zuſammenlebens nicht voll genoſſen, nicht genügend ausgefüllt zu haben, der Gegenſeitigkeit der reinen Zuneigung nicht völlig ſicher zu ſein — endlich ſetzte ich mich zur Arbeit und — ſiehe da! — ſchöpferiſche Gedanken ſtrömten mir in Fülle zu, und ich war erlöſt, der Schmerz war verſchwunden, alles Fehlen und Verſäumen war ausgelöſcht; es blieb nur ein innigſtes Gedenken, ohne Reue, ohne Sehnſucht und das troſtvolle Bewußtſein, daß auch dies edle Gefühl ein ewiger Beſitz ſei. Über dem allem aber ſchwebte beſeligend das Wiederfinden mit mir ſelbſt, das höchſte wahre Glück, Schöpfer zu ſein, das ſchon die Einkehr in das Univerſelle iſt.

Die alltäglichen Menſchen fragen immer: „wozu führt das?“ Als wenn eine vornehme Seele ſich immer mit dem Krämergedanken der endlichen Zahlung abgeben könnte! Im edelſten Sinne glücklich geweſen zu ſein, wenn auch nur wenige Stunden, iſt beſſer als ein ordinäres Rechenexempel mit dem Leben abſchließen, um gut verſorgt zu ſein, und der Schmerz, den man nachher leiden muß, iſt erhabener und fördernder, als alle zum äußeren Ziel gelangte Philiſterhaftigkeit.

Freundſchaft kritiſiert nicht in der Stunde des Leidens, ſagt nicht nüchtern verſtändig „wenn du es ſo oder ſo gemacht hätteſt“, ſondern öffnet einfach die Arme und ſpricht: „Ich frage nicht, ich urteile nicht, hier iſt ein Herz, daran ruh aus.“ Ja, wenn man immer im voraus wüßte, wie man handeln müßte, dann gäb es keinen Irrtum. Die Freundſchaft rät und warnt *vorher*; *nachher* liebt ſie, das nur iſt die echte; die falſche macht es umgekehrt.

Das ſittliche Leben des Staats hat aufgehört, wenn ſich das Individuum nicht mehr frei entwickeln und ſeine Meinung zur Geltung bringen darf. Ein Staat, deſſen ſittliches Leben untergegangen iſt, muß notwendig ſelbſt untergehn. Dieſelbe ſittliche Forderung gilt, wie im Staat, ſo auch in

der Familie. Das Individuum muß in ihr ſeine volle ſittliche Freiheit haben dürfen, ſonſt iſt auch die Famile nur ein zufälliger, äußerer Verband, nicht vom Bewußtſein anerkannt und in ſeiner Autorität beſtätigt. Man kann ſich einem ſolchen Staate, einer ſolchen Familie unterwerfen, gut! dann hat man gewählt, oder man fühlt und erkennt, daß das Recht der individuellen Freiheit erkämpft werden muß, und dann wird man Revolutionär. Zwiſchen beiden ſteht der Indifferentismus, der das eine und das andere Extrem von ſich abweiſt, und indem er das Vorhandene ohne weiteres gehen läßt, ſich einbildet, er allein habe das Stetige, Unveränderliche. Stetiges, Unveränderliches aber gibt es nicht. Das einzig Ewige iſt die unausgeſetzte Entwicklung und Veränderung des einfachen Atoms zu immer neu zuſammengeſetzten, reicheren Kombinationen in der Natur bis zur Ausbildung ihres höchſten Organismus, der zum Geiſt befähigt iſt und ſich zu ihm entwickelt. Aber auch hier beginnt dieſes ewige Vorwärts von neuem. Vorwärts drängt der ſchaffende Gedanke und beginnt den Kampf, wo immer man ihm Ketten anlegen und ihn aufhalten will. So zieht ſich ein roter Faden der Entwicklung durch die Zeiten. In den Maſſen bewegt ſich der ſchaffende Geiſt nur erſt als unklares Gefühl, aber die Individuen, die den Prozeß des Denkens für die Maſſe durchmachen müſſen, geben ihr das Reſultat, und in ihm erkennt ſie ihr unklares Gefühl und wird ſich deſſen bewußt. So werden zuletzt auch die Maſſen Träger des Gedankens und erlangen dann erſt ihr menſchliches Vorrecht und ihre Würde.

Freiheit und Notwendigkeit laſſen ſich in Beziehung auf die Individuen ungefähr ſo beſtimmen: *als Individuum* iſt es der Notwendigkeit unterworfen, als *Erſcheinung* dem Satz vom Grunde, als *Ding an ſich* iſt es im Reich der Freiheit.

Auf der Inſel Capri ſchrieb ich einſt (im Jahre 1864, wo ich daſelbſt mit den zwei Töchtern Herzens weilte): hier hat man ein Vorgefühl davon, was das Leben ſein könnte, wenn der Menſch entweder ewig unſchuldig und unbewußt, wie die Natur, geblieben wäre, oder wenn ſein Bewußtſein nicht die ſchreienden Widerſprüche des Lebens und die dunkle Sphinx der Zukunft begegnen müßte, vor deren ungelöſtem Rätſel er peinvoll ſtill ſteht. Glücklich diejenigen zum wenigſten, durch deren Herz jenes Vorgefühl zuweilen zieht, in den Illuſionen der Jugend gleich einem wonnigen Morgentraum, im ſpäteren Leben, gleich einer wehmütigen Melodie aus einer fernen metaphyſiſchen Welt. Laßt uns unſer Leben betrachten! verſöhntes Leid iſt ein Schatzgräber, der verborgene Tiefen öffnet, in denen edle Metalle ruhen. Die Leichtlebigen, oberflächlich Glücklichen, finden dieſe Tiefen nicht und deshalb erfahren ſie nie die blitzartigen, plötzlichen Erleuchtungen, die uns auf Augenblicke ein fernes geſegnetes Ufer zeigen, nach dem wir uns ewig als Pilgrime fühlen. Für uns haben Formen und Farben, Töne und Melodien noch einen anderen Sinn als bloße Augen- und Ohrenweide; uns ſind ſie die Befriedigung der Sehnſucht nach dem Ideal, die uns in einer verkrüppelten ſchönheitsloſen Welt zur Qual wird, die aber in ſchönen Bildern, wie die Natur ſie hier bietet, ihren Widerſchein findet. Was eine Roſe dem Sterbenden ſein würde, die ihm die entſchwundenen Frühlinge ſeines Lebens zurückrief, das iſt dieſe Natur der Seele, wenn die irdiſche Jugend entflohen iſt. Wenn unſere Seele ein Ton wäre in dieſer herrlichen Harmonie von Licht, Luft, Farbe und Form, dann würde das Rätſel gelöſt ſein; wir wären dann nur der Mittelſatz in einer einzigen großen Symphonie des Daſeins, das in den drei großen Abteilungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ſein endloſes Gedicht, ſeine Divina Commedia durch alle Ewigkeit feiern würde. Aber da liegt die Frage. Es iſt der Natur nicht gelungen, den Menſchen dieſer ſchönen Erde wert zu bilden; daher kommt die Qual der Beſſern,

die dunklen Fragen, „die brechenden Wellen und die komiſchen Gebärden“. Ja, das iſt es, die Menſchen ſind nicht gut genug. Wenn ihre häßlichen Leidenſchaften nicht wieder jeden idealen Aufſchwung einer Epoche entſtellten, ſo müßte die Vergangenheit nicht gleich einem Geſpenſt, wie ſo oft, vor uns ſtehen, ſondern wie ein teures Grab, von dem wir Weisheit und Tugend lernen würden, bis wir uns ſelbſt der Vergangenheit zugeſellten mit der tröſtenden Gewißheit, einen reichen Vorrat von Edelmut und Größe der Nachwelt gelaſſen zu haben. Aber unſere ganze Ziviliſation begünſtigt noch zu ſehr die Beſtie in der Menſchheit, die Entwicklung der wilden Inſtinkte, anſtatt den Menſchen ſchon früh zu Maß, Reſignation und Verſtändnis der wahren Schönheit anzuleiten.

Doch die Natur brauchte auch unermeßliche Epochen, um die Erde zu einem Paradieſe, teilweiſe wenigſtens, zu geſtalten; vielleicht gelingt es ihr in ferner Zeit, die Bedingungen hervorzubringen für die Möglichkeit einer idealen Exiſtenz künftiger Geſchlechter, wenn wir längſt mit den Ruinen unſerer Zeit ruhen. Unſer Troſt wird es ſein, daß wir nicht als ein bloßes Foſſil in dem großen Laboratorium der Natur gebraucht wurden, ſondern daß jene Kraft in uns tätig war, die nach den Höhen ſtrebt, die Schönheit begreift und liebt.

Beim Tod des Kaiſers Friedrich war wieder einmal das Walten des Weltdämons offenbar; erſt die Möglichkeit einer menſchlichen Vollkommenheit auf dem Thron, wie ein verlockendes Spiegelbild, das die ſchönſten Hoffnungen weckt und dann im Hohn des tragiſcheſten Endes verſinkt, damit man inne werde, daß Ideale nur gleich Meteoren vorüberziehen, um uns die Tantalusqual der fruchtloſen Arbeit der Weltverbeſſerung deſto beſſer fühlen zu laſſen.

Einer der angenehmſten Zuſtände im Leben, voll Stimmung, Grazie und Poeſie, iſt der einer wechſelſeitigen, zarten, unausgeſprochenen aber erratenen Neigung, ohne hef-

tiges Verlangen, ohne allen Anſpruch, nur ein freundliches Wogen von Herz zu Herz, Blicke von Wohlwollen leuchtend, zarte Aufmerkſamkeiten, inniges Mitempfinden und Freude an dem Weſen des andern. Selbſt das Leid der Trennung hat dann etwas wehmütig Schönes, ein ſanftes Ausklingen, ein reueloſes Vermiſſen, wie die Stimmung, die uns nach einem ſchönen Sonnenuntergang bleibt.

Eine Dame meinte, man müſſe doch nicht bloß mythiſche Typen ewiger Geſtalten zum Gegenſtand der Kunſt machen, ſondern auch *wirkliche* Menſchen. Mir fällt bei derartigen Behauptungen immer die Diſputa von Raffael ein, unten die Diſputierenden, um den Wortlaut Streitenden, wiſſenſchaftlich *Wirklichen*, die nicht ſehen, wie oben das große Myſterium Wirklichkeit geworden iſt, wie erſt die vom Schein Erlöſten die *Wirklichen* geworden ſind. „Das Unzulängliche hier wird's Ereignis."

Wie ſeltſam iſt es, daß das Auseinanderkommen mit Menſchen, die uns im Umgang ganz angenehm waren, weiter kein tiefes Bedauern zurückläßt. Die Welle trägt ſie fort, als wären ſie nie dageweſen, während dagegen ein Bruch mit ſolchen, mit denen der ewige Kern unſeres Weſens, das, was wir *eigentlich* ſind und hoffentlich bleiben werden, berührt wurde, den Schauder des Vergänglichen über uns bringt und den Schmerz, für den es keine Verſöhnung gibt. Im Alter, wo dieſe Tiefe der Seelengemeinſchaft faſt abgeſchloſſen iſt wie ein Tempelheiligtum, in deſſen inneren Kultus kein profanes Auge mehr dringt, wo wir nach außen nur das ruhige Wohlwollen haben, das gerne gibt und dankbar empfängt, ohne daß es den Frieden jenes Heiligtums ſtört, erſchließt ſich da noch einmal die Tempelpforte, ſo erklingen ſolche ewige, erhabene Harmonien, daß jeder weltliche Mißton zur tiefſten Pein wird. In der geheimen Gewißheit jenes ewigen Zuſammenhanges ſcheint das ganze äußere Leben leicht und dem ähnlich, das wir mit

anderen führen. Drängt ſich aber ein Mißton hinein, ſo bildet ſich eine ſchmerzliche Schranke, die mit den Gleichgültigen nicht vorkommt.

Bei Gelegenheit der Unterhaltung mit einer Spiritiſtin fragte ich, ob das Unſterblichkeit ſein könne für einen denkenden Geiſt, in einer geſpenſtiſchen Form, als ein Schatten ohne Inhalt, ohne Weſen, ein zielloſes Daſein zu führen? Die Vorſtellung von übermenſchlichen Exiſtenzen, die in untätiger Seligkeit feiern, wäre es eine wünſchenswerte Fortſetzung des ſtrebenden, kämpfenden Menſchendaſeins, das, wenngleich dem Geſetz alles Zeitlichen in ſeiner einzelnen Erſcheinung verfallen, dennoch rufen kann: „Tod, wo iſt dein Stachel?“ Denn wir wiſſen es ja, daß es keinen Tod gibt, daß jedes Atom des zerfallenden Körpers der Stoffwelt wieder ein Keim neuer Geſtalten, neuer Schöpfungen wird und daß ebenſo jedes bedeutende Wort hoher Geiſter, jeder Gedanke, der eine neue Saite im Menſchenleben tönen macht, jede reine, fruchtbringende Tat, unverloren ſind in der Ewigkeit des Daſeins; daß in einer unendlichen Kette neue Gedanken, neue heilige Empfindungen, neue Taten ſich daran reihen und, während das einzelne der Erſcheinung ſtirbt, das unſterbliche Ganze bilden, den Geiſt der Welt, der über denen ſteht, denen er als Blüte entſtieg. So ſteht der Menſch der neuen Zeit dem Tod gegenüber. Der Notwendigkeit, dem Schickſal der Erſcheinung unterwerfen wir uns, indem wir die ſchweren Bedingungen, die uns dieſe Ergebung auferlegt, anerkennen. Das iſt der Schmerz, den wir als die wirklich Entſagenden auf uns nehmen mit der Gewißheit, dennoch nicht umſonſt gelebt zu haben. Zu wiſſen, daß der Geiſt über uns hinwegſchreitet zu vollendeteren Schöpfungen, zu reineren Siegen, haben wir einen anderen Anſpruch an Seligkeit als dieſe Gewißheit?

Iſt es denn ſo ſchwer zu begreifen, daß die Freiheit das ſtärkſte Geſetz iſt? Die Kinder dazu erziehen, die Völker ge-

wöhnen, dies zu begreifen, damit wäre eigentlich die ganze Aufgabe der Kultur erfüllt. Die Familie und der Staat würden dadurch ihre wahre beglückende Form finden, während die gewalttätige Autorität ewig die Empörung an ihrer Tür findet.

Die Natur, ehe sie in den Dualismus von Begierde und Erkennen eintritt, ist unschuldig und objektiv schön. Die Pflanzen- und Steinwelt kennt keine Begierde, hat auch keine Erkenntnis, ist deshalb ohne Schuld und ohne Erlösung, deren sie nicht bedarf; sie ist im Zustand des Paradieses, braucht das erkennende Subjekt nicht, ruht in ihrer eigenen Vollkommenheit, gehorcht einfach den Naturgesetzen, unbekümmert, ob sie von einem Subjekt erkannt und genossen wird. Sie ist daher an sich schön wie das Ding an sich, das sich in ihr, ungeteilt in Wille und Vorstellung, ausspricht. Mit dem Tier tritt der Dualismus zwischen Begierde und Erkennen ein. Mit ihm entsteht das Subjekt, das Individuum, das für sich empfindet, leidet und erkennt. Nur ist im Tier die Begierde, also der Wille auf seiner niedrigsten Stufe, als bloßer Trieb zum Leben, das Überwiegende. Das Erkennen ist noch gebunden, daher kann weder von Schuld noch von Erlösung die Rede sein; das Subjekt geht noch ganz in der Gattung auf und trennt sich erst in den höheren Tieren merklich von ihr. Es ist dann ein unseliger, grausamer Zustand, und die wehmütigen Augen kluger Hunde sagen es deutlich genug. Erst im Menschen gelangt das Subjekt zu seinem vollkommenen Ausdruck. Er hat die Fähigkeit, das Erkennen über die Begierde siegen zu machen, sein ist die Schuld und sein die Erlösung. Daher scheint er sich selbst Mittelpunkt des Daseins. Weil sich in ihm, wie in einem Brennpunkt, alle Strahlenbrechungen des Dingsansich, die gebundenen und entbundenen Formen der Erscheinung, vereinigen, kann er glauben, daß er als erkennendes Subjekt erst die Welt zu dem mache, was

ſie iſt, für ihn wird ſie erſt Welt, indem er ſie erkennt. Der Wille erkennt ſich überhaupt erſt, indem er ſich ſelbſt Vorſtellung wird, ſich in Subjekt und Objekt ſcheidet, dann erſt tritt auch der Begriff von Schuld und Erlöſung im höheren ethiſchen Sinne ein.

Gemein wird die Welt mit dem Eintritt des Dualismus von Begierde und Verlangen auf der einen, und Erkenntnis und Kraft der Entſagung auf der anderen Seite. Daher iſt das Tier noch nicht gemein, es kann nur wollen, nicht erkennen, ſich beherrſchen und entſagen, ſein Wollen iſt daher unſchuldig. Die Luſt iſt das Höchſte, wozu der bloße Wille zum Leben ſich aufſchwingt. Weil er aber ein höheres ethiſches Vermögen, wenn auch unbewußt, in ſich hat, befriedigt ſie ihn nicht; der Grund liegt darin, daß ſie ſich nur in vergänglicher Erſcheinung befriedigt, daher kommt aus ihr nur Reiz zu neuer Luſt, bis ſie endlich überſättigt an ihrer eigenen Vergänglichkeit ſcheitert und im Ekel endet. Ihr gegenüber tritt auf der höheren Stufe der Entwicklung die ſchöpferiſche Luſt ein und zeigt ſich als höchſte, immer ſteigende Luſt am Unvergänglichen, als Genuß, der in Wonne endet, anſtatt im Ekel. Das Ganze iſt klar: dort iſt es der Wille als ſinnliche Erſcheinung, der ſinnliche Befriedigung ſucht, vergängliche Zeugung. Hier iſt es der ſich erlöſende Wille mit der Erkenntnis vermählt, der Unvergängliches erzeugt, daher befreiend, befriedigt.

Daß die Welt einer neuen Religion bedarf, iſt kein Zweifel. Die alten Religionen haben ſich ausgelebt; das weltliche Machtbedürfnis, das potere temporale auf allen Gebieten, hat das Übergewicht erhalten über den Geiſt, der zu „höheren Sphären erhebt", und anſtatt die Menſchheit in Frieden und Liebe zu einen, führt die Verſchiedenheit der Bekenntniſſe ſie zu Haß und Streit und zum Raſſenkrieg. Die neue Religion ſollte die Religion der menſchlichen Würde ſein. Der Menſch müßte F r e u d e daran haben, ſich zu einem ſitt-

lichen Weſen auszubilden, aus ſich ſelbſt ein ſchönes, harmoniſch entwickeltes Kunſtwerk zu machen. Je höher ſeine ſittlichen Beſtrebungen ſich ſteigern, je ſchwerer werden freilich die Kämpfe ſein, die die unüberwundenen Leidenſchaften und die Mächte des Böſen heraufbeſchwören, aber je ſtandhafter wird auch die Seele um Löſung der ſittlichen Probleme ringen, um die Herſtellung der inneren Einheit, die aus den Tiefen des Kampfes auferſteht zu neuem Streben, die in den tödlichen Schmerzen neue Kraft zum Leben gewinnt. Dieſe Siegesmomente ſind es dann, wo ſich der niedere irdiſche Raum zum Tempel wölbt, wo das Götterbild, das jedes ſittliche Weſen im Herzen trägt, auf ſein Piedeſtal ſteigt, in der tiefen Verſchwiegenheit der eigenen Seele und mit Götterruhe auf das beſänftigte Meer der Gefühle ſieht. Das ſind die Augenblicke des wahren Gebets, d. h. der Erkenntnis jener Kraft, die in uns ruht und die allein uns zum Menſchen macht. Es iſt dies wie die Trauer und das ſchmerzliche Ringen des Künſtlers, ſo lange er noch dunkel nach ſeinem Ideale ſucht, der aber, wenn er es gefunden hat, wenn er es ſtrahlen ſieht in reiner, von allem Zweifel befreiter Schönheit, die heilige Seligkeit der Erfüllung empfindet. Es iſt der Gottmenſch, der geboren wird in der Stunde, wo das irdiſche Geſchöpf ſich durch ſeine Wahl zum ſittlichen Adel ſeines Daſeins erlöſt hat.

Fürchtet euch nicht vor dieſer Religion! Sie erſt wird die Erde zu einem Wohnplatz wahrer Menſchen machen; ſie iſt die einzige, dauernde Löſung aller Konflikte, denn der Kampf der Leidenſchaften wird nicht ausbleiben, aber ſeine Löſung wird die richtige werden in den Naturen, denen ſittliche Vollendung Religion geworden iſt. In der heißen Schlacht der Schmerzen erlöſen ſie ſich ſelbſt, unter bitteren Qualen gekreuzigt, auferſtehen ſie in neuer Jugend und Unverletztheit der Seele, und der Schmerz wird zur Kraft und zeugt edlere Taten, reinere Liebe, hellere Gedanken als zuvor. Willſt du dieſe Religion der ewigen Selbſterlöſung nicht verſtehen, Welt?

Eine ſchöne Überraſchung

Ich bedurfte bei Abfaſſung meines Romans „Phädra“ einer Schilderung Korfus, das ich leider nicht ſelbſt geſehen habe, und erinnerte mich dabei, vor mehreren Jahren Beſchreibungen der Joniſchen Inſeln in der Augsburger Allgemeinen Zeitung geleſen zu haben, die mir einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen hatten, ſo daß ich danach zu ſuchen anfing, bis ich ſie endlich zu einem Band vereinigt mit dem Titel „Odyſſeiſche Landſchaften“ vom Freiherrn Alexander von Warsberg wiederfand. Es erſchien mir dies Buch als ein wahres Muſter der Reiſeliteratur und erfüllte mich mit Sympathie für den Autor, deſſen Seele mir aus dieſen Blättern ſprach und deſſen hohe klaſſiſche Bildung neben dem Reiz poetiſcher Naturanſchauung zugleich ernſte Belehrung gewährte. Doch lag mir der Gedanke fern, daß ich jemals zu dieſer Perſönlichkeit eine Beziehung haben könne, da ich nach eingezogener Erkundigung erfuhr, daß er weit ab in einer Mitte lebe, die fern von allen mir befreundeten oder erreichbaren Kreiſen war. Um ſo größer war mein Erſtaunen, als ich einige Zeit nach dem Erſcheinen dieſes Romans einen Brief mit dem Poſtſtempel „Korfu“ und der Unterſchrift „Alexander v. Warsberg“ erhielt, der alſo lautete:

„Ich bin ein ſchlechter Romanleſer, und nun gar deutſche Romane nehme ich kaum je zur Hand. Da ich vor drei Wochen in Wien war, forderte mich aber mein Buchhändler auf, doch einen Blick in die drei Bände der Phädra zu werfen, weil er meinte, ſo wie ich ihm ſeit langen Zeiten bekannt geworden bin, würde ich darin eine Menge Ideen finden, die er ſeit Jahren von mir gepredigt höre. Auf der See, zwiſchen Trieſt und Korfu ſchwimmend“ (Herr v. Warsberg war zu der Zeit öſterreichiſcher Konſul in Korfu), „habe ich denn das Buch auch wirklich in einem Zuge verſchlungen. Sie haben für alle Lebensfragen den edelſten Idealismus zur Grundlage, um darauf Ihre Antwort aufzubauen, und der wahrer iſt als der heute ſo vor-

laute Realismus, weil doch nur die Oberfläche der Dinge körperlich erscheint, in ihnen, in einem jeden aber andere uns ungreifbare Kräfte wirksam sind. Ich sende Ihre drei Bände eben einem gleichgesinnten auch menschenfreundlichen Freund, Graf Rudolf Hoyos, damit er sie mit meinen Anstrichen und Randglossen lese und dann einer Freundin weitergebe. Ihr Buch ist ein wirklich merkwürdiges, und erstaunlich ist mir die Persönlichkeit, die dahinter steht."

Es folgten dann noch Erkundigungen, ob ich mit einem Herrn meines Namens verwandt sei, der im österreichischen Staatsdienst Staatssekretär im Ministerium gewesen sei und in dessen Hände er seinen Amtseid bei seinem Eintritt in das Ministerium abgelegt habe und anderes. In meiner Antwort konnte ich ihm nun sagen, daß dies mein Bruder gewesen sei und konnte ihm einige Anknüpfungspunkte an mein persönliches Leben geben, nachdem er durch das Buch einen ihm sympathischen Eindruck von meiner Geistesrichtung erhalten hatte. Dieser Antwort folgte bald ein zweiter Brief von ihm, und es entspann sich eine eifrige Korrespondenz, die sich durch zwei Jahre fortsetzte und uns ohne persönliche Bekanntschaft einander sehr nahe brachte. Seine amtliche Stellung in Korfu sagte ihm zum Teil seiner angegriffenen Gesundheit wegen zu, aber ich konnte mir nach dem Eindruck der Odysseischen Landschaften wohl denken, daß diese klassische Stätte ihm auch eine wahre Seelenheimat sein mußte. Doch schrieb er mir in einem der nächsten Briefe: „So schön und sonnig ich in der Stadt wohne, das Meer nur fünfzig Schritt vor und unter mir, mit den jenseitigen, schneebedeckten Steilgebirgen von Epirus in weitester Ausdehnung sichtbar, so kann und mag ich doch hier nichts Poetisches, Duftiges anrühren. Eine Unterbrechung jagt die andere, und indem ich schreibe, muß ich fortwährend in amtlichen Dingen Bescheid geben. So bin ich ein Wollüstling der Einsamkeit geworden. Gute Gesellschaft finde ich beinah nur noch in Büchern. Bei jeder anderen Berührung stört mich die Mangelhaftigkeit der Form, des Ausdrucks. Beim

Bauer noch am wenigſten, denn für das, was er zu ſagen hat, ſtimmt das Kleid ſeiner Rede. Die ſogenannten Gebildeten aber heutzutage kommen mir gerade ſo vor wie die Sänger, denen der Wortſchwall der modernen Schule die Stimme ruiniert hat. Man muß zu Goethes Zeit beſſer geſprochen haben, ſo wie man ſchöner ſchrieb." Er erzählte dann, daß er ſich die „Memoiren einer Idealiſtin" gleich nach der Leſung der Phädra habe kommen laſſen, ſie aber der ewigen amtlichen Störungen wegen noch nicht geleſen habe und ſie für ſeinen nächſten Landaufenthalt aufbewahre, „denn", fuhr er fort, „ſoviel habe ich daraus ſchon genippt, um zu merken, daß es ein unter Oliven und Zypreſſen mit dem Fernblick auf das Meer und dem Klange der Brandung im Ohr zu leſendes Buch iſt, und da ich das mindeſte, was der Leſer dem Autor ſchuldet, darin erkenne, daß er ihm ähnliche Stimmungen entgegenbringe, wie ſie ihm der Verfaſſer geben will und ſie bei ſeiner Arbeit empfand, ſo übe ich auch immer die Gerechtigkeit, meine Lektüre den Situationen und Örtlichkeiten möglichſt anzupaſſen, ebenſo meine eigenen Arbeiten, die ich auch danach einrichte, gleichſtimmig zu inſpirieren. Sie werden mir dienen, wie ich ihnen. Die Jahreszeit iſt ſchon ſo entwickelt, daß ich annehmen darf, es wird bald geſchehen können, daß ich mein Landhaus bei Gaſturi beziehe, wo ich zufälligerweiſe — bis auf den Luxus, den Sie hineingedichtet haben — wohne, als ſei ich Ihr Originalheld der Phädra. Ein Freund, dem ich Ihren Roman mitgeteilt hatte, war, als ich ihn in die Villa führte, auch von dem Zufall betroffen, wie Sie, gleich wahren Dichtern, was Sie mit viſionärem Auge zu ſchauen begehrten, auch wirklich geſehen haben."

Nach kurzer Zeit kam wieder ein Brief, aus ſeinem Landhaus datiert, wo er ſchrieb: „Ich ſtehe ſchon mitten in dem Roman einer Idealiſtin, oder eigentlich ich bin ſchon ein gut Stück über die Hälfte hinaus, denn ich beendigte heute nacht den zweiten Band. Ich habe mich nicht verſchrieben, indem ich eben ‚Roman' ſtatt Memoiren ſagte. So in dieſem Ein-

druck leſe ich das Buch in einer Spannung, die mich oft ſtundenlang, obgleich ich zu anderen Dingen übergehen müßte, nicht davonkommen läßt. Liegt das am Erlebten oder an der Art, wie dieſes erzählt wird? Vielleicht an beiden und noch mehr aber an der Art, wie das Erlebte erlebt ward und weil alle Gedanken des Buchs den Eindruck machen von Gelegenheitsgedanken im Goetheſchen Sinn. Nie hat man den Eindruck, daß etwas aus einem anderen Grund geſagt worden iſt, als weil es die eigene augenblickliche Erfahrung, und zwar ohne viel Nachdenken, ohne Reflexion, ſo aufſprießen ließ, nicht anders als die Feldblumen ſprießen, niemals ſo, wie in Gewächshäuſern gezüchtet wird. Das iſt überhaupt ein Vorteil der Frau, wenn ſie geſcheit iſt und ſchriftſtellert, daß alles an ihr origineller, unmittelbarer, eigentümlicher erſcheint. Sie hat auch vielmehr le courage de son opinion, der in Wahrheit den Männern beinah gänzlich fehlt. So war die George Sand, ſo iſt die Ouida in ihren beſten Sachen, ſo finde ich nun Sie. Philoſophiſch freilich erſcheinen Sie darum nicht. Auch mit Ihrer Politik wären keine Staaten zu regieren. Beſſer begegnen wir uns auf dem ſozialen Gebiet. Was Sie dort bemerken, ſah, bedauere und tadele auch ich. Die Differenz beſteht dort nur zwiſchen uns betreffs der Heilmittel: Ich ſehe dieſe, bezüglich der Menſchheit, vielleicht zyniſcher an als irgendeiner. Alle Irrtümer in der Behandlung dieſer Fragen beruhen darauf, daß ſich der Menſch im einzelnen und noch mehr die Menſchheit als ſolche im ganzen einen ſehr überſchätzten Wert beilegen. Wir ſind nur knapp etwas höher im Organismus des Ganzen zu achten, als das Tier und die Pflanze. Man ſehe nur, wieviel in der Welt ganz ohne unſer Zutun und ſelbſt ganz ohne unſer Verſtändnis, nicht weniger als über dem Tier und der Pflanze hinaus, geſchieht, ja, wie wir ganz wie dieſe Elemente des kosmiſchen Werdens nicht einmal uns ſelbſt beherrſchen können, nichts, recht eigentlich gar nichts von uns abwenden können. Es iſt nicht möglich, den Menſchen als den Abſchluß des Daſeienden zu faſſen. Es müſſen

Kräfte über uns ſein, deren Einfluß wir empfinden, ohne deren Wirken zu ſehen, wie wir in jedem Augenblick Tauſende von Weſen vernichten, die von uns keine andere Vorſtellung haben können, als wir vom ſogenannten Fatum. Ich kann darum für alle ſozialen und politiſchen Fragen keine andere Heilmethode anerkennen, als diejenige, die imſtande iſt, für den Augenblick rein praktiſch zu wirken, und konnte daher, trotz meinen dichteriſchen Anſchauungen, noch jedesmal mit jeder Tagesfrage des öffentlichen Lebens fertig werden. Mit ſehr ſtarkem Willen begabt, würde ich mich nie fürchten, als ausübender Staatsmann den Stier bei den Hörnern zu faſſen. Daher haben für mich in der Geſchichte auch ſehr viele energiſche Staatsmänner recht gehabt, z. B. alle die Tyrannen der italieniſchen Renaiſſance. Ich reſpektiere ſie, denn ſie haben etwas geleiſtet. Und nur darauf kommt es an. Deswegen ſind wir hier. Das iſt unſere eigene und der Menſchheit Veredelung im allgemeinen. Mehr iſt der Menſch nicht wert. Tier und Pflanze fallen demſelben Zweckbegriff zum Opfer. Freiheit freilich gibt es dabei keine, gab es auch *nie*, nur im Zuſtand der erſten Wildheit. Bildung, Erziehung, Ziviliſation und wie die vergoldenden Worte alle heißen, ſind Bindung, Einſchränkung. Sehen Sie die ganze Weltgeſchichte an; das mag traurig ſein, aber es iſt ſo, ſo wie es auch immer ſchon ſo war.

Zu all dem haben Sie mich angeregt. Ich denke nun viele Tage ſo fort auf meinen Spaziergängen, nachdem ich, unter Olivenbäumen liegend, Sie geleſen. Man könnte aus Ihrem Buch einen Auszug der herrlichſten Gedanken „Sinnſprüche“ machen. Ein Liebling von mir iſt im 18. Kapitel des 1. Bandes, die Bemerkung über die moraliſche Heilkraft des Meers. Herrlich, was Sie im nächſten Kapitel ſagen, daß in jeder weiblichen Liebe ein Zug Mutterliebe mit enthalten ſei. Das habe ich geahnt, Sie haben es erfunden. Die ganze Seite des 2. Bandes, da Sie bei Broadſtairs am Meere ſaßen, der Mond aufging und Sie divinatoriſch die erſte Form der Liebe in der Materie gewahrten und er-

rieten, habe ich an- und unterſtrichen. Das ſind Dithyramben eines Dichters, wie nur Dante einer geweſen. Dann Ihre Erziehungstheorie, daß es gelte, die Originalität der Naturen zu erhalten, habe ich ebenſo angeſtrichen. Ich gehe noch weiter: als moraliſchen Mörder möchte ich den Lehrer verantwortlich erklären und unter einen Strafkoder ſtellen, der dieſe Originalität umzubringen wußte. Denn damit ſchädigt man die Produktionsfähigkeit für das allgemeine Beſte. Das iſt ein größeres Übel für die Menſchheit, als manchmal einen umzubringen, der ihr im ganzen nichts Gutes getan hat. Ferner S. 143, wo Sie wiederum in der Meereseinſamkeit das Myſterium des Lebens fanden, habe ich auch ſo hundertmal zu meinem Glück und Wohlergehen erfahren.

Ihr Stil iſt ganz abſonderlich. Sie ſcheinen ſich gehen zu laſſen, und doch lieſt man ſich dabei in einen fortwährenden Claude Lorrain hinein. Das mag der Idealismus ſein, den Sie ſelbſt bekennen als die Grundlage Ihres Weſens und der den Gemälden jenes Meiſters auch als allgewaltig innewohnt. So ſehr habe ich immer den Eindruck, Claude zu ſehen, wenn ich Sie leſe, daß ich, ein Gläubiger der Seelenwanderung, ganz ernſtlich frage: iſt da nicht jener Keim wieder aufgegangen?“

Wenn mir ſchon dieſe Briefe, ſowohl was Lob als Tadel betraf, höchſt wertvoll und erfreulich waren, ſo wurden ſie es noch mehr durch die darin ausgeſprochenen allgemeinen Anſichten, mit denen ich nicht immer übereinſtimmte, die mir aber nach und nach das Bild der Perſönlichkeit des unbekannten Freundes vervollſtändigten und zu einer großen anziehenden Bedeutung erhoben. Am Ende des erſten Jahres unſerer Korreſpondenz erhielt ich wieder einen Brief aus Korfu, nachdem er im Sommer auf dem Feſtland in Öſterreich geweſen war und von da einen Beſuch in Weimar gemacht hatte, das er noch nicht kannte, „natürlich um Goethes willen“, ſchrieb er, „ich leſe jetzt ſeine Werke mit ganz anderem Verſtändnis, ſeitdem ich deren Hintergrund,

die Umgebung, habe kennen lernen. Für die Wahlverwandtſchaften z. B. iſt dieſe Kenntnis des Schauplatzes, der Gärten, die darin offenbar Muſter geweſen ſind, ganz unentbehrlich. Es fällt mir dabei auf, wie man einen Schriftſteller, je vollendeter er ſchrieb, mit den zugenommenen Jahren noch ganz anders erkennt, wie man ihn doch im friſchen, regen Jünglingsalter erfaßt zu haben glaubte. Ich meinte ſtets den ganzen Goethe umfaßt zu haben, und ſehe jetzt, da ich z. B. ſeinen Winckelmann wieder leſe, daß ich noch nichts davon erfaßt habe, daß er ein Übermenſch iſt im Vergleich zu der Vorſtellung, die ich von damals her hatte. Das Durchgeiſtigte des Stils, wie jedes Wort nicht bloß ein gedachtes, vielmehr ein durchaus gefühltes iſt und er ſich wohl auch nur dadurch leiten ließ, ſowohl im künſtleriſchen, wie im verſtändigen Sinn, das bemerke ich erſt jetzt ganz in meinen alten Tagen. Ich glaube, daß es nichts Stilbildenderes gibt, als Goetheſche Proſa zu buchſtabieren." Dann fuhr er fort: „Ich lebe jetzt ganz einſam, die Abende meiſt allein zu Haus, bis 2, 3 Uhr nachts leſend, mit Vorliebe alte Bücher. Ich begreife ſo viele meiner Freunde nicht, die ſich die Zimmer voll mit reizendem alten Gerümpel ſtellen, dazu aber franzöſiſche Schandromane leſen, die nur ſchlecht wiederholen, was die ſchmutzige Gegenwart uns ſchon unausweichlich gegenüberſtellt. Das eine oder andere iſt unwahr und affektiert: dieſe antike Sammelwut oder das Leſen dieſer Modernen. Ich will durch meine Bücher, wie durch meine Zimmer, in eine andere poetiſche, märchenhafte Welt verſetzt werden. So ſchwelgte ich z. B. dieſe Nacht in Washington Irvings tales of a traveller, beſonders in den goldenen Träumen des Wolferl Webber. Sie haben auch Ihr ganzes Leben ſo goldig geträumt, und ich preiſe Sie darum glücklich. Sie hätten uns allen nicht den Wert, wenn Sie ſtatt deſſen nach heutigem Pariſer Muſter, recht wohl berechnet, praktiſch das Leben und Ihre Werke mit der Elle zugemeſſen, mit der Schere beſchnitten hätten."

So erſchien mir immer der gleiche Idealismus in ihm,

immer die Höhe der äſthetiſchen Anforderungen an die Kunſt und an das Leben und die Überzeugung, daß in beiden das Schöne, Gute, Natürliche der wahre Realismus iſt, wie er dies in einem ſeiner Bücher ſehr ſchön ausdrückt. Indem er von der entzückenden Schönheit der joniſchen Ufer von Kleinaſien und der Herrlichkeit des Meeres bei Knidos redet, ſagt er: „Die Venus könnte jeden Augenblick daraus wieder auferſtehen, ohne unnatürlicher zu erſcheinen als die Delphine, die aufſpringend und ſich überſchlagend ihr Leben genießen. So durchaus aus der Natur geboren, wie jedes Denken und Empfinden der Alten, war auch der antike Götterglaube, daher Homer ſagen durfte: „denn leicht zu erkennen ſind Götter“. Die Welt iſt nie natürlicher geweſen als damals, echt realiſtiſch, im guten, edlen — ich möchte ſagen, um nicht mißverſtanden zu werden, weil heute dieſes Wort ſo korrumpiert wird — im idealen Sinn.“

Von ſeinen äußeren Verhältniſſen erfuhr ich nun nach und nach ſo viel, daß er aus einem ſehr alten lothringiſchen Geſchlecht ſtamme. Einer ſeiner Ahnen hatte ſogar den kurfürſtlichen Stuhl von Trier inne gehabt, und durch mehrere Jahrhunderte werden die Warsberg in Urkunden als freie Reichsritter des rheinfränkiſchen Gaues oder als Mitglieder des Deutſchherrn- und Johanniter-Ordens genannt. Ihr Stammbaum war untadelig, und ſie waren in den ſtolzeſten Kapiteln ſtiftsfähig, trugen auch Lehen von Trier und empfingen dort am Hofe Ämter und Würden aus der Hand des Kurfürſten. Auch ein Alexander von Warsberg, der von 1767 bis 1814 lebte, war der letzte Kämmerer des Erzſtifts, ſah den Untergang des Reichs und das Ende der Selbſtherrlichkeit des eigenen, ſowie vieler anderer, deutſcher Geſchlechter. Hätte man dem Atavismus nachſpüren wollen, ſo hätten ſich in meines Freundes Charakter wohl nicht undeutliche Spuren von jenen Vorfahren finden laſſen, zunächſt das ſtolze Unabhängigkeitsgefühl reichstreuer kleiner Dynaſten (daher ſeine Anhänglichkeit an Öſterreich, als der geſchichtlich berufenen erſten Macht

Deutſchlands und ſeine Abneigung gegen Preußen), ſein Widerwillen gegen den Proteſtantismus und ſeine Vorliebe für antike Kunſt, deren Überreſte in Trier ſo bedeutend ſind.

Der Vater Alexanders hatte von ſeinen Vorfahren ein anſehnliches Vermögen ererbt, und ſeine drei Söhne konnten ſich in der erſten Jugend als Erben eines reichen Beſitzes anſehen. Unglückliche Spekulationen machten dieſem ein Ende, und als die Familie nach Graz überſiedelte, wo Alexander ſein erſtes Univerſitätsjahr verbrachte, wurde ihm die herbe Enttäuſchung zuteil, ſich in einer völlig veränderten Lebenslage zu finden. Er ertrug dies Mißgeſchick mit dem heiteren Sinn der Jugend und ging dann zur Fortſetzung ſeiner Studien nach München, wo ihm in Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur die Quellen reicher Bildung und durch den Umgang mit hervorragenden Menſchen die förderndſten Einflüſſe zuteil wurden. So hatte er unter anderem viel im Hauſe des Grafen Pocci, des geiſtreichen Romantikers, verkehrt, wo bedeutende Menſchen aus- und eingingen und ihn mit Auszeichnung behandelten. Hier hatte er öfter die königlichen Prinzen, damals noch Knaben, geſehen, die mit den Söhnen des Hauſes zu ſpielen kamen. Er widerſprach auf das entſchiedenſte dem Gerücht, daß die Erziehung ſehr viele Schuld gehabt habe an den nachherigen traurigen Geiſteszuſtänden des edlen, hoch- und idealbegabten Königs Ludwig II. und ſeines Bruders und berief ſich dabei auf die vorzüglichen Männer, die daran beteiligt geweſen waren und die er in jener Zeit kennen gelernt hatte.

Wie träumeriſch innerlich ſein Gemütsleben damals geweſen ſein muß, erhellt aus einem kleinen Vorfall, den er mir ſpäter, nach perſönlicher Bekanntſchaft, einmal erzählte. Seine Mutter war mit ihm nach München gezogen, als er ſich dahin zur Univerſität begab, kehrte aber nach einiger Zeit in den Wohnort der Familie, Graz, zurück. Alexander war danach eines Abends im Theater und ganz verloren in die poeſieerfüllte Gedankenwelt, die dort in ihm angeregt war, ſchritt er, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, der Straße zu,

wo die Mutter gewohnt hatte, um wie gewöhnlich den Teeabend bei ihr zuzubringen, trat in das Haus ein, erſtieg die Treppe, zog die Klingel und wurde ſeines Irrtums erſt inne, als eine ihm fremde Magd die Tür öffnete und fragte, was er wünſche.

Das Verhältnis zu ſeiner Mutter muß ein beſonders inniges geweſen ſein. Sie liebte dieſen Sohn über alles, und ſein feines, ſinniges Weſen, ſowie ſeine ungewöhnlichen Geiſtesgaben und ſein Eifer bei ernſten Studien waren die Freude ſeiner Eltern. Nur wegen ſeiner von klein auf zarten Geſundheit hatte die Mutter ſchwere Sorgen, wozu beitrug, daß das wiſſensdurſtige Gemüt des Knaben ihn nur zu oft forttrieb von den Spielen und dem leeren Zeitvertreib anderer Kinder, in einen ſtillen Winkel, wo er Stunden hindurch, mit Leſen und ernſten Arbeiten beſchäftigt, allein blieb.

In jener Studienzeit in München ging ihm dann in ungewöhnlicher Weiſe ſein Lebensprogramm auf. Eines Tages ſah er in der neuen Pinakothek ein Gemälde von Peter Heß, das einen Trupp griechiſcher Landleute darſtellt, die am Strand des Meeres dahinziehen. „Da, wie es zuweilen zu gehen pflegt," ſagte er, „daß dem Menſchen durch irgendein zufälliges Ereignis ſeine eigentliche Beſtimmung und ſein Schickſal in einer Art von Hellſehen, wie in einer plötzlichen Beleuchtung, klar werden, fühlte ich, indem ich dies Bild betrachtete, daß ich das auch einmal erleben müſſe, und all mein Wünſchen und Wollen richtete ſich darauf, Griechenland und den Orient zu ſehen." Und als er es erreicht hatte und in ſeinem erſten Buch „Ein Sommer im Orient" jenes prophetiſch erleuchteten Moments gedachte, ſchrieb er: „Es iſt nicht das erſtemal, daß mir ſcheinbar Unmögliches, das ich übermütig begehrt hatte, gewährt worden iſt; dem Wunſche, wenn er nur feſt und unabläſſig bleibt, wird ſelten die Erfüllung fehlen. Eine eigentümliche Kraft, etwas wie ein elektriſches Fluidum iſt in ihm wirkſam, das inſtinktiv unſere ganze Tätigkeit nach dem einen Ziele richtet. Wird dieſes dann, ſo wie heute" (als er nun wirklich im

Orient war) „erreicht, dann ſcheint es mir Pflicht eines ſchuldigen Danks, der glücklichen Stunde und der Veranlaſſung zu gedenken, die zuerſt die Sehnſucht und das Verlangen geboren hat.“

Nach beendigter Univerſitätszeit und glänzend beſtandenem Examen trat er in den Staatsdienſt, als Praktikant bei der Grazer Statthalterei. Aber die engen, wenig anregenden Verhältniſſe der Provinzialſtadt übten einen niederdrückenden Einfluß auf das Gemüt des jungen Mannes aus, und vergebens ſuchte die liebende Mutter einen Ausweg für ihn aus dieſer Lage und einen Schauplatz, wo ſeine reiche Begabung ſich frei nach allen Seiten hin entwickeln könnte. Das Geſchick kam ihm endlich zu Hilfe durch die Bekanntſchaft mit der Familie des Freiherrn von Prokeſch-Oſten, der als öſterreichiſcher Botſchafter in Konſtantinopel weilte, deſſen Familie aber in Graz zurückgeblieben war. Frau von Prokeſch, eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau, empfing den jungen Warsberg in ihrem gaſtlichen Hauſe, erkannte ſeine edle, reiche Natur, betrachtete ihn bald wie einen Sohn und führte ihn mit ſich nach Konſtantinopel, als ſie ging, ihren Mann zu beſuchen. Hier entſpann ſich nun das innige Freundſchaftsband zwiſchen Prokeſch und dem jüngeren Mann, das von ſeiten des letzteren zu einem wahren, das Grab überdauernden Kultus der Verehrung und Liebe wurde. Die Spuren des gewaltigen Einfluſſes, den der ältere auf den jüngeren Freund ausübte, finden ſich überall in deſſen Schriften, in den Äußerungen über Politik, Geſchichte, Geſellſchaft und Kunſt. Was er von Prokeſch ſagte, läßt ſich auch auf ihn anwenden: „Es iſt merkwürdig, wie realiſtiſch er, der Poet, den man ſo oft auch einen Phantaſten nannte, in den politiſchen Dingen ſich ſtets in der Gegenwart hielt. Er mahnt auch dadurch an die Menſchen der antiken Zeit. Entfernte und nebelhafte Möglichkeiten hatten keinen Reiz für ihn. Namentlich ſein Charakterbild als Staatsmann iſt dadurch markiert. Das kam daher, weil er, durchaus moraliſch, als Politiker ſtets nur an die Inter-

eſſen dachte, die er zu vertreten hatte, an die des Volkswohls und nicht an das Mehr oder Weniger von Belohnung für ſeine Eitelkeit."

Ebenſo Poet wie Prokeſch, Idealiſt in Poeſie und Kunſt, lagen Warsberg auch alle politiſchen Träume fern, oder vielleicht entfernte er ſie prinzipiell aus ſeinem Denken, weil er weder demokratiſch noch konſtitutionell geſinnt war, ſondern autokratiſch-monarchiſch. So ſagte er mir einmal, indem er von ſeiner politiſchen Tätigkeit in Griechenland ſprach und von einer Periode des vorherrſchend demokratiſchen Elements daſelbſt, er habe dem Könige von Griechenland geſagt: „Die Politik der Könige iſt warten." Das habe ſich in dem Fall auch bewahrheitet, da kurze Zeit darauf das demokratiſche Miniſterium geſtürzt worden ſei. Ich war nicht ſeiner Meinung und meinte vielmehr, die Politik der Könige ſei, vorausſehen und vorbeugen. Auf dem politiſchen Gebiet waren wir aber überhaupt ſelten derſelben Anſicht. So hatte ihn z. B. das Jahr 1866 in „leidenſchaftliche Verzweiflung" gebracht und es konnte ihn ſelbſt nicht tröſten, als Prokeſch ihm aus Konſtantinopel, nach dem Ende des preußiſch-öſterreichiſchen Kriegs, ſchrieb: „Daß wir aus dem deutſchen Bunde ſind, iſt die einzige Lichtſeite in unſerem Unglück; denken Sie recht nach, und Sie werden es auch finden. Außerhalb können wir in Deutſchland gelten, innerhalb desſelben, Preußen oder Minoritäten mit engen Geſichtspunkten gegen uns, nichts. Möge der Kultus der goldenen Kälber, der bloßen Formen und des Scheins aufhören und dafür Intelligenz walten, dann kann Öſterreich, gerade weil es nicht im Bund iſt, etwas werden. Geſchieht dieſer Umſchwung nicht, dann freilich wird es in keiner Lage etwas ſein."

Wie aber nicht allein durch perſönliche Einflüſſe, ſondern durch die erſten größeren Reiſen oſtwärts in die Länder ſeiner Träume, die er nun wirklich beſuchen konnte, ſich ihm der Blick weitete und die Weltbildung ſich vorbereitete, die ſeine ſpäteren Reiſen vervollſtändigen halfen, und wie ſich

alle Schätze von Poeſie und Naturgefühl, deren Keime in ſeiner Seele lagen, zu voller Blüte entwickelten, zeigt uns ſchon ſeine erſte größere literariſche Arbeit, die ſeine erſte Reiſe nach Konſtantinopel im Jahre 1864 beſchreibt. Wenn uns in den „Odyſſeiſchen und Homeriſchen Landſchaften“ der gereifte Mann entgegentritt, in deſſen Gemüt das Leben ſchon manchen tiefen Schatten geworfen und deſſen Begeiſterung ſelbſt eine Beimiſchung wehmütiger Reſignation hat, ſo weht uns aus dieſem reizenden Buch eine Jugendlichkeit der Auffaſſung und des Empfindens an, die wahrhaft bezaubert, da ſie ſchon mit jener künſtleriſchen Lebhaftigkeit der Darſtellung verbunden iſt, die uns glauben macht, daß wir mit ihm ſehen. Er war damals 28 Jahre alt, aber es ſprüht aus dieſem Buch noch die volle Friſche einer Jünglingsſeele, neben einer ſtaunenswerten Beleſenheit in den alten Schriftſtellern, aus denen ihm an Ort und Stelle die geiſtvollſte Begründung hiſtoriſcher Tatſachen gegenüber der hochmütigen Verweiſung ſolcher ins Fabelreich von ſeiten deutſcher Katheder-Profeſſoren hervorging. So ſagt er u. a. in dieſem Buch:

„Kein Blick auf eine andere Stätte der Welt hat mich mehr bewegt, als der auf dieſes Feld von Troja. Es iſt nicht Gefallen an der Landſchaft, denn die Luft iſt kalt und farblos; es iſt auch nicht jenes unbedachte Entzücken, das ſich in Selbſtvergeſſenheit verliert, denn mir bleiben hundert betrachtungsvolle Gedanken, es iſt vielmehr etwas wie Staunen und Grauen, daß die Fabeln wahr geweſen und daß Meer und Land die Schickſale der Helden überdauert haben. Welche Taten ſpielten auf dieſem Boden! So ungeheuer und herrlich, daß die ſpätere Anweſenheit eines Xerxes, Alexander und Cäſar, die hier alle der älteren Erinnerung gehuldigt, hier gebetet und geopfert haben, vergeſſen werden kann. Es war ſchon die orientaliſche Frage, die auf dieſem Flecke Erde Europa und Aſien zum erſtenmal einander gegenüber ſtellte, und die dann jene ſpäteren Eroberer fortgeſetzt haben.“

Schon bei dieſer erſten Reiſe entwickelte ſich die begeiſterte

Liebe zum Orient, die Warsberg wie auch Prokeſch nie mehr losließ und beide dem Okzident und der weſtlichen Ziviliſation etwas entfremdete. Mehr als einmal drückte Warsberg den geheimen Grimm gegen den Okzident in ſcharfen Worten aus, wenn ihn die Zauber des Orients mit ihrer Magie umgaben und ihm den Kontraſt zwiſchen dem Mutterland aller Kultur und der modernen Ziviliſation beſonders anſchaulich machten. So ſagt er z. B. einmal auf ſeiner lykiſchen Reiſe im Theater von Kanthos: „Das Großartigſte unſerer Gebirge iſt hier dem Schönſten des Südens vermählt. Leicht begreift man, auf ſo alten anſehnlichen Ruinen ſtehend und aus ihnen ſolche Prachtbilder ſchauend, daß der Menſch hier einmal ſich wohlbefinden, ſich feſtſetzen, reich und übermächtig werden konnte. Aber was man nicht begreift, iſt, daß die Menſchheit ſolche Glücksgüter heute verſchwendet, unbebaut und unbewohnt läßt, lieber in Hungerländern modert, ein Tier auf dürrer Heide, das immer ſpekuliert."

Durch die Anſchauung der Realität in Natur und Kunſt, durch das Betreten der geſchichtlichen Stätten früherer Kultur fielen dem wohlvorbereiteten Geiſt des jungen Mannes helle Streiflichter auf ſein eingeſammeltes, theoretiſches Wiſſen, und am lebendigen Born der Erkenntnis trinkend, mochte er es wohl bedauern, drei Jugendjahre hindurch das leere Stroh der Katheder-Philoſophen zu Häckerling verarbeitet zu haben, wie er ſich einmal ausdrückte. Seine ganze Entwicklung führte ihn zu antiken Anſchauungen in Philoſophie und Kunſt, ſo daß ich ihm ſchrieb, er komme mir vor wie ein antiker Grieche und er ſei gewiß in einem früheren Leben ſchon einmal dort geweſen. Darauf antwortete er mir: „Es hat mich gefreut, daß Sie mich nach Griechenland gehörig befinden. Ich habe dasſelbe Gefühl, daß da eigentlich meine Heimat iſt. Und oft erſcheint mir die Gegenwart nur wie ein Erinnern, ein Wiedererkennen des ſchon Gekannten." Dann ſchrieb er ein andermal, ſich entſchuldigend, daß er lange nicht geſchrieben: „Ich bin vor

allem ein Pflichtmenſch und auch darin ein antiker Grieche, daß ich zuerſt die vom Staate übernommenen Pflichten zu erfüllen für nötig finde.“ Seine oft wiederholten Beſuche bei dem ausgezeichneten Freunde in Konſtantinopel trugen viel dazu bei, die geiſtige Reife Warsbergs zu zeitigen. Die Liebe, die er dem älteren Mann entgegenbrachte, wurde von dieſem auf das herzlichſte erwidert, ſo daß er ſogar nach dem Tod ſeines zweiten Sohnes, der im deutſch-däniſchen Kriege fiel, nur von Warsberg begleitet, von Pera aus auf die einſame Inſel Prinkipo im Golf von Nikomedien ging, um dort in dem gemeinſamen Leſen Schopenhauers Troſt zu ſuchen. „Und morgens“, ſagte Warsberg, „ließen wir uns nach dem benachbarten, noch ſtilleren Eilande Chalkis überſchiffen und dort in einer ganz abgelegenen ſtillen Bucht, wo man ſich Tauſende von Meilen Europa und ſeiner Ziviliſation entfernt glauben kann, unter einer Pinie auf dem reinſten Seeſande gelagert, den Blick auf den aſiatiſchen Olymp gerichtet, las er mir Seite um Seite des halb indiſch-aſiatiſchen Philoſophenwerkes vor. So in ſolcher Weiſe und vor ähnlichen Landſchaften haben Pythagoras und Plato ihre Schüler gelehrt. Gewiß wäre es für Schopenhauer eine ſeiner größten Freuden geweſen, wenn er gewußt hätte, daß einſtmalen, durch ſolche Hörſäle des herrlichſten Erdenwinkels, auch ſein Wort weiterklinge.“

Wer wollte Warsberg nicht um ſolcher Stunden Genuß glücklich preiſen? Wer würde nicht ſagen, daß trotz bitterer Erfahrungen und langer körperlicher Leiden ſein Leben dennoch das eines Auserwählten geweſen iſt, dem das ſeltenſte Glück der Erde, das einer ſo edlen Freundſchaft mit einem gereiften, hochbegabten Mann, ſchon in der Jugend zuteil ward, der in dieſer Genoſſenſchaft die ſchönſten, durch Natur und Geſchichte ausgezeichneten Stätten beſuchen durfte, dem es vergönnt war, den Orient, die heilige Wiege unſeres Geſchlechts, mit ſeinen Dichteraugen anzuſchauen und unter dem Zauber jener Eindrücke mit dem Weltgeiſt zu verkehren. Was ihm dieſer Orient war, wie er im edelſten Sinn religiös auf

ſeine Seele wirkte, bezeugt folgender Ausſpruch: „So oft ſich die Menſchheit dort ſchon erfriſcht, neue Religionen und Ideen geholt hat, leichter noch wird es dem einzelnen auf jenem geſchichts- und gottesgeheiligten Boden, ſeine Seele wieder zu gebären im Geiſt der Wahrheit und des Glaubens."

Zwei Jahre ungefähr hatte die Korreſpondenz gedauert, die uns ohne perſönliche Bekanntſchaft einander ſchon ſo nahe gebracht hatte, als ich plötzlich die freudigüberraſchende Nachricht bekam, daß Warsberg auf einige Zeit nach Rom komme, um ſich einer Kur zu unterziehen, die ein italieniſcher Arzt gegen chroniſch gewordenen argen Huſten und gegen Atemnot als unfehlbar gefunden zu haben glaubte. Dieſes Leiden war Warsberg nach einer Lungenentzündung, die ihn in Paris befallen gehabt hatte, nachgeblieben und war ein Hauptgrund, weshalb er die Stellung als öſterreichiſcher Konſul nachgeſucht hatte, weil er von dem milden Klima des herrlichen Phäakenlandes Heilung hoffte. Da ihm dieſe aber auch dort nicht geworden, wollte er nun dieſe ihm auf das wärmſte empfohlene Kur gebrauchen. Mit welcher Freude ich dieſer Begegnung entgegenſah, kann man ſich denken, aber doch auch mit einer Art von Spannung, die nicht ganz ohne Beſorgnis war, denn wie groß auch die Sympathie ſein mag, die zwei Geiſter zueinander zieht, ſo liegt doch auch ein gewiſſer Zauber in der Erſcheinung, der dazu gehört, um ſich perſönlich ganz zu genügen. Ich wäre ſehr enttäuſcht geweſen, hätte ſich mir dieſer geiſtig ſo bedeutende Mann in einer äußerlich vulgären Geſtalt gezeigt, denn leider iſt es ja nicht immer möglich, daß die Seele ſich auch ihren Körper ſchafft. Sehr froh war ich daher, als ſich am beſtimmten Tag und zur beſtimmten Stunde die Tür öffnete und, ſo wie ich es mir gedacht hatte, ein hoher, ſchlanker, blonder Mann mit dem Ausdruf: „E n d l i ch!" bei mir eintrat, deſſen ganze Erſcheinung das Gepräge wahrhaft adeligen Weſens und edler Kultur trug. Schnell verſchwand daher die erſte Befangenheit dieſes ſchon ſo vertraut geweſenen Fremdſeins, und nach einer Stunde heiteren

Geſprächs waren wir alte Freunde, die ſich längſt gekannt.

Es kamen nun Stunden freundlichen Zuſammenſeins, entweder am Tag bei mir, wenn es ihm erlaubt war, auszugehen, oder, da er am Abend nicht ausgehen durfte, bei ihm im Hotel, wo er mit zwei ausgezeichneten Freunden wohnte. Bei dieſen kleinen geſelligen Abenden verhielt ſich Warsberg meiſt ſchweigend, da ihm viel Sprechen bei ſeiner Atemnot peinlich war, aber er folgte teilnehmend den Geſprächen und gab ihnen hier und da durch ein geiſtreiches Wort neuen Impuls und Schwung. Nie habe ich ſo gefühlt, wie bei ihm, was die bloße Gegenwart eines geiſtvollen und gütigen Menſchen für eine anregende, magnetiſch geiſtzeugende Kraft hat. Es iſt dieſelbe Wirkung wie die, die eine ſchöne, harmoniſche Naturumgebung auf uns ausübt, alles Verſtimmende, Beleidigende, womit die Welt uns anfällt, verſchwindet, wir fühlen uns unter dem Einfluß jener ewigen Sonne, die nur Blüten höchſten Wertes zeitigt und mit ihrem verklärenden Licht die Widerſprüche des Lebens verſöhnt.

Leider blieb die von dieſer Kur gehoffte Wirkung völlig aus; nach zwei Monaten zuweilen ſogar vermehrter Leiden ſchloß er mit ihr ab und bereitete ſich, in Venedig ſeine Stellung als General-Konſul anzutreten. Er war dazu ernannt worden, nachdem er eine Reiſe der Kaiſerin von Öſterreich im Orient geleitet hatte, wozu freilich niemand beſſer als er geeignet war, der den Orient ſo genau kannte und während ſeines Konſulats in Korfu faſt kein Jahr hatte vergehen laſſen, ohne das Mittelmeer in ein oder anderer Richtung zu durchſtreifen, immer mit dem Homer als Begleiter, wobei er die Überzeugung erhielt, daß dieſer die Orte, die er beſchreibt, auch ſelber geſehen habe, eine Überzeugung, die er mit ſchlagenden Gründen den Behauptungen pedantiſcher Profeſſoren entgegenhielt.

Es gibt ſo viele angenehme Begegnungen im Leben, die uns auf das freundlichſte berühren und uns manche Stunde

angeregt verbringen laſſen. Aber wenn ſie ſcheiden, ſchließt ſich die Welle wieder über ihnen, das Leben nimmt ſeinen gewohnten Fortgang, als wären ſie nie dageweſen, und es bleibt nur zuweilen eine vorübergehende Erinnerung, die nichts in den Tiefen unſeres Daſeins verändert. Dagegen gibt es Erſcheinungen, die, wenn ſie in unſer Leben treten, uns das Gefühl geben, als ſei uns etwas lang Entbehrtes endlich zuteil geworden, eine Ergänzung unſerer ſelbſt, mit der für den, der „ewig ſtrebend ſich bemüht", ſich neue Sphären der Vervollkommnung öffnen und ſich das Geheimnis wahrhaft edler, menſchlicher Beziehungen erfüllt: miteinander und durcheinander zu wachſen an ethiſchem Wert und den Inhalt des Lebens immer bedeutungsvoller zu geſtalten. Solch eine Erſcheinung war Warsberg, und das Scheiden einer ſolchen läßt eine tiefe Lücke, die nichts auszufüllen vermag. Die nun noch häufiger werdende Korreſpondenz war ein halber Erſatz, ſie wurde nun perſönlicher als vorher und bezog ſich vielfach auf ſeine neue Einrichtung in Venedig, wo er ſchon immer eine Wohnung gehabt hatte, weil er dieſe Stadt über alles liebte und ſagte, daß ſie ihm nie ein Leid getan; für ſeine neuen Verhältniſſe als General-Konſul, die ein Geſchäftslokal erforderten, war jene frühere zu klein, und er mietete den ganzen Palazzo Modena, der den in Venedig ſeltenen Vorzug eines großen, ſchönen Gartens hatte, wo im Schatten alter Bäume Marmorbilder ſtanden, und deſſen große Säle mit trefflichen Deckenmalereien geſchmückt waren.

Da ich in dem folgenden Sommer meine gewöhnliche Sommerreiſe nach Verſailles zu Olga durch Deutſchland nehmen wollte, um in München die Ausſtellung zu ſehen und dann meine letzte überlebende Schweſter in Ems zu beſuchen und geſchrieben hatte, daß ich deshalb über den Brenner reiſe, ſo erhielt ich eine dringende Einladung von Warsberg, nicht ſo nahe an Venedig vorüber zu fahren, ohne ihm einen Beſuch zu machen und ein paar Wochen bei ihm zu verweilen. Nach einigem Bedenken nahm ich an, da ich mich freute,

ihn wiederzuſehen, und fuhr Ende Mai über die lange Eiſenbahnbrücke der Lagunen, der herrlichen Stadt entgegen, die ich ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte. Am Bahnhof empfing mich der gute Freund und führte mich in ſeiner Gondel zu dem herrlichen Palazzo Piſani am Canal grande, wo ſeine bisherige venetianiſche Wohnung im dritten Stock war, vor dem ſich eine breite Terraſſe hinzieht, von der man die herrlichſte Ausſicht auf die ſtolzen, architektoniſch ſo zauberiſchen Paläſte hat, die ſich in der weiten Waſſerfläche ſpiegeln. Er führte mich gleich in den ſchönen mit edlem Kunſtſinn geſchmückten Räumen umher, und ich empfand alsbald die Gewißheit, daß ſich hier Stunden reinſten Genuſſes verbringen laſſen müßten. Ich fand auch Warsberg etwas wohler und heiterer als in Rom, und es ließ ſich alles ſo freundlich und glücklich an, daß ich dem Schickſal im Herzen dankte, das mir am Lebensabend noch eine ſo ſeltene Freundſchaft unter ſo ſchönen Bedingungen geſchenkt hatte.

Am Abend geleitete er mich in ein ihm befreundetes Haus, wo er öfter ſeine Abende zuzubringen pflegte, und hier, wo ich ihn zuerſt in einem größeren Kreis ſah, fiel es mir auf, wie ſehr er unter all den anderen Männern das Intereſſe auf ſich zog, obgleich er, nach gewöhnlichen Begriffen, weniger ſchön und äußerlich bevorzugt war, als manche der Anweſenden. Es war bei ihm, wie es bei ſehr bedeutenden Menſchen zu ſein pflegt: es geht eine Wirkung von ihnen aus, ein magnetiſches, geiſtiges Fluidum, das, ohne daß ſie es wollen und ſuchen, die verwandten Seelen anzieht. Aus all dem gewöhnlichen Geplauder der Salon-Konverſation heraus ſehnte man ſich nach einem Wort des bleichen, kranken Mannes, und wenn er ſprach, hörte man nur auf ihn und hätte immer weiter hören mögen, beſonders wenn er vom Orient erzählte. Nach einem ſolcher Abende in ſeine Wohnung zurückgekehrt, verweilten wir noch lange in lauer Mainacht auf der herrlichen Terraſſe im angeregten Geſpräch. Unten auf den ruhigen Waſſern des Canal grande glitten noch einzelne Gondeln dahin, nur durch ihr kleines Latern-

chen verraten, das wie ein feuriges Auge heraufblickte, gleichſam lauernd, ob kein Verräter das zu geheimnisvoller Tat eilende Fahrzeug erſpähe. Oben am Himmel glänzten Myriaden Sterne; die phantaſievollen Paläſte, die den Kanal einfaſſen, lagen in nächtliches Dunkel gehüllt. Plötzlich erhob ſich vom jenſeitigen Ufer eine herrliche Tenorſtimme und ſang eine reizende italieniſche Kantilene voll ſüßer, wehmütiger Lieblichkeit in die Zaubernacht hinaus. Warsberg ſchilderte mir in bewegten Worten ſeine Vorliebe für Venedig, und ich ſtimmte voll Begeiſterung ein und ſagte endlich, wie ich der allgemeinen Annahme nicht beipflichten könne, daß der Süden den Menſchen mit zu ſtarken Feſſeln an das Leben bände, und wie es mir gerade eine ſeiner ſchönſten Wirkungen ſchiene, daß er die Seele ſo zur Harmonie ſtimme, Natur und Geiſt ſo in Einklang ſetze, daß der Tod wieder zum idealen Genius mit der umgekehrten Fackel werde und man ohne Widerſtreben bereit ſei, ſich in die unſägliche Harmonie des Daſeins aufzulöſen, während der Norden mit ſeinem dunkeln Drang nach dem unerreichbaren Ideal, in der ewigen Zerriſſenheit zwiſchen Wunſch und Erfüllung den Tod als den bittern Trank empfinde, der die Unbefriedigtheit des Lebens endet. Warsberg ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Sie haben recht.“ Kam ihm in dem Augenblick die Ahnung, daß gerade in Jahresfriſt der milde Genius auch ihm, dem Griechen, die Fackel löſchen werde? Ich weiß es nicht, aber wäre ſie mir gekommen, die unſägliche Schönheit dieſer Zaubernacht hätte ſich mir in bitteren Schmerz verkehrt, denn was ich geſagt hatte, galt nur den Sterbenden, nicht den Überlebenden.

Doch ſollte dieſe ſchöne, ernſte Stunde noch heiter enden. Eben als wir die Terraſſe verlaſſen wollten und uns gute Nacht wünſchten, um ein jeder in ſeine Zimmer zurückzugehen, erſchien ein mir bisher noch unbekannter Bewohner des Hauſes, nämlich eine große Katze, die, wie ich nun erfuhr, mit von Korfu herübergekommen war. Sie ſprang auch mit der vollen Keckheit eines ſich zu Hauſe fühlenden,

verwöhnten und kapriziösen Kindes umher, und ehe wir es uns versahen, hatte sie eine kleine Vase von ihrem Postament heruntergeworfen, deren Scherben nun den Boden bedeckten. Warsberg wurde nicht nur nicht böse, wie ich ihn später, ungeschickten Dienstboten gegenüber, habe werden sehen, sondern er nahm die Katze auf den Arm, liebkoste sie und gab ihr hundert Namen mit so zärtlich liebevollem Ton, wie ich ihn noch nie hatte sprechen hören. Ich beobachtete ihn still und freute mich, ihn einmal so ganz unmittelbar als Gefühlsmenschen zu sehen, in einem Augenblick, wo kein Überwiegen des Intellekts und keine konventionelle Form den reinen Ausdruck des Gemüts störte.

Mehrere Monate nachher schrieb er mir einmal bei einer besonderen Veranlassung, daß er es gern habe, nicht ganz gekannt zu sein, daß er in der Welt eine Maske trage und daß selbst in seinen intimeren Beziehungen niemand den Grund seines Wesens kenne. Es komme ihm vor wie eine Demütigung, sogleich erkannt zu sein, selbst seiner Mutter habe er dieses Vorrecht nie gewährt. Er schloß mit den Worten: „Ich will gefürchtet, nicht geliebt sein, und so über Euch allen schweben, wie ein antiker Tyrann. Frei steht es Euch dann, mich hinterrücks umzubringen."

Ich mußte herzlich über dies doch halb im Scherz gesagte Paradoxon lachen und schrieb ihm in meiner Antwort von dem Eindruck, den mir jene Nachtszene mit der Katze gemacht und wie ich dabei einen tiefen Einblick in die große Liebesfähigkeit seines Herzens getan hätte. Er schrieb mir darauf wieder: „Die Katzen liebe ich wirklich sehr, aber wissen Sie, warum? Weil sie griechisch-klassisch anmutig, d. h. graziös sind. So sind es die Bildwerke des Phidias, die Grabsteine von Athen, die antiken kleinen Terrakotten und die Vasengemälde. Von lebenden Wesen sah ich so nur die Fanny Elsler und hörte die Louise Neumann. Die rührte mich auch im Lustspiel bis zu Tränen."

Er konnte nicht so bald von dieser komischen Grille des Unerkanntseinwollens abkommen und schrieb mir noch mehrere

Male Erklärungen darüber. Ich antwortete ihm endlich: „Ihrer Tyrannei unterwirft man ſich gern, nur hüten Sie ſich, die Katzen zu liebkoſen, wenn Sie unerkannt bleiben wollen. Es gibt ſolche Augenblicke, die Verräter ſind, und warum wollten Sie dieſe Augenblicke verdammen, in denen die Augen der Sterblichen plötzlich hellſehend werden und den in die Menſchengeſtalt exilierten Gott erkennen? Solche Augenblicke wie der unter der Pinie auf Ithaka, wo Sie wahrnahmen, daß Sie Zeus die Hand gereicht.“ *)

Ich wohnte noch dem Umzug in den Palazzo Modena bei, deſſen Einrichtung Warsberg ſelbſt leitete. Es war keine kleine Aufgabe, den dreiſtöckigen Palaſt mit den großen Sälen, den vielen Zimmern, die noch dazu in vernachläſſigtem Zuſtand waren, ſo künſtleriſch und edel vornehm einzurichten, wie es ſein äſthetiſcher Sinn verlangte. Dieſe Beſchäftigung nahm, neben ſeinen amtlichen Arbeiten, denen er mit ſeinem ſtrengen Pflichtgefühl vor allem oblag, ſeinen Tag in Anſpruch, und erſt gegen Abend gönnte er ſich Ruhe und Erholung in einer Gondelfahrt, wobei ich ihn begleitete. Oft war er ſo müde und abgeſpannt, daß ich ſchweigend neben ihm ſaß und ihn dem Halbſchlaf überließ, der ihn befiel. Aber wenn er ſich wohler fühlte und in der Stimmung für heitere oder ernſte Geſpräche war, dann gehörten dieſe Gondelfahrten zu den ſchönſten Stunden meines Aufenthalts dort. Denn es gibt wohl kaum etwas Poeſievolleres, als mit geiſt- und gefühlvollen Menſchen in einer Gondel über die Lagunen hinzugleiten, den ewig neuen Reiz der Lichteffekte auf den Waſſern, den herrlichen Paläſten, den oft ſo maleriſchen engeren Kanälen mit ihren Brücken, und die träumeriſche Anmut der Inſeln, die ſich wie eine Fata Morgana aus den Waſſern erheben, kurz, das ganze originelle Leben dieſer einzigen Stadt — zu genießen.

Ich mußte endlich ſcheiden und meine Reiſe nach Norden

*) Reizende kleine von Warsberg erfundene Erzählung, ſeinem „Ithaka“ eingeflochten.

fortſetzen, mußte dem guten Freund aber verſprechen, auf der Rückreiſe wieder bei ihm einzukehren. Ich ſchrieb ihm dann ganz entrüſtet über den Norden, wo mich trüber, grauer Himmel und feuchte, kalte Luft empfangen hatten, ſo daß ich wieder auf das lebhafteſte den Sehnſuchtsdrang begriff, der von jeher die Völker und die einzelnen aus den nordiſchen Nebeln nach der ſonnenverklärten Schönheit des Südens gelockt hat. Warsberg erwiderte: „Ich freue mich, daß Sie wie ich nordensmüde ſind. Ich möchte nicht einmal mehr nach Wien reiſen müſſen.“ Leider wurde ihm aber die für ihn ſo notwendige Ruhe in ſeinem neuen, ſchönen Heim nicht zuteil. Er mußte nach Öſterreich und ſchrieb mir von da ganz bekümmert, daß er im Oktober abermals eine Orientreiſe der Kaiſerin geleiten müſſe und er habe ſich ſo gefreut, nun gerade dieſen, in Ober-Italien ſo ſchönen Monat, in ſeinem mit der größten Mühe eingerichteten Hauſe in Venedig zubringen zu können. Mich bekümmerte dieſe Nachricht auch ſehr, denn ich wußte, wie dieſe neue Anſtrengung ihm ſchaden würde und wie nur ein geregeltes Leben in der ſchönen Ruhe ſeines Heims ſein gefährdetes Daſein noch auf viele Jahre hinaus erhalten könnte. Leider konnte er ſich nicht entſchließen, ſeine ſo wohl begründeten Beſorgniſſe der Kaiſerin mitzuteilen, ſie würde ſonſt gewiß eingeſehen haben, daß ſie mit dieſer Reiſe das Verhängnis heraufbeſchwor, das ihr einen wahrhaft ergebenen Anhänger und ſo vielen einen teuren Freund raubte. Aber die Menſchen achten zu wenig auf die warnenden Stimmen, die ſich in entſcheidenden Augenblicken in der eigenen Bruſt erheben und keine zu mißachtenden Orakel ſind. Man iſt immer nur zu ſehr geneigt, zu denken, diesmal werde das Schickſal noch ſo vorübergehen, werde uns noch verſchonen, oder der günſtige Augenblick werde wiederkommen, und das Glück werde ſich uns neigen, damit wir es erfaſſen könnten. Erſt wenn das Unwiderrufliche eingetreten iſt, beſeufzen wir zu ſpät unſere Verſäumnis.

Während der Reiſe erhielt ich nur einmal eine kurze Mit-

teilung aus Korfu, aber von anderer Seite aus Venedig die eines Briefes an den ihm treu ergebenen erſten Sekretär des General-Konſulats, worin er ſeine baldige Ankunft verkündete und ſchrieb: „Ich bin mit meiner Kraft zu Ende. Sie haben keine Vorſtellung von den Anſtrengungen dieſer Reiſe. *Alles* lag auf mir, niemand ſonſt ordnete etwas an. Ich will ſehr langſam durch Italien zurückreiſen, um im Alleinſein mich auszuruhen."

Die Raſttage, die er ſich gönnte, ſchienen ihm auch gut getan zu haben, denn er ſchrieb mir von Rom aus, wohin ich noch nicht zurückgekehrt war, nur ganz kurz: „Ich fühle mich doch ſo weit ganz gut, daß ich hoffe, noch etwas erleben zu können. Denken Sie, wenn es eine Epiſode aus dem dritten Teil Ihrer Phädra wäre? Dieſe Hieroglyphen ſind aber *nur für Sie*." Natürlich erregten dieſe Worte meine Neugier auf das höchſte und ich konnte bei dem Bemühen, dem Rätſel auf die Spur zu kommen, nur auf eine Heirat ſchließen. In meiner Antwort fragte ich daher ſcherzend, ob es eine ſchöne Phäakentochter oder wer ſonſt ſei. Darauf erhielt ich einen in komiſcheſter Entrüſtung geſchriebenen Brief über die *fürchterliche* Vermutung und dann die Verſicherung, daß es etwas ganz anderes ſei. Zugleich aber bat er dringend, da meine Rückreiſe nach Rom bevorſtand, den Weg wieder über Venedig zu nehmen und eine Zeitlang ſein Gaſt zu ſein. Andere Freunde ſollten auch kommen, und er fügte hinzu: „Wenn ſolch ein Kreis beiſammen iſt, mein ich, müßte es doch Sympoſien geben, an die alle Teilnehmer noch lange mit Freuden zurückdenken würden."

Dieſe ſchöne Ausſicht lockte mich denn auch wirklich, Ende November von Mailand aus nach Venedig abzuzweigen, und ich wurde wieder daſelbſt auf das herzlichſte empfangen. Es hatten ſich ſchon einige andere Gäſte eingefunden. Warsbergs Bruder, der geiſtvolle Pole, Herr von Klaczko, den ich ſchon aus ſeinen früheren ausgezeichneten Artikeln in der

„Revue des Deux Mondes“, die ich noch mit A. Herzen zuſammen geleſen hatte, kannte, und Graf Lanckoronski, der viel jüngere Freund Warsbergs, den ich ſchon in dem Winter in Rom in des letzteren Geſellſchaft hatte kennen und ſchätzen lernen, der aber leider nur wenige Tage blieb, da er im Begriff war, eine große Reiſe nach Indien anzutreten. Auch Warsberg mußte ſeine Gäſte auf einige Tage verlaſſen, da ihm die ehrenvolle Einladung zugekommen war, in Miramar mit dem öſterreichiſchen Kaiſerpaar das Feſt der 44jährigen Regierung des Kaiſers zu begehen, das dort in aller Stille nur im engſten Hofzirkel gefeiert wurde. Er kam ſehr heiter von dort zurück, erging ſich im Lobe des kaiſerlichen Paares und erklärte mir nun auch die Bedeutung jener Hieroglyphen, deren Deutung meinerſeits ihn ſo entrüſtet hatte, die aber nun kein Geheimnis mehr zu ſein brauchten. Es war ihm nämlich der Auftrag geworden, der Kaiſerin auf Korfu eine Villa zu bauen auf einem der ſchönſten Punkte der Inſel. „So haben Sie mir doch wirklich mein Prognoſtikon in dem dritten Teil der Phädra geſtellt,“ ſagte er und erwähnte dann noch einmal die „ſchauderhafte“ Vermutung, zu der mich ſeine rätſelhafte Andeutung geführt hatte. So herzlich ich immer über dieſe ſeine Entrüſtung lachen mußte, ſo konnte ich mich doch nicht über den Auftrag freuen, denn ich ſah voraus, daß bei dem Eifer, mit dem er ihn erfaßte, und der Anziehungskraft, die er auf ſeine künſtleriſche Phantaſie übte, er ſeine ſchwachen Kräfte überbieten würde. Ich ſagte ihm, ich wollte, ich hätte ihm ein anderes Prognoſtikon geſtellt, und ganz war auch er nicht frei von dem Gefühl, daß es verhängnisvoll für ihn werden könne, aber es reizte ihn zu mächtig, ſeinem künſtleriſchen Verſtehen und ſeinem Schönheitsſinn in einer großartigen Schöpfung ein Denkmal zu ſetzen. In ſeiner Natur lag es, ſich nach großen Aufgaben zu ſehnen, denn es wohnten zwei Seelen auch in ſeiner Bruſt, und neben dem in einſamen Gedankenreichen ſich glücklich fühlenden Weiſen war auch der ehrgeizige Mann, der gern in das große Getriebe des Staatenlebens mit eingegriffen und ſeinen

ſtarken Willen wie ſeine Einſicht geltend gemacht hätte. Auch jetzt in Venedig war er geſonnen, das Konſulat aus der untergeordneten Stellung, in der ſein Vorgänger es gelaſſen, zu politiſcher Bedeutung zu erheben und die noch immer etwas gereizte Stimmung dort durch liebenswürdiges Entgegenkommen zu verſöhnen. Was ihn aber dazu trieb, ſein Haus gleich in glänzender Weiſe der Geſelligkeit zu öffnen, war nicht bloß der Wunſch, als Staatsdiener hier nützlich zu ſein, ſondern auch das Vergnügen, das er ſelbſt daran hatte, ſeine ſchönen Gemächer im Lichterglanz ſtrahlen zu laſſen, an ſeiner reich beſetzten Tafel ausgezeichnete Gäſte (ſo unter anderen Sir Henry Layard, den ehemaligen Geſandten in Konſtantinopel, jetzt in Venedig lebend, den Dichter Browning und viele andere) zu ſpeiſen und eine elegante Menge durch die prächtigen Säle wandeln zu ſehen. An einem der erſten dieſer geſelligen Abende, wo die ganze vornehme venetianiſche Geſellſchaft verſammelt war, ſah ich da auch Don Carlos, den ſpaniſchen Thronprätendenten, der in Venedig lebt und den Warsberg, trotzdem er ihm nicht ſympathiſch war, ſeiner Beziehung zu Öſterreich wegen bitten mußte. Er ſtellte mir dieſen vor, zum Glück gleichzeitig einer ſehr gewandten Weltdame, die bei mir ſtand und alsbald die Unterhaltung zu meiner Erleichterung übernahm, denn ich hätte abſolut nicht gewußt, was ich mit dieſem, ſeinem Schillerſchen Namensvetter ſo unähnlichen, gar keine Sympathie erweckenden Manne, hätte ſprechen ſollen. Warsberg ſelbſt verhielt ſich bei ſolchen Feſten meiſt ſtill, weil ſeine körperlichen Leiden ihm jeden Genuß erſchwerten und es für ihn Anſtrengungen waren, die er meiſt mit ſchlafloſen Nächten und völliger Erſchöpfung zahlte, aber Freude machte es ihm doch; es war das Künſtleriſche dabei, der ſchöne Glanz und die Fülle des Lebens, was ihn anzog, als Maler wäre er vielleicht ein Paul Veroneſe geworden. Und doch war er auch wieder ein tief verſtändnisvoller Bewunderer der griechiſchen Kunſt und ihrer erhabenen, ſeelenvollen Einfachheit, und es war meine größte Freude, wenn das Ge-

ſpräch ſich darauf wandte, denn da hatte er ſo viel neue und geiſtvolle Dinge zu ſagen, daß es ein wahrer Genuß war, ihm zuzuhören. Eines Abends zitierte er uns ein Wort Thorwaldſens, das Herr von Prokeſch ihm mitgeteilt hatte, daß die griechiſche Skulptur ſo beſonders reich im Genre geweſen ſei, daß ſie das vor anderen auszeichne und ihren hohen Reiz bilde. Er bemerkte dabei, daß er eine Abhandlung über das Genre in der griechiſchen Kunſt geſchrieben habe, die zum Druck fertig ſei, und ſetzte hinzu: „Die Akademiker freilich werden dazu den Kopf ſchütteln.“ Nachher führte er mich zu einer Zeichnung, die er in Athen nach einem Grabmal hatte machen laſſen, und ſagte: „Sehen Sie, das iſt griechiſche Kunſt.“ Es ergriff mich wieder wie ſchon früher bei ähnlichem, wahrhaft Griechiſchem, z. B. bei dem Relief von Orpheus und Eurydike in der Villa Albani in Rom tiefe Rührung über die vollkommen einfache Natürlichkeit des Ausdrucks, die dem ſtarren Marmor Geiſt und Gemüt einhaucht und die Handlung, ſelbſt der Götter und Heroen, zu einem ſchlicht menſchlichen Vorgang macht. Für Warsberg war es mit der antiken Kunſt wie mit der Natur, von der er einmal ſagt: „Es iſt unwahr, die Natur nur formell, nicht auch eine Seele in ihr zu ſehen. Sie atmet und ſpricht wie alles Irdiſche.“ Die Schönheit einer orientaliſchen Landſchaft, eines antiken Reliefs, eines Menſchen jener begnadeten Raſſen verrieten ihm die Seele der antiken Menſchheit, erklärten ihm Homer und die alten Tragiker. Die Schönheit eines jungen Burſchen, der ihm zum Führer diente, rief ihm die Verſe des Euripides in den Bacchantinnen, die den Dionyſos ſchildern, ins Gedächtnis, und als er denſelben Typus bei einer Terrakottaſtatue und auf einer Münze wiederfand, ſchrieb er: „So werden dieſe Verſe ganz natürlich, wie jene ſchönen Münzenbilder begreiflich. Die einen wie die andern ſind nur Nachahmungen der Natur, nicht wie unſere Schulen es glauben und die Kunſtakademien es lehren, ideale Schöpfungen, gleichſam ausgebildet, wie Fauſt ſeinen Homunkulus erſchaffen will. Darum

ſind ſie ſo lebendig und berühren uns ſo anmutig, während die nach antiken Muſtern ausgeführten Kunſtwerke uns kalt laſſen und ſteif und leblos ſcheinen. Daher freuen uns auch ſolche Begegnungen in den antiken Ländern mit dem klaſſiſch gebliebenen Leben ſo ſehr, weil ſie uns die ganze urſprüngliche Realität, das echt Humane der alten Kunſtwerke und Dichtungen dartun. Das iſt der doppelte Vorteil der Reiſen auf dem klaſſiſchen Boden, daß ſie uns zugleich die Wahrheit der Kunſtwerke erſchließen; durch die Kunſtwerke aber auch den ganzen ſchönen Inhalt der Landſchaften zu erkennen und nachzufühlen geben. Klaſſiſch ſchön — das müſſen wir uns dieſen gewonnenen Überzeugungen gegenüber eingeſtehen — werden unſere eigenen Kunſtſchöpfungen und Dichtungen erſt wieder ſein, wenn wir wieder einmal in ſolchen ſchönen Landen und mit Menſchen wie dieſer Antoniades (ſo hieß jener Burſch) alltäglich leben werden. Goethe hat ſein Siegel auf dieſe Frage gedrückt: „Natur und Kunſt nicht mehr zu trennen."

Auf ſeinen Wunſch verſchob ich meine Abreiſe bis nach den Weihnachts- und Neujahrsfeſttagen. Den Weihnachtsabend verbrachten wir bei Freunden von ihm in gemütlicher Weiſe. Warsberg war beſonders ernſt und gedankenvoll an dem Abend, und als wir um Mitternacht noch alle beim Tee zuſammenſaßen und plötzlich die große Glocke von San Marco langſam und feierlich durch die Nacht ſchallte und die Gläubigen zu der Chriſtmeſſe einlud, da ſagte er leiſe wie für ſich hin: „So hat ſie auch einſt dem Marino Falieri ertönt." Daß ihm nun gerade wieder die ſchwermütige Erinnerung an das tragiſche Ende dieſes Dogen an dem heiteren Feſtabend kam, war ſicher ein Beweis, daß Todesahnungen, mehr als ſeine Umgebungen es glaubten, oft durch ſeine Seele zogen, und vielleicht dachte er in dem Augenblick, daß dieſe Glocke ihm nicht wieder zum Feſte läuten werde.

So ging nun das Jahr 88 zu Ende, dem ich die perſönliche Bekanntſchaft dieſes ſeltenen Menſchen verdankte, deſſen Freundſchaft mir wie eine Blume am Grabesrand erblüht

war, die, wie ich mit Recht hoffen durfte, auch über meinem Grabe noch fortblühen werde. Am 2. Januar ſchied ich von Venedig, um in mein römiſches Heim zurückzukehren. Das Scheiden wurde mir diesmal nicht ſo ſchwer, da baldiges Wiederſehen in Ausſicht ſtand, weil er in Kürze nach Korfu wollte, um die erſten Anordnungen zum Bau der kaiſerlichen Villa zu treffen und auf dem Wege kurze Raſt in Rom zu halten gedachte. Anfang Februar erſchien er ſchon unangemeldet und verbrachte einen gemütlichen Abend bei mir. Den Tag darauf waren wir beide zu Donna Laura Minghetti, die ihm auch eine werte Freundin war, zum Diner eingeladen. Lange hatte ich ihn nicht ſo gemütlich, liebenswürdig, ſo geiſtvoll ergiebig geſehen, wie an dieſem Abend in unſerem harmoniſchen Trio. Das Geſpräch wendete ſich von heiter-anmutigen Dingen, von künſtleriſchen Gegenſtänden zu den ernſteſten Lebensfragen. Er erwähnte dabei eines myſtiſchen Philoſophen, den er über alles ſchätzte, und als er den Namen Du Prel nannte, erinnerte ich mich einer Stelle aus einem ſeiner Briefe vor unſerer perſönlichen Bekanntſchaft, in der er ſagte: „Es ſollte ſich heutzutage mehr um eine Philoſophie des Menſchen, um eine Kenntnis ſeiner ſelbſt, als um Menſchheit, Natur und Welt im allgemeinen handeln. Erkenne dich ſelbſt, damit, ſo alt der Rat iſt, geben ſich nur die wenigſten ab, und mir ſcheint, da wäre ebenſoviel als in den Geſtirnen, in Waſſer, Erde und Feuer zu entdecken. Ein Philoſoph, Baron du Prel, wandelt auf dieſen Wegen. Sie ſtreifen daran, ſind ſich der Aufgabe aber noch nicht ganz bewußt.“ Von dieſem Philoſophen ſprach er nun an dem Abend und ſagte, daß dieſer behaupte, unſer Selbſtbewußtſein erſchöpfe durchaus nicht den ganzen Inhalt unſeres Weſens, das noch einen tranſzendentalen Teil enthalte, nicht dualiſtiſch vom erſteren getrennt, ſondern moniſtiſch mit ihm verbunden, wie eine zweite Seele, deren Fähigkeiten weit über das Tagesbewußtſein hinausgingen. Du Prel ſtütze ſich dabei auf Kant und hebe die Wichtigkeit hervor, dieſe zweite Seele zu erkennen

und ihre durchaus individuelle, allen pantheiſtiſchen Ideen von Fortdauer entgegengeſetzte Exiſtenz zu beweiſen, die, wenn aus ihren Schranken befreit, das Unvergängliche ſein müſſe.

Ich ſtimmte dieſer Anſicht inſofern bei, als es mir ſchien, daß dieſe zweite Seele in uns entbinden, ungefähr dasſelbe meine, wie das, was ich mir längſt ſo ausgedrückt hatte: den Gott in uns erlöſen. Daß dieſe Aufgabe allein dem Leben Wert verleihe, damit war ich völlig einverſtanden, und daß das einmal Geiſt Gewordene in irgendeiner Weiſe ewig ſei, glaubte und glaube ich auch. Warsberg ſprach lange über dieſe Anſichten; nie war er mir liebenswürdiger erſchienen, als an jenem Abend, es lag eine ſanfte Verklärung über ſeinem Weſen, er war wie ein Scheidender, der weiß, daß er den Freunden nur ſichtbar entſchwindet, daß er aber in ihrer Liebe ſeiner Unſterblichkeit ſicher iſt.

Die Nachrichten, die ich aus Korfu erhielt, beſtätigten die Sorge, mit der ich ihn dieſe Aufgabe übernehmen und die Reiſe hatte machen ſehen. Eine Erkältung hatte ihm zu dem chroniſchen Katarrh noch eine Bronchitis mit Fieber gegeben, dabei war er unausgeſetzt tätig, die bezaubernde Schöpfung, die er plante, vorzubereiten, kehrte nur halb geheilt nach Neapel zurück, war dort auch unausgeſetzt beſchäftigt und erſchien endlich wieder zu kurzer Raſt in Rom. Sein Ausſehen war aber ſo verändert, daß es die bangſte Beſorgnis einflößte und ich nur noch eine Hoffnung hatte, daß er ſich jetzt in der vollſtändigen Ruhe ſeines venetianiſchen Heims werde pflegen und wieder erholen können. Aber auch das ſollte nicht ſein. Kaum war er dort angelangt, ſo rief ihn ein Telegramm der Kaiſerin nach Wien, und trotz des vom Arzt beglaubigten Proteſtes mußte er in der noch ſchlechten Jahreszeit in das nordiſche Klima reiſen. Natürlich wurde er todkrank in Wien, ich bekam fortwährend durch die Freunde Nachrichten, leider immer der ſchlimmſten Art, aber Anfang Mai ſchickten ihn die Ärzte, die wohl am Ende ihrer Weisheit waren, wie ſie dann zu tun pflegen, nach

Venedig zurück. Ich wäre gern gleich hingeeilt, um ihn zu pflegen, aber ein Freund und eine verwandte Dame waren mitgekommen, und das hielt mich zurück. Doch erhielt ich beinah täglich Nachricht durch den ihm innigſt ergebenen De Roſa, erſten Sekretär des Konſulats, einen vortrefflichen Mann, in den auch Warsberg das größte Vertrauen ſetzte. Auf einen Brief, den Warsberg ihm an mich diktiert hatte, worin er ſagte, daß ſein Leben hart geweſen ſei, antwortete ich ihm: „Seien Sie hohen Mutes, lieber Freund! Ja, Ihr Leben iſt hart geweſen, aber es iſt auch ſchön geweſen, wie wenig Leben, denn Sie haben an dem Born der ewigen Schönheit getrunken, und wenn ich in Ihren Büchern leſe von den Stunden, wo Sie im Orient einſam in den heiligſten Entzückungen mit dem Weltgeiſt verkehrten, dann finde ich Sie beneidenswert. Die Stunden der irdiſchen Qual ſind hart und ich gäbe alles darum, könnte ich Sie davon befreien, aber Sie haben ſich ſchon die Ewigkeit erſchloſſen, und die Spur von Ihren Erdentagen kann nicht mehr untergehen."

Endlich kamen dann aber Briefe und Telegramme, die mich dringend aufforderten, zu kommen, und ſo machte ich ſo ſchnell ich konnte meine Vorkehrungen für den Sommer, da ich dann jedenfalls von Venedig aus wieder zu Olga wollte, und fuhr nach Venedig in ſchmerzlicher Spannung, ob ich den Freund noch am Leben finden würde. Am Bahnhof empfingen mich ſein Bruder und der treue Roſa und ſagten mir, daß er noch lebe, daß ich mich aber auf das Schlimmſte gefaßt machen müſſe. Er hatte ſich gefreut, als man ihm ſagte, daß ich komme, und hatte befohlen, mich gleich zu ihm zu führen. Ich fand ihn im Lehnſtuhl ſitzend, die geſchwollenen Füße auf Kiſſen ausgeſtreckt, das Antlitz noch bleicher als früher, nur die Augen leuchteten von Geiſtesklarheit, und auf ſeinen Zügen lag der Frieden der Überwinder. Es waren mehrere Bekannte im Zimmer, durch die geöffneten Fenſter ſtrömte liebliche Mailuft, und die Wipfel der herrlichen alten Bäume ſeines Gartens ſchauten grüßend herein. Als man mich mit ihm allein ließ, ſagte er:

„Erlöſung, Erlöſung! Anderes können Sie mir nicht wünſchen.“ Ich mußte ihm recht geben, wenn auch mit tiefem Schmerz; aber es hätte mir ſeiner und meiner unwürdig geſchienen in dieſen feierlichen Stunden, angeſichts des großen Lebensabſchluſſes, der unaufhaltſam heranſchritt, eine eitle Hoffnung auszuſprechen. Den Nachmittag verbrachten wir in lauter guten, ſanften Geſprächen, bis ich zum Abendbrot in die unteren Räume, wo die übrigen Hausbewohner verſammelt waren, gerufen wurde. Warsberg ſollte ſich zur Ruhe begeben, und ich ſagte ihm daher gute Nacht, immer noch leiſe hoffend, daß bei der völligen Geiſtesklarheit, in der ich ihn ſah, die Kataſtrophe noch hinausgeſchoben ſein könne. Auch war die Art, wie er mir gute Nacht ſagte, ſo freundlich, faſt heiter, aus ſeinen Augen leuchtete ſo ſiegend ſeine Seele, daß ich wenigſtens ſicher auf ein morgen hoffte. Wir waren aber noch nicht lange unten beim Eſſen verſammelt, als man uns wieder hinaufrief, vor allen den Arzt, der mit da war, weil der Kranke, indem er ſich in ſein Schlafzimmer hatte begeben wollen, zuſammengebrochen war. Ich eilte mit den andern hinauf, denn es wäre mir unmöglich geweſen, mich zur Ruhe zu begeben, ſolange er noch da und das Unwiderrufliche noch nicht eingetreten war. Wir fanden ihn aber ſchon ruhig und bewußt in ſeinem Schlafzimmer im Lehnſtuhl ſitzend. Die Fenſter waren offen, und die Mainacht ſtrahlte mit tauſend Sternen über dem von ihm ſo geliebten Garten, in ſtiller Feier das große Myſterium erwartend. Ich verriet ihm meine Gegenwart nicht, weil ich dachte, es würde ihn beunruhigen, mich da zu wiſſen, da er mich nach der Reiſe ruhebedürftig wähnte. In ſolchen Augenblicken aber bewährt ſich die Macht des Geiſtes über den Körper, man lebt nur mit der Seele, das Geſetz der Schwere iſt aufgehoben, und wenn uns etwas von der Fortdauer unſeres geiſtigen Seins, unabhängig von der irdiſchen Hülle, überzeugen kann, ſo iſt es eben in dieſen Momenten. Ich ſetzte mich zu Häupten ſeines Lagers, ſo daß er mich nicht ſehen konnte, die Hausgenoſſen alle, der Arzt und die barmherzige

Schweſter, die die letzten Nächte bei ihm gewacht hatten, waren anweſend. Er ſprach Verſchiedenes mit klarer, feſter Stimme, verordnete, wie man die Nonne, deren Sorgfalt er lobte, belohnen ſolle, verlangte nach Tee, ſeinem Lieblingsgetränk, und ſagte endlich mit dem Tone innigſter Überzeugung: „Ich bin doch glücklich geweſen, es haben mich doch viele lieb gehabt.“ Wer konnte bei dieſer Geiſtesklarheit, bei dieſem immer noch beinah kräftigen Sprechen und an alles Denken, an ein ganz nahes Ende glauben? Es war ſo feierlich, ſo verſöhnt, ſo erhaben dieſes Sterben, wie das eines antiken Weiſen. So müſſen Sokrates und Seneca geſtorben ſein, und es hätte mich nicht überraſcht, wenn dieſer letzte Grieche auch die Opferſchale erhoben und Jupiter, dem Befreier ein Dankopfer dargebracht hätte.

Als die Glocke draußen Mitternacht verkündete, atmete ich faſt auf in der Hoffnung, es könne uns noch ein anderer Tag geſchenkt werden, und dann könne mein römiſcher Arzt kommen, den Warsberg ſehr liebte und dem ich telegraphiert hatte, und dann könne am Ende noch Rettung werden. Ein ſanfter Schlummer hatte ſich auf ihn niedergeſenkt. Ich war indes an das offene Fenſter getreten und ſchaute in die Sternennacht hinaus; Zeit und Raum waren mir verſchwunden, und die Brücke wölbte ſich, die in die Ewigkeit, in das von der Erſcheinung Losgebundene hinüberleitet. Schon ſchwebte auch der ſchöne, ernſte Genius heran, um den holden Zwillingsbruder Schlaf abzulöſen. Um zwei Uhr öffnete der Sterbende die Augen weit, ſah wie überraſcht auf ſeine Umgebung, dann kam ohne Anſtrengung ein kurzer Blutſturz, und der treue Bruder, der ihn im Arm hielt und eine Hand auf ſein Herz gelegt hatte, ſagte nur: es iſt vorbei, und drückte ihm die müden Augen zu.

Ich hatte an den vielen Sterbebetten, an denen ich ſchon geſtanden, nie ſo ſtark wie hier das beinah zweifelloſe Gefühl, daß ſich da wirklich das Geiſtige aus den engen Schranken der Erſcheinung befreit habe und in ſeine wahre Heimat

zurückgekehrt ſei, die zweite Seele, an die er mit Du Prel glaubte und die ſiegend über den „Erdengeiſt“ aufſtieg in die Freiheit. In edler, verklärter Ruhe lag die verlaſſene Hülle da, diejenige eines Helden, der ihn ausgekämpft hat, den heißen Kampf des Daſeins, immer mit den Waffen des edelſten Idealismus, der ſtets durch die Schwächen, die allem Irdiſchen ankleben, verſöhnend hindurchbrach. So ruhte ſein Sterbliches, von Blüten aller Art umgeben, noch zwei Tage in dem von ihm geſchaffenen, künſtleriſch prächtigen Heim. Erſt als man ihn hinaustrug auf die Gondel, die ihn zur Bahn bringen ſollte, um ihn nach Graz zu führen, wo er in der Gruft bei ſeinen Eltern zu ruhen gewünſcht hatte, trat das volle Gefühl des Verluſtes und der Öde, die auf dieſe wie ein Traum verwehte Poeſie des Palaſtes Modena folgen würde, in voller Stärke ein.

Aller Orten erhoben ſich Stimmen, ſeinem Andenken den Tribut ehrender Sympathie zu zollen, ganz beſonders war dies der Fall aus der Heimat ſeines Herzens, aus Griechenland. Die Welt hat heutzutage nicht mehr Zeit, den Geſchiedenen jenen ſchönen Kultus zu weihen, wie die antike Welt es tat und von dem Warsberg ſo ahnungsvoll ſchön ſchrieb: „Kann dieſer Totenkultus nicht ein inſtinktives Verſtehen, das Ahnen einer Wahrheit ſein, die noch verſchloſſen und vielfach bezweifelt, doch die Grundlage unſeres ganzen Weſens ausmacht? Solch ein Hügel, eine Säule, ein einfacher Stein, eine Inſchrift, wahren dem Menſchen über Jahrtauſende hinaus das Andenken bei den Nachkommenden, in ihrer Erinnerung lebt er wieder auf, lebt geläutert fort. Immer reiner, immer makelloſer werden ſeine Züge, alle Schlacken fallen ab, ſo daß zuletzt nur noch ein ideales Bild von ihm bleibt. Warum aber ſoll dieſe Unſterblichkeit, die ihm auf Erden wird, nicht auch in einer anderen Welt möglich ſein? Warum für den geiſtigeren Teil unſeres Weſens, für die Seele, nicht das gelten, was unſerem irdiſchen Andenken zuteil wird? Warum ſoll nicht vielleicht gerade dieſes immer ſich vervollkommnende Bild der Erinnerung, der gleich-

zeitige Abdruck des inzwiſchen erlöſten und verklärten Geiſtes ſein?“

So wird auch er, geläutert von allen irdiſchen Mängeln, als ein ideales Bild in den Herzen derer, die ihn kannten, fortleben. In ihm ſtarb ein Menſch, der durch ſeine innere Idealität berufen war, die höchſte Aufgabe zu erfüllen, die die Zukunft ſowohl dem Individuum, wie der Menſchheit, vorbehält, nämlich das Leben ſelbſt zum Kunſtwerk im vollendeten ethiſchen und äſthetiſchen Sinn zu geſtalten. Daß es ihm nicht vergönnt war, dieſe Aufgabe ganz zu erfüllen, das war die Mißgunſt des Schickſals, das es Sterblichen nur ſo ſelten vergönnt, eine ganz vollendete Exiſtenz zu erreichen.

Gedachtes

Heute wurde über die Tätigkeit von Paul Desjardin geſprochen, und ſie wurde verkleinernd kritiſiert. Freilich kann er keine neue Religion gründen und iſt vielleicht etwas klerikal, aber es iſt immer etwas, wenn ein Menſch gut iſt, Gutes tut, und ſeinen Mitmenſchen ein hilfreiches Wohlwollen zeigt. Das erwärmt die Herzen und treibt vielleicht mehr als eines, auch gut zu ſein. Das Beiſpiel iſt eine große Macht in der Erziehung und dem menſchlichen Verkehr. Taten Chriſtus und Buddha im Grunde etwas anderes als das Beiſpiel einer erhabenen Perſönlichkeit geben? Nur die Schwachen und die Ehrgeizigen haben daraus dogmatiſche Kirchen gemacht. Wer von denen hat es verſtanden, warum Chriſtus ſagen konnte, daß er Gottes Sohn ſei? Sie haben das materialiſiert, ſo wie ſie die einfache Größe ſeiner Lehren materialiſiert haben. Gut zu ſein, iſt ſo natürlich, ſo einfach: das ganze ſoziale Problem beſtände darin, die Verhältniſſe zu ſchaffen, die den Menſchen erlaubten, gut zu ſein. Ja, das ganze Problem des irdiſchen Lebens wäre gelöſt, wenn es einem jeden möglich würde, aus ſich ſelbſt alles zu machen, was ſeiner Natur nach möglich iſt; damit

wäre alles erreicht, was die Unvollkommenheiten des Daſeins auf dem Erdball zu erreichen erlauben.

Was aber die großen Offenbarungen betrifft, die aus den Quellen eines ewigen Lichts zu kommen ſcheinen, die werden ſtets nur das Ergebnis der größten Seelen, der reinſten Genien ſein. Ja, Beethoven offenbarte eine neue Religion; ich fühle mich immer innerlich auf den Knien, in ſeiner verklärten Welt, wenn ich ihn höre. Aber das iſt zu erhaben für die Maſſe!

Das irdiſche Ich iſt auch das Du, die univerſelle Einheit im Göttlichen, Erhabenen, daher iſt auch das Mitleid das wahrhaft Ethiſche. Das Dichter-Ich iſt das auch in anderer Form, d. h. die Welt der Ichs, die der Dichter in ſich trägt. Das Ich Nietzſches iſt die Verneinung aller Ethik, denn es iſt das Ich in ſeiner impotenten Vereinzelung, der Egoiſt, ſei er auch noch ſo begabt.

Herr von Wolzogen ſagt bei Gelegenheit einer Beſprechung vom Buche des Grafen Gobineau: „Jede Geſellſchaftsbildung trägt in ihrem Bildungsferment ſchon den Todeskeim in ſich, etwa wie jede Zeugung nach tief religiöſer Auffaſſung den Samen jener ewigen Schuld des Lebens in ſich trägt, auf der nach Schopenhauer die Todesſtrafe ſteht.“ Ja, aber die Zeugung muß da ſein, damit die Erlöſung ſein könne. Das iſt der Sinn des chriſtlichen Mythus. Chriſtus mußte geboren werden, um Erlöſer werden und als ſolcher ſterben zu können.

Nichts iſt ſo reizend, als das erſte Erwachen des forſchenden Geiſtes, ſein Erſtaunen über die Rätſel des Lebens und der Welt und die erſten Fragen, die er ſich ſtellt. Ich empfand es eben mit inniger Freude, als ich, allein mit Olgas zwei jüngſten Kindern, in Verſailles bei meinem jährlichen Sommeraufenthalt ein langes Geſpräch mit ihnen hatte. Da müßte die Erziehung ihre höchſte Aufgabe ſehen

und bei ſolchen Fragen in ſokratiſcher Weiſe zu eignen Antworten anregen, anſtatt mit fertigen Sentenzen den ſuchenden Intellekt zu erſticken.

Ich antwortete einem Poſitiviſten, der leugnete, daß die Keime zu geiſtiger und moraliſcher Entwicklung a priori in der menſchlichen Natur lägen, und behauptete, ſie ſeien nur Folge der Gemeinſchaft und Gewöhnung: Gut, geben wir zu, daß das Sittengeſetz erſt aus der Gemeinſchaft entſtanden ſei und ſich dem Kauſalgeſetz folgend mit der Geſchichte entwickelte; für unſer Verhalten iſt das genügend, denn da gilt der kategoriſche Imperativ; ſobald das Individuum ſich einer Gemeinſchaft anſchließt, übernimmt es die Pflicht, ihren Geſetzen gemäß zu leben. Dazu braucht von keinem metaphyſiſchen Grund die Rede zu ſein: der Grund der Verpflichtung iſt die Gemeinſchaft, und der Begriff der Verpflichtung entwickelt ſich weiter im Individuum mit der Entwicklung der Gemeinſchaft. Darauf beruht das Geſetz, beruht alles ſtaatliche und geſellſchaftliche Leben. Aber der Keim zum Begriff der Sitte muß a priori da ſein, ebenſo wie der Keim zum Denken da ſein muß. Aus nichts kann nichts entſtehen. Die Möglichkeit zu geiſtiger und moraliſcher Entwicklung iſt mit dem Organismus Menſch gegeben. Auf den unterſten Stufen entwickelt ſich der Keim nur erſt in gröbſter Weiſe, er wächſt zu dem geiſtigen Weſen der Menſchheit heran, und ſtatt von Gott auszugehen, erhebt er ſich zum Göttlichen, d. h. zum Idealen. Doch ſchon in den höheren Tieren kann man durch Gewöhnung und Erziehung eine gewiſſe an das Geiſtige ſtreifende Entwicklung bewirken, zu der der Keim aber da ſein muß, ſonſt könnte es mit aller Mühe nicht dazu kommen. So erzählte mir eine Bekannte, die eine Vorliebe für Katzen hatte, daß, ſobald ſie eine Katze allein bei ſich hatte und ſich mit ihrer Erziehung beſchäftigte, es durchaus möglich war, einen gewiſſen Grad von Verſtändnis und Kultur zu entwickeln. Überließ ſie ſie aber der Gemeinſchaft mit anderen Katzen, ſo blieb der Keim

eben unentwickelt, und die blinden Triebe herrſchten vor. Man ſprach bei dieſer Gelegenheit von Caſpar Hauſer; eingeſchloſſen und allein blieb er ein ſtumpfes, tierähnliches Weſen, aber herausgezogen in die Gemeinſchaft entwickelte ſich alsbald die ihm innewohnende Möglichkeit. Das konnte ihm doch nicht plötzlich eingeblaſen ſein. Und die Gewöhnung ſelbſt, woher kommt ſie? Sie iſt doch nur der ſich immerfort entwickelnde und erweiternde Begriff des Unterſchieds von Gut und Böſe, zu dem der Urgrund da ſein muß in den weiteſten Urfernen des Daſeins, wenn man will, aber doch da ſein muß, gerade wie die Wurzel da ſein muß, damit die Pflanze komme und wachſe. Und das Genie — kann es durch Gewöhnung erzeugt werden?

Meine Antwort an einen Zweifler, der mir ſchrieb, es ſei eigentlich unnütz, zu ſchaffen, da doch alles dem Nichts verfalle: Nein, teilen Sie die Werke in zwei Hälften; die eine Hälfte, die nur von der Welt der flüchtigen Erſcheinung handelt, verfällt dem Nichts wie alles, was nur Erſcheinung bleibt, auch die Menſchen. Die andere Hälfte aber, in der der Funke ewiger Schönheit glüht, verfällt nicht dem Nichts; ſie hat ſich eingereiht in den Akkord der großen Symphonie, die im Grunde der Dinge tönt, die die wahren Künſtlerſeelen von fern in ihren Träumen ahnen und die ſie hören werden, wenn die Form zerbrochen iſt und ſie es erreicht haben, nicht mehr wiedergeboren werden zu müſſen. Die Inder haben das alles ſchon gewußt.

In der Ironie befreit ſich das Individuum von ſeiner Entrüſtung über die Unnatur der Welt, im Humor erhebt ſich das Individuum über ſich ſelbſt. Beide ſind ſittliche Äußerungen; jene hat es nur mit der Lüge und den Kontraſten von Schein und Weſen, dieſer mit der Verſöhnung von Schmerz und erhabener Heiterkeit zu tun. Daher iſt in jener Bitterkeit, in dieſem verzeihende Güte.

Im Juni 1890, als ich im Begriff war, Italien für den Sommer zu verlaſſen, war ich noch einmal in der Villa Mattei, wo ich wonnevolle Stunden der Einſamkeit im Frühling zu genießen pflegte, da ich durch die Güte des Beſitzers immer freien Zutritt darin hatte. Es koſtete mir jedes Jahr einen großen Entſchluß, Italien zu verlaſſen, deſſen zaubervolle Schönheit mich dann erſt ganz in ihrer Vollendung umfing, wie ich denn auch der Anſicht bin, daß die meiſten Reiſenden Italien nur halb kennen, weil ſie fortgehen, wenn der Höhepunkt der Schönheit anfängt. An jenem Morgen nun umfing mich wieder die Macht, von der Hafis ſagt:

„Denn daß der Schönheit Alkoran
Allmächtig ſei, das iſt kein Wahn"

und umflutet von dem reinen Licht und ſtill beglückt von dem Einsſein mit dieſer ſeligen Natur, ſchrieb ich folgende Verſe in mein Tagebuch:

„Teures Lichtland, deinen Frieden
Senkſt in meine Seele du;
Wenn ich fern von dir geſchieden,
Seh ich träumend deine Helle,
Trägt mich der Erinnrung Welle
Deiner heil'gen Ruhe zu.

Mit der unnennbaren Milde,
Wie ſie Phidias erfand
Für die göttlichen Gebilde,
Ruhſt du in der Schönheit Wonne
Unbekümmert gleich der Sonne,
Ob dein Segen auch erkannt.

Stille wird des Geiſtes Sehnen,
Ruhe ich an deiner Bruſt;
Nein, Vollendung iſt kein Wähnen,

Was wir im Symbol hier ſehen,
Wird einſt Wirklichkeit erſtehen,
Voll erkannt und voll gewußt.

In eben dieſer Villa Mattei ſchrieb ich am Charfreitag: Wie fern iſt Chriſtus! Nie habe ich es ſo gefühlt! Eine rührende Geſtalt der Legende und der Kunſt, aber als Wirklichkeit fern und ſein Opfertod nur als Symbol noch nahe! Heiliger Frieden der Natur heute, wie viel bedeutſamer und ſchöner, als das Gewühl in den Kirchen.

Ich habe auch einſt am Fuß des Kreuzes das Gefühl der Gemeinſchaft, die weltüberwindende Kraft der Entſagung und der aufopfernden Liebe geſucht, und das Bild des erhabenen Märtyrers am Kreuz iſt mir teuer und tief bewunderungsvoll geblieben. Aber den hiſtoriſch gewordenen Kirchen mit ihren Dogmen kann ich nicht mehr beipflichten, ſo wenig wie man jetzt noch den Dionyſos-Kultus mitfeiern könnte, trotzdem der Dionyſos-Mythus gewiß einer der ſchönſten iſt und noch immer das vollkommenſte Bild für unſere Einſicht in das Weſen der Welt gibt. Zu dem Gekreuzigten der Kirchen, dem Gottesſohn, gehört der dogmatiſche Vater, gehört die Hierarchie der Kirche, Staat, Geſellſchaft. Der einfache Sohn des Zimmermanns von Nazareth, der Schüler der Eſſäer, die indiſche Weisheit in den ſemitiſchen Monotheismus hinüberbrachten, wollte nichts weniger als eine bloß myſtiſche Gleichſtellung der Menſchen; er bekämpfte den jüdiſchen Hochmut mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter; er demütigte die Überhebung der Phariſäer und Schriftgelehrten bei unzähligen Gelegenheiten, er ſagte dem reichen Jüngling, der nur Geiſterſchaum ſchlürfen wollte, ohne wirklich zu entſagen: „Gehe hin, verkaufe, was du haſt, und gib es den Armen, d a n n folge mir nach.“ Als er ſah, daß der Kelch nicht an ihm vorübergehen konnte, daß es geſtorben ſein mußte um ſeiner Überzeugung willen, da ſtarb er, indem er ſeinen Schülern ſein Beiſpiel zur ſtärkenden Erinnerung hinterließ.

Um ſeine Geſtalt ſchuf die gläubige verehrende Liebe, die dichtende Phantaſie und das Bedürfnis, die Idee zu inkarnieren, den Mythus und das Symbol. In den erſten Liebesmahlen und dem Glaubensmut des erſten Märtyrers kamen Mythus und Symbol zum ergreifenden Ausdruck. Dann aber baute die egoiſtiſche weltliche Berechnung des Prieſtertums die Kirche mit ihren irdiſchen Tendenzen darauf auf und machte Mythus und Symbol zur Lüge. Anſtatt die Menſchen in der Annahme zu beſtärken, daß Einer ein für allemal die Erlöſung der Menſchheit vollzogen habe, ſollte man es immer aufs neue und immer eindringlicher lehren, daß jeder ſich ſelbſt erlöſen muß von Sünde und böſer Neigung, jeder aus ſich ſelbſt das Höchſte machen muß, deſſen ſeine Natur fähig iſt, und auch den andern, den Schwachen, mit Güte und Beiſpiel helfen, es zu tun. Das war die Religion, die Jeſus meinte, mit der nicht bloß ein einziges Volk, mit der die Menſchheit ſich durchdringen und ſich zu ihrem idealen Ausdruck erheben ſollte. So ſteht ſeine Geſtalt in ihrer Vollendung vor uns und fordert uns zur Nachahmung auf. Er hat es ausgeſprochen, das große eine Wort, das alles in ſich ſchließt: Nicht im Tempel, nicht auf dem Berge, im Geiſt und in der Wahrheit beten, leben und ſterben. Chriſtliche Welt, beteſt und lebſt du ſo?

Wie wenig Menſchen ſind Schatzgräber!

In dem trefflichen Buche Oldenbergs über Buddha findet ſich folgende Stelle über das Nirwana: „Das Denken, will Sâriputta ſagen, iſt hier an einem unergründlich tiefen Geheimnis angelangt. Nach ſeiner Enthüllung ſoll es nicht verlangen; der Mönch, der nach ſeiner Seelen Seligkeit ſtrebt, hat anderes, dem er nachforſchen mag.“ Wer aber eine Zukunft ſcharf und klar verneinte, würde anders reden. Vor dem Denken, das ein ewiges Sein als ein begreifliches, zu bejahendes, anzunehmen zögert, flüchten ſich das Verlangen und die Hoffnung eines Seins, das höher

iſt als Vernunft und Begreifen, hinter den Schleier des Myſteriums.

In der Republik Venedig verurteilte man ſelten auf Grund von Anklagen über Vergehen gegen die Religion. Einmal erſchien ein der Ketzerei Angeklagter vor dem Rat der Zehn; er war beſchuldigt worden, daß er ketzeriſche Anſichten über die Dreieinigkeit hege. Er geſtand, daß er ſehr wohl den Gott-Vater und den Gott-Sohn begreife, daß er aber den heiligen Geiſt nicht verſtehen könne. „Geh nach Hauſe," ſagten ihm die Richter. „Du verſtehſt doch wenigſtens zweie, wir verſtehen keinen einzigen."

Hätten alle Richter dieſe edle Aufrichtigkeit, wie viel beſſer würden viele Urteile ausfallen.

Eine Atheiſtin, die im höchſten Sinn eine ausübende barmherzige Schweſter iſt, und ein ohne Chriſtentum unter furchtbaren Leiden heroiſch, ſchön und verſöhnt Sterbender — was könnten ſelbſt die Orthodoxen mehr verlangen? Ich kenne beide.

Edle Naturen machen eine Stunde des Irrtums wieder gut, voll, rein, ganz, wenn es ſein muß, ſelbſt mit dem Leben. Edle Naturen verzeihen aber auch ganz, voll, rein, ohne Hinterhalt.

Die nationalen Einheiten ſind jetzt der Traum und das Motto der Staatsmänner und Volksbeglücker. Aber iſt dieſe Einheit an ſich ſolch ein Glück? Macht ſie nicht den Egoismus in der Politik noch viel ſchärfer, als er es außerdem ſchon iſt?

Dagegen iſt die Einheit des Charakters mit ſich ſelbſt das letzte Ziel alles Strebens.

Ich ging eben im Frühling ſpazieren und fühlte das Regen des Genius in mir und daß allein der Umgang mit ihm beſeligt. Die Schönheit empfinden iſt das Lächeln des Genius im Traum. Denken iſt ſein Erwachen. Nie flieht der Genius vor der Erkenntnis; im Gegenteil, ihn dürſtet nach der Wahrheit, weil er durch ſie erſt die Poeſie der Dinge, das innere Geſetz ihrer Bewegung, ihren Rhythmus, *verſtehen* lernt, was im letzten Grunde eins iſt mit ihm ſelbſt, nämlich: univerſelles Leben, das in jeder Erſcheinung ſich auf ſich ſelbſt beſinnt. So war der Dämon des Sokrates. Die Rechten haben es von jeher gewußt. Es hat ein jeder ſeinen Dämon, nur verſtehen ihn die meiſten nicht. Das Dämoniſche iſt die zwingende Unruhe im Geiſt, wenn ein bisher noch Unbewußtes ins Leben treten will. Vor dieſem Zwang erſchrecken aber die meiſten, verſtecken ſich oder laufen davon.

In dem Liebesverhältnis zweier Weltkinder ſtellte ſich gegenſeitiges Mißtrauen ein, und da ſie beide leidenſchaftlich waren, verwandelte ſich dies Mißtrauen bald in Haß.

In der ſogenannten vornehmen Geſellſchaft gibt es Zuſchauer, Beobachter, Mitſpielende oder beſſer: Schauſpieler.

O menſchliche Schwäche! Die gute Meinung der Welt zu erkaufen durch Geld, Namen, Rang oder Ruhm!

O Stille! Geſegnete! Du, die du allein würdige Stimmungen erzeugſt!

Die Deutſchen haben es an ſich, über alles und jedes in Italien, beſonders in Neapel, zu ſchimpfen, alles ſchlecht zu finden, den Schmutz haarſträubend, den Lärm unerträglich, die Hotels gräßlich, die Cafés widerwärtig, die Menſchen gemein und dumm. — O dagegen bei uns zu Haus! Die herrliche Heimat! Und doch — kommen ſie alle Jahre wieder!

Mit der Liebe für die Reinlichkeit ſoll man ſich ebenſowenig brüſten, wie mit der Liebe für die Tugend. Beide gehören zu einem ordentlichen Menſchen, man übt ſie, ohne viel davon zu reden. Wer aber in Italien nur immer über den Mangel an Reinlichkeit klagt, anſtatt ſich über die Schönheit, die alles überſtrahlt, zu freuen, der verdient Italien nicht. Iſt es denn ſchöner in den ewig mit Waſſer übergoſſenen, nüchternen, deutſchen Stuben als z. B. in Zimmern in Neapel, die allerdings den Staub oft etwas zu lange aufbewahren, aber daneben eine Loggia oder eine Terraſſe haben, von wo man die Wunder der Sonnenuntergänge über einem der herrlichſten Meere der Erde ſieht? Ach menſchliche Kleinlichkeit! Denn es gibt auch eine kleinliche Reinlichkeit und eine kleinliche Tugend.

Man erzählte abends bei mir in Rom von einer Beſteigung des Veſuvs und von dem Grauen, das man empfände, in den feurigen Schlund hinabzuſchauen. Es fiel mir darüber ein, ob wohl die chriſtliche Idee der Hölle nicht dadurch entſtanden ſei? Der Hades war doch etwas ganz anderes, etwas pſychologiſch Feineres; wieviel ſeeliſcher war dieſe Qual des vergeblichen Tuns und Schaffens, als die brutale Strafe in den Flammen.

Das immerwährende Unterliegen im Abgrund der Leidenſchaft in den Romanen von Gabriele d'Annunzio iſt gar nicht intereſſant. Nur der Sieg des höheren Wollens über die Leidenſchaft iſt intereſſant. Ich verabſcheue dieſe ewige Viviſektion der Wolluſt und der ungeſunden Triebe, die den Mann zum Schwächling und die Frau nur zu einem Inſtrument der Korruption macht.

Das größte Leiden iſt die Abweſenheit des Ideals.

Ein Ausſpruch von Rabelais, als von dieſem herkommend, fiel mir auf: „Die Natur hat im Menſchen Verlangen, Durſt

und Wunſch zu wiſſen und zu lernen hervorgebracht, und zwar nicht bloß die gegenwärtigen Dinge, ſondern beſonders die zukünftigen, weil deren Kenntnis höher und bewundernswerter iſt. Weil wir nun in dieſem vergänglichen Leben nicht zur Vollendung des Wiſſens kommen können und die Natur nichts ohne Grund gemacht, oder ein trügeriſches oder verderbtes Verlangen gegeben hat, ſo folgt daraus, daß ein anderes Leben nach dieſem ſein muß, wo jener Durſt geſtillt wird."

So kommen auch die ſkeptiſchen Menſchen, ohne daß ſie ſelbſt wiſſen, wie ſehr ſie ſich widerſprechen, immer auf ein geiſtiges, vernunftgemäß ordnendes Prinzip zurück, mögen ſie es nun Natur oder Gott nennen.

Nachdem ich den Roman von Paul Bourget, „La terre promise", der mir mißfiel, wie die meiſten Werke dieſes Autors, geleſen hatte: das Heiligende, Idealiſierende in der Ehe iſt das ſchöpferiſche Element, das bei der rohen unbewußten Natur bloß ſinnlich und brutal und ohne die erlöſende Seite bleibt. Was für entwickelte geiſtige Naturen den tieriſchen Akt verklärt, iſt das Bewußtſein, Schöpfer zu ſein, innerhalb der Materie ein Geiſtwerdendes zu ſchaffen, gerade wie es dem Genius auf der höchſten Stufe des ſchöpferiſchen Prinzips Seligkeit iſt, das im Geiſt Empfangene zu gebären.

Der franzöſiſche Kritiker Brunetière ſagt in einem Artikel über Bourget, das Hervorragende in deſſen Romanen ſei l'étude de la vie. Ja, die gehört freilich überhaupt zum Roman, aber ſie muß ſich durch deſſen Perſonen ausdrücken und nicht durch pſychologiſche Analyſen und Abhandlungen.

Wir ſprachen am Abend in Verſailles (wo ich alljährlich von 1884 an bis 94 den Sommer bei Olga zubrachte) über die Heuchelei. Ich faßte im Scherz mein Urteil in einem

Syllogismus zuſammen: die Heuchelei iſt ein abſcheuliches Laſter, die moderne Geſellſchaft bringt die Heuchelei auf allen Gebieten hervor, alſo iſt es eine laſterhafte Geſellſchaft. — M. dagegen meinte, die Heuchelei in der modernen Welt ſei eher ein Beweis ihrer Moralität, da man, aus Achtung vor der Tugend, das Laſter nicht öffentlich zu bekennen wage.

Ich freute mich, als ich die letzten Worte Renans hörte, den ich einſt ſo gut gekannt und ſehr geſchätzt habe, denn ſie beweiſen, daß ſeine Heiterkeit, die man ihm ſo oft als Ironie und Oberflächlichkeit vorgeworfen hat, echt war und ſich auf ein feſtes Bewußtſein gründete. Am letzten Tage ſeines Lebens ſagte er: „Man muß den Geſetzen der Natur folgen; der Tod iſt nichts, ein Übergang, die Erde und der Himmel bleiben.“ Auf ſein Grab verordnete er zu ſchreiben: „Ich habe die Wahrheit geſucht.“

Papſt Leo XIII., als er hörte, daß Renan keinen Prieſter gerufen habe, ſagte: „Ich bin darüber zufrieden, es wäre eine Heuchelei geweſen. Gott vergibt den Menſchen, die redlichen Willen haben, ſo wird er auch Renan vergeben.“ Das iſt auch ſchön, das Oberhaupt der Kirche, das einen abtrünnigen Prieſter ſo edel-menſchlich beurteilt! Sie können ſich im Paradies als Freunde begegnen.

Der ſichere Troſt unſeres Erdendaſeins iſt doch der, daß wir durch Wort und Tat unſterblich ſind in der Reihe der Geſchlechter, denn wenn auch die Geſchichte uns nicht mit Namen nennt, ſo wuchert der Samen des Guten, das wir getan, doch unzerſtörbar fort von Seele zu Seele und gehört mit in die große Kette, deren Anfang und Ende in der Ewigkeit liegen. So erklärt ſich wenigſtens das warum, wenn auch das woher und wohin Fragezeichen bleiben. Eine ſehr hübſche Hypotheſe iſt die eines unlängſt verſtorbenen liebenswürdigen alten Franzoſen, Monſieur Surell, der das Rätſel der Exiſtenz folgendermaßen zu löſen meinte,

indem er die Möglichkeit hinſtellte, daß alles geiſtig von uns ausgeht, an irgendeinem Punkt des Weltalls wieder zuſammentreffe und unſere geiſtige Individualität herſtelle. Dies widerſpricht weder der Vernunft noch ſelbſt der Experimentalwiſſenſchaft, denn geiſtige Erzeugniſſe unſeres Weſens ſind ſicher größere Realitäten, als die zufälligen Kombinationen der Atome, die unſere leibliche Exiſtenz ausmachen.

Am 16. Juni 1890 in der Villa Mattei, nach einem ſchmerzlichen Erleben:

Ziehet, eilende Wolken, den ſchwärzlichen Schleier
Über die ſtrahlende Welt!
Alles iſt eitel, ſchwindender Schein nur,
Auch die Sonne iſt Täuſchung ſowie das Glück,
Die Roſen vergingen, die Träume vergingen,
Freunde vergingen und endlich — vergeheſt auch du!

Alle Religionen ſind aus dem der Menſchheit innewohnenden Bedürfnis hervorgegangen, etwas Höheres, Mächtigeres, Vollendeteres als ſich ſelbſt zu ſuchen. Dieſes Bedürfnis iſt der Adelstitel des Menſchen und unterſcheidet ihn vom Tier. Ob es ſich in minder oder mehr vollkommener Weiſe offenbare, immer iſt es zu achten und gelangte es auch nur zur Anbetung eines Fetiſch. Aber ſobald dies Bedürfnis abſolute Formen annimmt und ſich für die ein für allemal gegebene Wahrheit ausgibt, zur dogmatiſchen Kirche wird, verſteinert ſich der Geiſt, der ewiges Streben iſt, und wird bloß äußere Form, die den lebendigmachenden Odem nicht mehr enthält. Der beſte Beweis dafür iſt, daß die beſtehenden Kirchen ſich untereinander anfeinden, weil jede allein die Wahrheit zu beſitzen glaubt.

Wir, die wir die Geſchichte dieſes Bedürfniſſes nach Idealität vor Augen haben, wie es ſich in den verſchiedenen dogmatiſch-poſitiven, konſtituierten Kirchen verloren hat, wir können nicht mehr zurückkehren in eine beſchränkte Form, die

dem Gedanken, der nach immer reinerer Wahrheit dürstet, verwehrt, seinen freien Flug zu nehmen. Die Philosophie hat uns dazu geführt, Gott nicht mehr außer uns zu suchen, sondern ihn in uns, in allem, was da ist, zu erkennen und es als unsere Aufgabe zu betrachten, ihn in uns und um uns lebendig zu machen.

Das Leben ist nichts anderes als ein großes Schlachtfeld, und die einzige Tugend besteht darin, trotz aller Wunden bis zuletzt zu kämpfen und als Sieger, mit den Waffen in der Hand, zu sterben.

Wie rasch sind doch die Übergänge im Menschen von Niedergeschlagenheit, Trauer, Resignation, zu Hoffnung, Mut und Freude oder umgekehrt. Was ist dies feine Uhrwerk, das so entgegengesetzte Bewegungen im Gemüte hervorbringt? O ihr Physiologen und Männer der „matière grise", könnt ihr es erklären? Keine Spur!

Der einzige Schmerz, der unversöhnbar ist, ist der Schmerz des Egoismus. Die selbstlose Tugend hat Frieden auch in der tiefsten Trauer. Sie ist das wirkliche S e l b s t mit der rechten Würde ohne Anmaßung. Der Egoismus ist das schlechte Selbst, das ewig Verwundbare. (Ich unterscheide hier scharf Egoismus von Individualismus.)

N. hatte die wahre Natur der gefallenen Engel; sie glaubte allem durch den hochmütigen Stolz Trotz bieten zu können, anstatt alles Widerstrebende durch die Liebe zu besiegen.

Ich las eben von der sonderbaren Hinneigung Napoleons I. zum Aberglauben, wie ihn sein Verkehr mit der Lenormand beweist. Aber dunkle, ehrgeizige Gemüter werden immer abergläubisch sein. Weil das Ideal ihre Seele nicht erleuchtet, suchen sie Hilfe in dunklen Gewalten, daher

ſtammen wohl die Teufelslegenden, die Hexenprozeſſe, noch heutzutage im Süden die Zauberweiber und endlich der Spiritismus beſonders in der modernen höheren Geſellſchaft, wo er weiter nichts iſt, als die Rache des Geiſtes an der Frivolität.

Schaffen muß man in der Einſamkeit, da wo der laute Lärm des Tages nicht ſtört, aber der Charakter erprobt ſich doch erſt ganz im Zuſammenleben, in der Art, andere zu behandeln, auf ſie zu wirken und ſie zu ertragen. Freilich, ein großes Leiden einſam heroiſch tragen, iſt auch ein Prüfſtein des Charakters, doch ein noch ſchwererer iſt's, dem einſamen Umgang mit dem Gott in uns aus erbarmender Liebe zu entſagen, und zwar nicht im Zorn und Ärger, ſondern mit dem milden Lächeln derer, die es wiſſen, daß ſie ein Heiligtum in ſich tragen, in dem ſie glücklicher wären, als in dem Samariterdienſt des Herzens. Ja, am Kreuz beſiegte der Nazarener die Welt!

Die Definition des Genies iſt es, daß dieſes Individuum, dieſer Mikrokosmos zugleich den ganzen Kosmos in ſich trägt, alle Tradition, das Unendliche, und dabei die Fähigkeit hat, die ganze Welt, die in ihm iſt, auszuſprechen und zu geſtalten. Es iſt ein Beweis dafür, daß die univerſelle Einheit ſich nur zuweilen eine individuelle Form wählt, um ſich durch dieſe kund zu geben.

Man hat ſo viel Arbeit, um etwas zu ſein, daß keine Zeit bleibt, noch etwas zu ſcheinen. Es iſt auch verlorene Mühe, man iſt eben, was man iſt, wem es nicht gefällt, mag's bleiben laſſen.

Ich war einmal wieder einige Wochen in Deutſchland und fuhr dann frühmorgens am Rhein hinunter, wie alljährlich Olga in Frankreich zu beſuchen.

Wieviel tauſend Erinnerungen ſtiegen da herauf an Jugendtage und Jugendträume, an die frühe Liebe zu dem alten, ſtolzen, heiligen, deutſchen Strom! Und es überkam mich ein unendliches Mitleid mit dem armen Vaterland. Ich verſtand nun, was ihm fehlt: der heitere Himmel und die Grazie!

Das Schöpferiſche, das Tun, die Tat, war da *vor* dem Wort, wie beim Genius der Tatmoment, die Geburt im Geiſt, dem Wort und der Geſtaltung vorangeht.

Auch beim größten Dichter iſt das Wort, das er wählt, die Art ſeines Ausdrucks, ſein Stil, ein Teil ſeines Wertes.

Äſchylos rühmte von ſich, daß in keinem ſeiner vierundachtzig Dramen die Liebe vorkomme. Käme man in der modernen Welt nur auch einmal ſo weit.

Die Reue iſt keine Kraft, ſagte ein Freund. Ja, ſie iſt doch eine, wenn es die wahre Reue iſt, ſagte ich, denn ſie iſt der Anfang des Wiedergutmachens.

„Getroſt, das Unvergängliche, das iſt das ewige Geſetz, wonach die Roſ' und Lilie blüht." Nun, und iſt es nicht ein großer Troſt, nach dieſem ewigen Geſetz zur Geiſtesblüte berufen geweſen zu ſein?

Es gibt nur zwei Arten, das Leben nach großen Schmerzen würdig zu führen: entweder mit der großen Reſignation, die ſich immer höher hebt über das Erlebte und heilig wird oder mutvoll tätig ſein und das Leben beſiegen durch die Tat.

Das Schickſal war inſofern ſtets gütig gegen mich, als es mir nach all den ſchmerzlichen, teils durch Entfernung, teils durch den Tod herbeigeführten Trennungen aus der Mitte der zahlreichen, mehr oder minder gleichgültigen Be-

ſucher meines kleinen, einſiedleriſchen Heims in Rom immer wieder einzelne Geſtalten herbeiführte, mit denen das geheimnisvolle Etwas, das Geiſter zuſammenbindet, jener Ton aus der großen Weltenſymphonie, die immer nur wenige hören und verſtehen, ſich einfand und alsbald zu einem näheren Seelenbunde den Grund legte. Es iſt merkwürdig, wie auf ſolchem Grund allein wahrhaft ideale und dauernde Beziehungen ſich entfalten und entwickeln können, gleich edlen Pflanzen, die das rechte Erdreich gefunden haben, und nun, immer neue Blüten treibend, höher und höher wachſen. Nach Warsbergs Tod dachte ich, die Lücke würde jetzt unausgefüllt bleiben und das Pantheon des Herzens, in dem die Niſchen alle mit geliebten Bildern beſetzt ſind, würde geſchloſſen ſein. Von Venedig war ich, wie jeden Sommer ſeit zehn Jahren, zu Olga nach Verſailles gegangen, wo ich, in dieſer Familie der freien Wahl, ſtets Monate herzlichſten Zuſammenlebens genoß. Ich hatte mich aber, auch außerhalb dieſer Häuslichkeit, immer des freundlichſten Begegnens von ſeiten der Franzoſen, mit denen ich in Berührung kam, zu rühmen und kann in Wahrheit ſagen, daß nie ein beleidigendes Wort gegen Deutſchland in meiner Gegenwart laut wurde. Mit großer Anerkennung aber bemerkte ich auch die vorteilhafte Wirkung der empfangenen harten Lehre vom Jahre 70 in der franzöſiſchen Jugend, die ich zu beobachten häufig Gelegenheit hatte, da Olgas Gatte, Gabriel Monod, der geliebte und verehrte Lehrer der Jünglinge an zwei der höheren Inſtitute in Paris war, der école des hautes études und der école normale. Die Mitteilungen Monods beſtätigten mir auch meine eigenen Bemerkungen über den Lerneifer und die auffallend ernſte Richtung all der jungen Leute, die ſeiner Obhut anvertraut waren, was zum Teil in der Trefflichkeit des Lehrers ſeinen Grund haben mochte, aber ſicher auch die Folge ernſter Betrachtung der Ereigniſſe war. Es ſchien dies wieder ein Beleg zu der Lehre, die die Geſchichte ſchon ſo häufig geliefert hat, daß ſehr oft, nach ſchweren Niederlagen im Kriege, die Beſieg-

ten moraliſch die Sieger bleiben, indem ſie in ſich gehen, die Urſachen ihres Unterliegens zu ergründen und entdeckte Mängel mit Ernſt zu verbeſſern ſuchen. War es doch in Deutſchland auch ſo nach den Kriegen mit Napoleon, und wohl den Völkern, denen das Unglück eine Schule der Weisheit wird.

Unter den Schülern Monods, die ich in ſeinem Hauſe kennen lernte, war einer, den er mir beſonders empfahl, da dieſer auf zwei Jahre nach Rom in das dortige archäologiſch-hiſtoriſche Inſtitut (das Frankreich gleich Deutſchland und Öſterreich dort hat) nach vollendetem vorzüglichen Examen in der école normale kommen ſollte. Er beſaß unter anderen bedeutenden Vorzügen auch eine ſeltene Begabung für Muſik, und ich verſprach mir dadurch eine lang entbehrte Freude, nämlich öfter bei mir in der Ruhe meines Heims Muſik zu hören. Muſik war von früheſter Jugend auf für mich ein Lebensbedürfnis geweſen. In meinem elterlichen Hauſe gehörte Muſik zu den unentbehrlichſten Freuden des Daſeins. Mehrere meiner älteren Geſchwiſter waren muſikaliſch, und es hatte ſich ein ſogenanntes Kränzchen gebildet, an dem ſie teilnahmen und deſſen Vereinigungen in unſerem Hauſe ſtattfanden. Die obere Leitung wurde von dem damals ſehr berühmten Komponiſten Louis Spohr, der Kapellmeiſter in Kaſſel war, geführt, und muſikaliſch bedeutende Perſönlichkeiten, wie unter anderem der Liederkomponiſt Curſchmann, nahmen daran teil. So hörte ich ſchon als Kind im Hauſe ſelbſt bedeutende muſikaliſche Aufführungen; außerdem ſah meine Mutter, eine geiſtvolle, mit hohem Kunſtſinn begabte, durchaus freiſinnige Frau, gern und oft die erſten Künſtler des damals vortrefflich beſetzten Theaters in Kaſſel bei ſich, wo beſonders an der Oper Sterne erſter Größe glänzten, die mit den herrlichſten Leiſtungen ihrer Kunſt den geſelligen Verkehr belebten und ſchmückten. Später, als ich ſelbſt Klavier ſpielte, wurde mir die Muſik immer mehr Seelenbedürfnis, obgleich ich in der Ausübung weit hinter meiner jüngeren Schweſter zurück-

blieb; mich zog dagegen der Geſang mächtig an, die Möglichkeit, da ich eine gute Stimme beſaß, noch viel unmittelbarer und perſönlicher dem muſikaliſchen Empfinden, das in der Seele wogte, Ausdruck zu geben. Dazu wollte ich, wie immer, nicht an der Oberfläche ſtehen bleiben, ſondern auch die Geſetze kennen lernen, die die Welt der Töne beherrſchen. Es hatte mich gleich wunderbar erſtaunt, zu ſehen, wie dieſe unkörperliche, man könnte faſt ſagen metaphyſiſche Kunſt den ſtrengſten mathematiſchen Regeln unterworfen und wie das ſcheinbar Freieſte von einem inneren Geſetz gebunden iſt, was freilich auch das Vorrecht der Entwicklung hat, wie alles Geiſtige, aber innerhalb dieſer ſtets die organiſche Notwendigkeit ſeiner Erſcheinung verfolgen muß. In der kleinen Reſidenz Detmold, wo meine älteſte Schweſter verheiratet war und meine Mutter ſich mit meiner jüngeren Schweſter und mir endlich niedergelaſſen hatte, weil das Wanderleben, das mein Vater mit ſeinem Jugendfreund, dem alten Kurfürſten von Heſſen nach deſſen Thronentſagung führte, uns auf die Länge doch unbehaglich wurde, fand ſich reichlich Gelegenheit, gerade nach dieſer Seite hin zu lernen. Ein tüchtiger Muſiker, Schüler Spohrs, der das wirklich ausgezeichnete Orcheſter dirigierte, gab meiner Schweſter und mir Unterricht im Generalbaß, und ſo ſehr wurde ich von dieſem Studium angezogen, daß ich alsbald anfing, kleine Arbeiten für Orcheſter zu ſchreiben, was mir die Achtung und Freundſchaft ſeiner Mitglieder zuzog. Dies brachte uns die herrlichſten Folgen, denn nicht nur erfreute uns das Quartett, das ſich aus den beſten Künſtlern gebildet hatte, häufig des Abends bei uns mit Leiſtungen der ſchönſten Meiſterwerke, ſondern es kam auch nicht ſelten vor, daß wir mitten in der Nacht durch die Klänge eines Mozartiſchen oder Beethovenſchen Quartetts aus dem Schlaf geweckt wurden, indem die wackern Muſiker auf der Straße unter unſeren Fenſtern ſich niedergelaſſen hatten, um unſere Seelen in nächtlicher Stille mit dem zu erfreuen, was, wie ſie wußten, uns das Höchſte war.

Wenn mein ſpäteres Leben in großen Zentren mir auch öfter die Möglichkeit gab, größeren und oft ſehr vorzüglichen Aufführungen beizuwohnen, ſo war der intimere Genuß, wie ich ihn in der Kindheit ſchon im elterlichen Hauſe und nachher in der Jugend in unſerem Heim in Detmold gehabt hatte, nun faſt ganz vorbei. Mein Leben hatte ſo ernſte Aufgaben bekommen, daß ſie alle meine Kräfte in Anſpruch nahmen, und ich hatte gar nicht immer ein Inſtrument zu meiner Verfügung, wie in der Hochſchule zu Hamburg, wie während meiner Lehrtätigkeit in England, und dazu kam, daß meine immer ſchwachen Augen, durch andere Arbeit ſchon zu ſehr angeſtrengt, das Notenleſen nicht mehr vertragen konnten, ſo daß mein einſames Muſizieren ſich faſt nur auf Geſang beſchränkte. Aber in meiner Seele wogten unabläſſig Harmonien und Geſänge, und ich erinnere mich keiner Epoche meines Lebens, wo ich nicht innerlich immer Muſik gehört hätte, auch bei den heterogenſten äußeren Beſchäftigungen. In Rom empfand ich es als einen der größten Mängel, daß man ſo wenig gute, wahrhaft vollendete muſikaliſche Aufführungen zu hören bekam. Zuweilen ereignete es ſich ausnahmsweiſe, daß ein glücklicher Zufall es herbeiführte, in Privatkreiſen Vorzügliches zu hören, ſo, wie ſchon früher erwähnt, in den Wintern, die Liſzt noch bleibend hier zubrachte, und in den muſikaliſchen Vereinigungen bei einer jungen ruſſiſchen Fürſtin, wo er ſeine eigenen ſymphoniſchen Dichtungen mit jener zauberiſchen Vergeiſtigung vortrug, die das Spiel des alten Mannes noch weit über das des gefeierten Virtuoſen in ſeiner Glanzperiode hob.

Aber ſolchen Ausnahmezeiten folgten wieder Perioden äußerſter Dürre in muſikaliſchen Beziehungen, wo ich eben nur auf die Tonwelt, die in meiner Erinnerung lebte, angewieſen war. Um ſo angenehmer wurde ich überraſcht, in dem obenerwähnten jungen Franzoſen, der nun nach Rom kam, einen Muſiker erſten Ranges von tief ernſtem Verſtändnis und geläutertem Geſchmack zu finden, der mir gleich in liebenswürdiger Weiſe ſein herrliches Talent zur Verfügung

ſtellte. Stundenlang hörte ich jetzt wieder Mozart, Bach, Beethoven und Wagner bei mir ertönen und genoß in andächtiger Stille ganz allein den Verkehr mit jenen großen Seelen, die mir in ihrer metaphyſiſchen Sprache göttliche Offenbarungen verkündeten und mir Stunden reinſter Wonne bereiteten.

Aber nicht nur in muſikaliſcher Hinſicht erwuchs mir aus der näheren Bekanntſchaft mit dieſem Jüngling hohe Freude. Es gibt gewiß gerade im vorgerückten Alter keine edlere Befriedigung, als in jungen Seelen denſelben Drang der Idealität, dasſelbe Streben nach den höchſten Zielen, dieſelbe Verachtung alles Gemeinen und Trivialen, denſelben Mut im Kampfe für die Freiheit der Individualität zu finden, wie dies alles die eigene Seele von früh auf erfüllt hat und noch am Lebensabend, wo ſchon ſo viele Illuſionen zerfloſſen ſind, ſoviel um uns Dageweſenes und uns Liebes verſchwunden iſt, als das tiefſte, ewige Element des Daſeins in uns waltet. Wie ganz verſchwindet dabei auch das Vorurteil der *weſentlichen* Unterſchiede der Nationalität. Der innerſte Grund der menſchlichen Natur iſt ſicher nicht abhängig von Raſſe, oder Erdteil, oder Abſtammung, ſondern davon, wie Klima, Tradition, Verhältniſſe, Erziehung die eine oder andere Seite der Fähigkeiten in der Menſchenſeele ſtärker entwickeln und nach und nach durch Vererbung zu einem anſcheinend beſonderen Typus heranbilden. In dieſem jungen Franzoſen fand ich dieſelbe Idealität, dieſelbe Hoheit des Strebens, dasſelbe innerſte Verſtändnis für jede Äußerung geiſtiger Größe, wie ich ſie bei den auserwählten Seelen anderer Nationen gefunden hatte. Er war ein inniger Bewunderer Tolſtois, er liebte, wie ſchon geſagt, Mozart, Bach, Beethoven über alles, war begeiſtert für Wagner, entwickelte ſich hier im Studium, beſonders im Anſchauen der Meiſterwerke der Renaiſſance und unter den Einflüſſen der herrlichen ſüdlichen Natur wie eine Blüte, die ihren rechten Boden gefunden hat. Dies gab mir wieder einen Beleg für das oben Geſagte, das längſt

meine Überzeugung gewesen war, daß nämlich die Verschiedenheiten der Nationalitäten oder der Rassen auf etwas ganz anderem beruhen, als auf einer ursprünglichen Verschiedenheit der Menschenseele.

Zwei Jahre des edelsten geistigen Verkehrs wurden mir durch die Anwesenheit dieses Jünglings zuteil, der mir auch das wieder bestätigte, daß für das wahre Seelenleben es kein Alter gibt, daß demnach die Seele etwas sein muß, was am ewigen Quell der Jugend teil hat und in voller Frische fortlebt, auch wenn die irdische Hülle altert und dem Lose des Vergänglichen anheimfällt. Wie schon erwähnt, war es nicht nur die musikalische Begabung des jungen Freundes, die mir die so lang entbehrte Wohltat brachte, aus dem fast immer verschlossen gewesenen Piano die Geister all der hohen Meister der Tonkunst heraufzubeschwören. Auch auf allen anderen Gebieten des geistigen Lebens fand ich ihn einheimisch und zu voller Entwicklung strebend, so wie ich dagegen, in der beständigen Anregung, die Jugend des Gedankens und die volle Intensität des Interesses für alles Schöne und Poesivolle in mir wiederempfand. Auf diesem letzteren Gebiet, dem der Poesie nämlich, endeckte ich denn allmählich auch die schöpferische Begabung des Genannten, und zwar in überraschender Weise durch eine dramatische Dichtung, die mir alsbald die Hoffnung eingab auf eine Erneuerung der besonders in Frankreich so tief gesunkenen dramatischen Kunst. Diese hatte ja leider, zufolge des der menschlichen Natur innewohnenden Nachahmungstriebs, auch in andern Ländern eine gar trübselige Richtung genommen. Von jeher hatte mich die Idee des historischen Dramas lebhaft beschäftigt. Ich hatte mich immer gefragt, ob man geschichtliche Personen auf die Bühne bringen dürfe, da es unmöglich ist, sie genau so hinzustellen, wie sie gewesen sind, und man also in Gefahr ist, sie tun oder sagen zu lassen, was ihnen absolut nicht homogen gewesen wäre. Indem ich nun in Gedanken die edelsten Gestalten des deutschen historischen Dramas durchging, wie Götz, Egmont, Don Carlos, Wallen-

ſtein und andere, fand ich, daß ſie gewiß keine naturgetreuen Porträts wären, aber ſo wie wir wünſchen könnten, daß ſie geweſen ſeien. Vielleicht liegt darin das Entſcheidende; die Poeſie hat das Weſentliche dieſer Geſtalten ergriffen und in ihm das ausgedrückt, was die Mitte und die Zeit, in der ſie lebten, charakteriſiert, ſo z. B. in dem herrlichen Gegenſatz der Naturen von Egmont und Oranien, der in dem erſten die liebenswürdige, vertrauensvolle Offenheit des Flamländers, und in dem zweiten die ruhige, kalte Beſonnenheit und Vorſicht des Holländers kennzeichnet. So ſchafft man gleich Typen, charakteriſtiſch für die Umgebung und dennoch dramatiſch perſönlich und wirkungsvoll tätig. Jedenfalls iſt es das erſte Erfordernis des hiſtoriſchen Dramas, daß die Zeit, in der es ſpielen ſoll, vollkommen empfunden und ausgedrückt iſt, ſo daß man die Luft von damals zu atmen ſcheint und die Geſtalten ſich in der ihnen gemäßen Mitte bewegen. Dies unentbehrliche Erforderniſ des hiſtoriſchen Dramas fand ich nun im höchſten Grad vorhanden in einer Schöpfung meines jungen Freundes, die ihm hier unter dem unmittelbaren Eindruck der Kunſtepoche der Renaiſſance, in deren Studium er ſich durch das Anſchauen ihres Nachlaſſes verſenkt hatte, entſtanden war. So durchdrungen war er vom Geiſte jener Zeit, den er in den Geſtalten auf der Leinwand erkannt hatte, daß ſie in ſeiner Phantaſie ins Leben zurückgekehrt waren und nun lebendig handelnd daſtanden, wie ſie es zu ihrer Zeit getan haben würden. Nichts kann intereſſanter ſein, als der Entwicklung eines ſchöpferiſchen Geiſtes zu folgen, der ungehindert von außen dem inneren Machtgebot folgt, ſich zur Klarheit der Anſchauung und Ausführung durchringt und, indem er die in ihm ſich bildende Welt zur Erſcheinung bringt, zugleich den höchſten und unabänderlichſten Geſetzen künſtleriſchen Schaffens genugzutun bemüht iſt.

Das zweite Jahr des Aufenthalts des jungen Mannes in dem franzöſiſchen archäologiſchen Inſtitut ging nun zu Ende, und er mußte in die Heimat zurück, ſeine bürgerlichen Pflich-

ten zu erfüllen und ſich eine Stellung zu gründen. Ich konnte nur wünſchen, daß es eine ſolche ſei, die ihm erlauben würde, ſeine vorwiegend künſtleriſche Begabung ungehindert zu entfalten. Als Abſchiedsgruß jener hohen Freuden, die mir ſein muſikaliſches Talent bereitet, ſchrieb ich ihm folgende Zeilen:

„Ärmer wurde die Welt und immer ärmer und ärmer,
Öde und Einſamkeit wurde es rings um mich her.
Wenn die Frühlinge wieder aufs neue erſchienen,
Friſche Blüten der Flur brachten mit lächelndem Gruß,
Schied mir ein Freund, ein Bruder, die liebe Verwandte
In die dunkele Fern', aus der keiner zurückkehrt.
Immer ſtiller wurde das Herz in ruh'ger Entſagung,
Harrend des Rufs, der mir, jenen zu folgen, ertön.
Da erklangen mit eins Harmonien wie Grüße von oben,
Führten die Seele mir in ihre Heimat zurück.
Geiſter, Begnadete ihr, die einſt ſchon ich liebend verehrte,
Wieder ſpracht ihr zu mir des Troſtes erhabenes Wort,
Hobt den Schmerz auf Flügeln in jene ſeligen Fernen,
Wo er, verſöhnt und befreit, göttlichem Glück ſich vereint,
Und ich lauſchte und lauſchte, in Andacht verſunken,
Auf den Knien liegend im Geiſt, ewiger Offenbarungen Klang.

Deine Hand war's, mein Freund, die jene Klänge entlockte
Und mit herzlichem Dank mich dir in Freundſchaft verband;
Scheid' ich, folgt nun dein Bild vereint mit jenen Großen,
Von Harmonien umtönt, in die Ferne mir nach."

Gedachtes aus jener Zeit

Mein junger Freund ſpielte mir aus der Missa solemnis von Beethoven vor. Es durchdrang mein tiefſtes Innere wie ein ätheriſcher Lebensſtrom. Ja, das iſt Religion, Gefühl des Ewigen, ſiegreich über dem Abgrund der Welt, Ahnung himmliſcher Vollendung. Beethoven, welch eine Seele!

Wir fuhren von Tivoli heim nach Rom, und ich war versunken in den Anblick des herrlichsten Abendhimmels: eine goldene Wolke über dem höchsten Gipfel der Sabiner-Berge, als wäre dies der Olymp, auf dem sich die Götter in goldenem Duft den Blicken der Sterblichen verbergen. Eine wahrhaft klassische Wolke! O, in der Natur ist auch Musik!

Rolland sagte eines Abends, die Sphäre der Pflicht und die des Ideals seien durchaus verschieden und getrennt. Ich sagte, nein, das müsse nicht sein. Je mehr man leuchtende Punkte idealer Momente im Leben ansammelt, je mehr Licht fällt auch auf die oft dunkle Sphäre der Pflicht und erleuchtet sie, so wie es den Sternen geschieht, die kein eigenes Licht haben, sondern es von ihren Sonnen empfangen.

Es gehört ein tiefes und universelles Gefühl dazu, um einen Stil zu schaffen, so, wie es das religiöse Gefühl der Zeit der Renaissance in Musik und Malerei und im Altertum in der Skulptur getan hat. Daher konnten viele begabte und von jenem Gefühl durchdrungene Menschen tiefsinnige und bewunderungswürdige Dinge schaffen, auch ohne Genies zu sein. Das große Genie schafft keinen Stil; es ist es selbst, individuell, isoliert; es übt wohl einen Einfluß, doch einen mehr äußerlichen, es läßt nicht zur selben Zeit, an verschiedenen Orten, durch ganz getrennte Persönlichkeiten herrliche Sachen entstehen, die sich gleichen, weil sie aus demselben Gefühl entstanden sind, ohne Tradition oder Nachahmung zu sein. So war z. B. die aus dem Madonnenkultus entstandene Kunst, die die ganze Renaissancezeit beherrschte.

Wir sprachen über das Leiden, Rolland und ich, über dessen Bedeutung in der christlichen Anschauung, und es kam mir der Gedanke, daß es vielleicht ein völliges Mißverständnis sei, daß Christus das Leiden durch seinen Tod habe sanktionieren wollen. Sein Tod war die freiwillige Tat des Men-

ſchen, der ſeine Überzeugung beſiegelt, damit man an ihn glaubt. Sein Leben aber war freudige Tat, Lehre, Ermahnung, Wohltun, Barmherzigkeit.

Der Egoismus des Schmerzes iſt verſtändlicher als der des Glücks. Schmerz iſt ſtolz und ſchließt ſich ab gegen die Welt, die ihn nicht kennt und verſteht. Glück macht demütig ob des inneren Reichtums im Vergleich mit anderen und freigebig aus dem Wunſch, daß auch andere glücklich ſein mögen. Der Schmerz iſt ein einſamer mitten im Gedränge, das nichts von ihm weiß. Glück, auch wenn es ſich in Einöden flüchtete, fühlt ſich in Wohlwollen verbunden mit der ganzen Welt.

Wir waren zuſammen im Theater, um Sarah Bernhardt als Kleopatra zu ſehen. Da gefällt ſie mir, denn da ſchafft ſie beinah einen Stil. Das Kunſtwerk ſoll uns die Wirklichkeit wiedergeben, aber in erhöhter Weiſe, wo ſie typiſch wird und uns in das Reich äſthetiſcher Form- und Inhaltvollendung erhebt. Als moderne Frau brauchte ſie nur ſich ſelbſt zu ſpielen, eine ephemere, individuelle Erſcheinung; als Kleopatra wurde ſie ein Typus künſtleriſcher Schöne, etwas Ewiges.

Ich beſuchte den Grafen Schack, der, ſchon ganz erblindet, ſeine letzte Lebenszeit in traurigem Zuſtand hier in Rom zubrachte. Wir ſprachen über Schiller und von unſerer beider Verehrung für ihn. Er ſagte, er ſchätze die „Räuber" und „Kabale und Liebe" noch höher als die anderen Dramen. Sie wirkten auf der Bühne ſo hinreißend, daß man die ungeheuren Unwahrſcheinlichkeiten, die ſie enthielten, darüber vergeſſe. Ich ſagte, ja, das ſei der Triumph des Genius und der wahren Kunſt, uns das Unwahrſcheinliche annehmbar zu machen durch die höhere Realität der Hauptſache.

In der Zeit war Ibſen ein Hauptgegenſtand der Unter-

haltung in der römiſchen Geſellſchaft. Ich hatte ihn bei ſeinem Aufenthalt in Rom kennen gelernt; er kam mich zu beſuchen. Es war gerade die „Nora“, das „Puppenheim“, erſchienen und es herrſchte eine ungeheure Aufregung in der damals ſehr zahlreichen ſkandinaviſchen Kolonie in Rom, und auch in der römiſchen Geſellſchaft wurde für und wider geſtritten. Ibſen lächelte über das Entſetzen, das beſonders die weiblichen Gemüter bei der Entdeckung, die Nora über das Weſen der Ehe macht, ergriffen hatte und meinte, die Stücke, die Nora folgen und das Meſſer an die Wunden der Geſellſchaft legen ſollten, würden noch anders erſchreckend wirken. Inzwiſchen waren nun auch viele andere, noch weit kühnere und ſchärfere Kritik übende Dramen gefolgt, und es war gerade die Zeit der „Geſpenſter“, als ich eines Abends in Geſellſchaft mit einem jungen Mann über dieſe ins Geſpräch geriet. Zu meinem Erſtaunen verſicherte mir dieſer, er ziehe die „Geſpenſter“ dem Ödipus des Sophokles vor; im modernen Drama müßten die phyſiologiſchen Geſetze an die Stelle des antiken Fatums treten. Ich erwiderte ihm, daß erſtens die Unabänderlichkeit des Geſetzes der Erblichkeit noch nicht feſtgeſtellt ſei, und daß ferner die Frage bleibe, ob es nicht einen moraliſchen Widerſtand gegen dieſes gäbe. Dann auch war bei den Griechen das Fatum eine Macht der Gottheit, war alſo dort einer künſtleriſchen Behandlung fähig, im höchſten Grad ethiſch, denn Ödipus bleibt trotz ſeiner Schuld ein edler, des tiefſten Mitleids werter Menſch, während der Menſch in den Geſpenſtern ſich willenlos dem böſen geerbten Blut überläßt und ſchmutzigen Trieben folgt wie der Vater, alſo nicht heroiſch iſt, ſondern das Opfer eines blinden Verhängniſſes. Und dann fehlt das verſöhnende Element, das bei den großen Tragikern, wie z. B. im Ödipus auf Colonos, immer wieder über den Schmerz und den Abgrund der Leidenſchaften erhebt. Hier in den Geſpenſtern ſind faſt alle Perſonen gemein, ſchlecht, und nur der Paſtor iſt gut, aber borniert. Die einzige intereſſante und ſympathiſche Figur, die Frau,

irrt aber ihr ganzes Leben hindurch, ſo daß man es dumm nennen könnte; ſie lügt, um die äußere Ehre eines verächtlichen Menſchen zu retten, und entfernt ihr Kind, anſtatt über ihm zu wachen und den böſen Keim zu erſticken, was viel ethiſcher geweſen wäre. Darin gleicht ſie dem antiken Orakel, das immer durch Mißverſtand das Übel herbeiführt, das vermieden werden ſoll.

Ibſen iſt ein Viviſektor der menſchlichen Natur wie wenige, aber er kommt mit ſeinen neueren Dramen an die Grenze, wo die Poeſie des Tragiſchen aufhört und das pathologiſche Spital beginnt. So hoch ſeine dichteriſchen Anfänge wie „Brand“ und andere, ſtehen, ſo bewunderungswürdig ſeine künſtleriſche Mache iſt und ſoviel einzelne Schönheiten all die ſozialen Stücke, wie ich ſie nennen möchte, enthalten, ſo iſt es doch zu bedauern, daß er dieſen Weg ſo ausſchließlich befolgt hat, beſonders auch deshalb, weil er dadurch das Haupt einer Schule geworden iſt, die, ohne ſeine Begabung, die Theater mit den ermüdendſten Mittelmäßigkeiten von Produkten überſchwemmt.

Der Fatalismus im Sinn einer blinden Kraft, die den Menſchen ohne ſeine Schuld in das Verderben ſtürzt, iſt für uns nicht mehr annehmbar. Der wahre Fatalismus beſteht in dem Konflikt der äußeren Umſtände mit dem Grund der menſchlichen Natur, in der er zuweilen erſt die Leidenſchaften, die darin ſchliefen, weckt und die Handlung hervorruft, die unſere Schuld und unſer Schickſal wird. Das iſt das tragiſche Element, und die dramatiſche Kunſt hat ſich deſſen zu bemächtigen.

Das geiſtige Erzeugen, wenn es aus innerſtem Bedürfnis hervorgeht, iſt das Merkmal, daß die Natur es bedarf, ſich zu objektivieren, wie auf der niederen Stufe es auch beim leiblichen Erzeugen der Fall iſt. In der Objektivierung des Subjekts, ſei es durch geiſtige oder leibliche Kinder, vollzieht

ſich jenes Geheimnis des Daſeins, das im Grund des Weltwillens ſeinen Urſprung haben muß. Auch er muß als das Urſubjekt ſich ewig objektiv werden in der Welt der Erſcheinung, dadurch allein *iſt er*, wird zur univerſellen Individualität, zur Einheit, die wir in der Vielheit ahnen.

Allein der Geiſt und der Gedanke gehören der Ewigkeit. Alles was das Herz und Gefühl trifft, verwundet, denn es mahnt an die Vergänglichkeit. Die Liebe in der Erſcheinung iſt nicht ewig; nur die Erkenntnis; in ihr iſt eine höhere Liebe, die das Vergängliche, den Sinnengenuß, abgeſtreift hat. Vielleicht könnte es heißen: im Anfang war der Geiſt.

Halte ſtille nur, mein Herz,
Trag mit Faſſung deinen Schmerz;
Eine kleine Weile noch
Dauert wohl das Erdenjoch,
Dann erliſcht der bunte Schein;
Wird's dann ſtille um mich ſein?
Oder werden Melodien
Auch noch durch die Seele ziehn?
Wird vom allgewalt'gen Drang,
Der nach Idealen rang,
Wenn die Erdenfeſſel weicht,
Wohl ſein ew'ges Ziel erreicht?
Wird die Treue dann beſtehn?
Reine Liebe nie vergehn?
Wird der höchſten Schönheit Glück
Sich enthüll'n dem geiſt'gen Blick!
— — — — — — — — — —
Ach, und wär's auch ſo, mein Herz,
Lindert's dieſer Stunde Schmerz?

Ganz gut konnte Pythagoras ſagen, er habe ſchon zweihundert Jahre gelebt. Sind wir nicht immer dageweſen und konnte ein tiefer Schauender, ein in das innerſte Weſen der

Dinge Verſenkter, ſich nicht wirklich erinnern? Iſt es darum ſo ſchrecklich, zu ſterben, da wir, wenn wir ewig da waren, auch ewig ſein werden? Es iſt ja nur ein Wechſel des Kleids, und ſollte es nicht möglich ſein, an einen Punkt zu gelangen, wo man das Kleid nicht mehr zu wechſeln braucht, wo man dem Wandel der Erſcheinung, mithin der Beſchränkung, entrückt, ewig bewußt lebt?

Die alte italieniſche Muſik hat für Liebe und Religion den gleichen Charakter. Alle Liebesgeſänge gleichen Gebeten, das macht ſie ſo innig und ſeeliſch.

Das iſt ſo merkwürdig in der Muſik, daß in der ſeeliſcheſten aller Künſte das Mathematiſche, unabänderlich Geſetzmäßige herrſcht. Wie ſtaunenswert iſt das bei Bach, wo in der ſtreng gebundenen Form die göttliche Freiheit der überſtrömenden Schöpferkraft waltet. Die Rezitative in der Johannis-Paſſion, die ich mit Rolland gerade durchnahm, ſind die großartigſte erſchütternde Tragik des Denkers, der dann wieder im Geſang ſelige Poeſie entkeimt.

Kann man die Philoſophie der Muſik ſchreiben? Ihrer konkreten Formen: ja; aber ihr eigentliches Weſen iſt ſo metaphyſiſch, daß es in keine Theorie paßt.

Am Abend ſpielte mir Rolland die großen Variationen von Beethoven vor. Wie man da in deſſen Seele lieſt! Er, der nur noch im Innern, in unausgeſetzten Harmonien lebte, Welt und Formel gehen ihn nichts mehr an.

Bach iſt der ideale Ausdruck der Reformation in ihrem reinſten Sinn. In der gebundenen Form: die Freiheit des Gedankens, die Innigkeit des Gefühls, die Erhabenheit des Schmerzes, die größte Idealität, aber immer der tief religiöſe Menſch innerhalb der Grenzen des traditionellen Glaubens. Deshalb beruhigt er ſo, trotzdem er alle Tiefen des Schmerzes

und ſelbſt der Leidenſchaft kennt, weil ſein Ideal ein feſtes iſt und er weiß, wo er Frieden findet. Beethoven hingegen iſt der ſuchende, ringende Titan, dem das Ideal nur, wie ein fernes Lichtbild, in Ahnungen ſich neigt, dann aber auch überirdiſch ſchön, jeden Zweifel löſend und das Dunkel mit himmliſchem Licht erhellend.

Und ſo wieder ein Abend, wo der muſikaliſche Freund mir wundervoll ſpielte. Welch ein edler Zuſtand, wo der Wille ſchweigt und nur das reine Erkennen die Seele füllt.

Muſik iſt wirklich die Verſöhnerin zwiſchen der mangelhaften realen Welt und der Ahnung einer vollkommeneren, die der Seele in ihren beſten Augenblicken vorſchwebt und ſie über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Alle großen Erzieher der Menſchheit haben Muſik gebraucht; es iſt das nur bei Chriſtus eine ſeltſame Lücke, in den Evangelien überhaupt. Wie erhaben ſchön war aber die Idee des Pythagoras über den Rhythmus des Weltalls!

Die unbefriedigte irdiſche Leidenſchaft iſt das harte Geſetz, durch das die Götter die Gabe des Genius bezahlen laſſen. Wer das himmliſche Feuer vom Olympos raubt, wird an den Fels des Leidens gefeſſelt, aber er ſieht den Himmel offen inmitten der irdiſchen Qual. Wer hat dies mehr erfahren als Beethoven? Er hatte die wahre Religion, war auf dem Sinai geweſen, wo Gott ſich offenbart in Tönen, die aus dem Urgrund des Seins kommen und die Erlöſung vom Leiden bringen, indem ſie uns aus dem Endlichen in das Unendliche erheben. Sein Adagio aus der Sonate in B-dur (op. 106) iſt, nach dem Abgrund des Leidens, die erhabene Vergebung an das Leben für all das ihm zugefügte bittere Leid.

An einem Morgen ſpielte Rolland bei Frau Minghetti auf deren Bitte aus Parſifal. Mir verſchwand dabei die

mich umgebende Gesellschaft vollständig, ich lebte nur in den Tönen und fühlte es mehr denn je, daß die Weltseele Musik ist. Wagner hat sie gehört, geahnt, im Parsifal war er schon hellsehend. Ja, das kann nur aus transzendentalen Seelen kommen.

Wagner war das gewaltige Schlußwort einer großen produktiven Epoche in der Musik, wie Michelangelo es in der bildenden Kunst war. Nach diesem kam Bernini, wie jetzt all die Epigonen, die nach Wagner kommen. Die Ähnlichkeit ist sehr groß; es ist eine Art krampfhaftes Ringen in dem Leben dieser zwei kolossalen Künstler. Die reine Linie der Schönheit war erschöpft in Raffael, Mozart, Bach, Beethoven. Jene zwei Großen sahen noch etwas Größeres und versuchten es mit irdischen Mitteln auszusprechen und zu erreichen. Das jüngste Gericht, die Propheten und Sibyllen in der Kapelle Sixtina und die Götter Walhalls und Parsifal sagen dasselbe; sie suchen den Idealmensch (nicht Übermensch im Sinne Nietzsches).

Nach jenen zwei Jahren, in denen durch die Anwesenheit Rollands in Rom die Musik wieder so ganz die Oberhand in meinem Seelenleben gewonnen hatte, ging ich bei Beginn des Sommers zunächst wieder nach Mezzaratte bei Bologna, dem anmutigen Landsitz von Donna Laura Minghetti, auf dem sie, auch nach dem Tode ihres Gatten, alljährlich einige Zeit zubrachte. Von der liebenswürdigen Gastfreundschaft, die dort geübt wurde, habe ich schon früher gesprochen und gewiß, wer sie einmal erfahren hat, wird mit mir übereinstimmen, daß man sich keine lieblichere Sommerfrische denken kann, in edelster Freiheit, nur gebunden durch die Grazie und den Geist der Wirtin, zu der die reizende Umgebung paßt wie ein schöner Rahmen zu einem schönen Bild. Von da aus ging ich für einige Tage nach Venedig, wo ich seit Warsbergs Tod nicht mehr gewesen war, um dort mit Rolland zusammenzutreffen, der inzwischen Umbrien durchwan-

dert hatte, und dann mit ihm zuſammen nach Bayreuth zu gehen, wo ich endlich einmal wieder hinwollte, den Parſifal noch einmal zu hören, ehe es bei dem vorrückenden Alter zu ſpät würde. Rolland aber, der noch nie dort geweſen war, wollte mit dieſem erhabenen Eindruck die durch die Jahre in Italien ſo reiche Jünglingszeit beſchließen und dieſen gleichſam als Weihe, auf der Schwelle des Mannesalters, mit ſeiner vorausſichtlichen Arbeit und ſeinen wohl nicht ausbleibenden Kämpfen und Täuſchungen, empfangen.

Ich hatte mir eine Wohnung für die ganze Dauer der Feſtſpiele nehmen laſſen, da ich außer dem Kunſtgenuß auch mal wieder mit den teuren, ſo lange nicht geſehenen Freunden eine längere Zuſammenkunft haben wollte. Rolland hatte für die wenigen Tage ſeines Aufenthalts ein Zimmer in der Nähe gefunden. Am Morgen des erſten Tages, noch ehe ich irgend jemand geſehen hatte, ging ich mit ihm durch den Schloßgarten zu der Hintertür des Wagnerſchen Gartens, durch die man, ohne den vorderen Teil zu berühren, zu dem von hohen Bäumen beſchatteten Platz gelangt, wo der Meiſter ruht, in dem Grabe, das er ſich ſelbſt, als er das Haus erbaute, ausmauern ließ. Rolland entblößte ehrfurchtsvoll ſein Haupt, als ob er in eine Kirche träte, und ich ſtand tiefbewegten Herzens an dem Stein, der unter dieſen grünen Schatten liegt. Neun Jahre waren verfloſſen, ſeit ich den, der hier ruht, zuletzt geſehen hatte in der Glorie jener erſten Aufführungen des Parſifal, bei denen er noch ſo kräftig jugendlich erſchien, daß auch die bängſte Sorge nicht denken konnte, es werde ihn noch nicht nach Jahresfriſt dieſe Ruheſtätte aufnehmen. Schon einmal in dieſen Blättern habe ich erwähnt, welche Gedanken mich dort bewegten. Diesmal galt meine Ergriffenheit faſt noch mehr der Erinnerung an den geſchiedenen Freund, als an den großen Meiſter, der langen Jahre, wo ich ihn gekannt, und der teils traurigen, teils glücklichen Epiſoden ſeines Lebens, denen ich, innigſt teilnehmend, beigewohnt hatte. Unter den erſteren war es vorzüglich jene Zeit der Aufführung des Tannhäuſer

in Paris, an die ich nun auch, durch seine Aufführung in Bayreuth, auf das lebhafteste gemahnt wurde. Denn es war eben in diesem Jahre nicht allein Parsifal, sondern auch Tristan und Isolde und endlich Tannhäuser, die ihre Neugeburt feierten, wie man es mit Recht nennen kann, da sie wohl nun erst in einer, ihren wahren Intentionen entsprechenden Weise dem Publikum vorgeführt wurden. Mit der Fülle der Erinnerungen zugleich fesselte mich diesmal ganz besonders der Tannhäuser, dieses herrliche Werk, dessen tiefe poetische und musikalische Bedeutung mir, nach der langen Pause, erst recht aufging. Die Gestalt des wunderbaren Sängers ist gewiß eine der tragischsten Gestalten der Poesie, und wie konnte sie höher idealisiert werden, als durch die Musik, in der die zwei Gestalten, die sich um diese Seele streiten, so wundervoll charakterisiert sind. Es fiel mir dabei auch auf, wie merkwürdig geistvoll hier die Legende den Gedanken ihrer Zeit aufgefaßt und damit ein allezeit Gültiges ausgesprochen hat: die furchtbare Härte und Mitleidlosigkeit der konstituierten Kirche (wofür ja auch Dante sie in ihren Vertretern dem Inferno übergibt) gegenüber der allein erlösenden, wahrhaftigen, reinen Liebe.

Durch die Güte meiner Freunde für alle Aufführungen in ihrer Loge eingeladen, hörte ich doch einmal Parsifal zusammen mit Rolland, der dann nach Frankreich zurückgehen mußte, um in die große Gewerbtätigkeit der Maschine, die die Geschichte der Menschheit ausarbeitet, als schaffendes Glied einzutreten. Es war mir furchtbar leid um ihn, den Hochbegabten, daß er sich nicht frei „zu höheren Sphären" heben und ganz in der Entfaltung künstlerischer Triebe vom Jüngling zum Mann reifen konnte; aber ich wußte auch, daß er dennoch am „sausenden Webstuhl der Zeit" mithelfen werde, „der Gottheit l e b e n d i g e s Kleid zu wirken". Die Tränen, die beim Schluß der Aufführung des Parsifal in seinen Augen standen, verbürgten mir aufs neue diese Annahme, und so sah ich ihn scheiden mit innigem Dank für die poesieerfüllte Zeit, die mir seine Talente bereitet hatten, und

mit dem Segen, den das Alter der Jugend mitgibt in das Leben, wohl wiſſend, welche Schmerzen und Enttäuſchungen den Idealiſten in der nüchternen Welt erwarten, aber auch wo die Region iſt, in der ſeine Seele ihre wahre Heimat hat und ewige Befriedigung findet.

Ich blieb die ganze Zeit der Aufführungen in Bayreuth und wohnte allen bei. Einen ganz beſonderen Zauber übte dabei auf mich — was ſeltſam klingt — eine Tänzerin; auf mich, der das Ballett, wie es gegenwärtig iſt, den größten Widerwillen einflößt. Es war dies die Signora Zucchi aus Mailand, eine Italienerin, ſchon nicht mehr ganz jung, die aber mit dem ſchnellen Verſtändnis ihres Volkes für alles Künſtleriſche alsbald begriffen hatte, wie Frau Wagner die Erſcheinung der drei Grazien im Venusberg dargeſtellt haben wollte. Nicht in der abſurden Weiſe, wie man es damals in Paris getan, in kurzen roſa Florkleidern, ſich ganz nach Art der gewöhnlichen Ballettänzerinnen bewegend, ſondern in langen, weißen, griechiſchen Gewändern, nur anmutsvoll leicht ſchreitend, oder in klaſſiſchen Stellungen ruhend und durch Pantomimen ausdrückend, was ihres Amtes war. Die Zucchi löſte die Aufgabe in geradezu bezaubernder Weiſe und zeigte ſich dabei als eine Mimin erſten Ranges, auch ſpäter, als ſie im Wagnerſchen Hauſe, uns ganz allein, eine improviſierte Vorſtellung gab, in ſpaniſchem Koſtüm zunächſt den Bolero reizvoll tanzte und dann ein vollſtändiges kleines Drama aufführte. Wie ſehr brachte mich das wieder auf Gedanken zurück, die mich öfter beſchäftigt hatten und zu denen noch kurz vorher eine geiſtvolle Freundin aus ihrer Erfahrung mit ihren Kindern mir die liebenswürdigſten Belege gab, nämlich auf die Einwirkung des Tanzes bei der Erziehung. So wie der Tanz gewiß eine der erſten Äußerungen tief innerlicher, feierlicher, religiöſer Gefühle geweſen iſt, ſo iſt er auch dem Kinde natürlich und ſollte von verſtändigen Erziehern angewendet werden, um das Verſtändnis des Rhythmus, die Anmut der Bewegungen, das feierliche taktvolle Schreiten, als Ausdruck der Ehrfurcht in der Nähe von etwas Erhabe-

nem, zu entwickeln. Es verſteht ſich, daß dabei nicht vom modernen Tanz die Rede ſein kann, ſondern allein von ſinnvollem Bewegen bei gegebenen Rhythmen, von heiterem, anmutigem Hüpfen und Springen, als Ausdruck der Freude, ja auch von Vorbereitung zu edler Gemeinſamkeit, im ſchön geordneten, ſich langſam und feierlich bewegenden Reigen. Was mich aber mehr als alles feſſelte, das war das Bild der künſtleriſchen Entwicklung Wagners, wie ſie ſich gerade in den drei hier zuſammengeſtellten Meiſterwerken ſo vollſtändig verfolgen ließ. In Tannhäuſer ſpielen doch die alten Traditionen noch hie und da hinüber, aber daneben ſteigt ſchon wie eine leuchtende Morgenröte, das neu erkannte künſtleriſche Prinzip glorreich empor; die Einheit des Dichters und Muſikers wird als Notwendigkeit offenbar, und das charakteriſierende Eingreifen der Muſik in die ſchon als ſelbſtändig daſtehende dramatiſche Handlung erſcheint als der höchſte Ausdruck des vollendeten Kunſtwerks. Wie das dem Genius kühn entſtiegene, vollſtändig Neue, zur Gewißheit geworden, nun in unbeſchränkter Allgewalt herrſcht, wie konnte es beſſer gezeigt werden, als durch die Aufeinanderfolge von Tannhäuſer und Triſtan, der vielleicht mehr noch als alles andere, auch muſikaliſch, den zum unumſtößlichen Sieg gelangten neuen Standpunkt zeigt, der dann im Parſifal, ſchon gleichſam ſich ſelbſt übertreffend, in einer reinen Verklärung endet.

Nach den vier Wochen dieſes höchſten Kunſtgenuſſes erfreute ich mich noch einige Tage des intimen Zuſammenſeins mit den ſo lange nicht geſehenen teuren Freunden und ſetzte dann meinen Wanderſtab wieder weiter nach Weſten, zunächſt nach Ems, wo die einzig übrige der Geſchwiſter, die alte Schweſter, die letzten Lebenstage verbrachte; ein Liebesopfer meinerſeits, da ich wenig mehr für dies erlöſchende Leben tun konnte und die Zeit zum Beſuche herrlicher, von mir noch ungekannter Orte hätte benutzen können, an denen mir Freude und Belehrung geworden wäre. Von Ems fuhr ich am Rhein hinunter, den ich immer mit Wehmut und Liebe wiederſah,

auf deſſen Wellen holde Erinnerungen aus ferner Jugendzeit und teure, längſt entſchwundene Geſtalten zu ſchwimmen ſchienen und der mir die tief im Herzen wohnende, nie erlöſchte Liebe zum Vaterland, zum wahren Deutſchtum, ſtets lebendig zum Bewußtſein brachte. Ja das Land, das einen Schiller und Goethe, einen Beethoven und Wagner und eine Schar edler bedeutender Geiſter, die jener würdig, wenn auch ihnen nicht gleich waren, hervorgebracht hat, mußte mir ewig teuer bleiben, obgleich für meine Überzeugungen viele tiefe Schatten über ſeiner Gegenwart lagern und obgleich die Ferne, durch Natur und Menſchen, andere teure, unauflösliche Bande um mein Leben geſchlungen hat. In Verſailles dann, in Olgas Häuslichkeit, verbrachte ich wieder Sommer und Herbſt, aber es war diesmal keine frohe Zeit wie ſonſt, es kam vieles zuſammen, um ſie zu trüben, vor allem die Erkrankung vom älteſten Sohne Olgas an der Diphtheritis, die es nötig machte, alle übrigen Familienmitglieder aus dem Hauſe zu entfernen, ſo daß nur Olga — deren aufopfernde Mutterliebe ſich nie verleugnete und die alle Pflege ſelbſt übernahm — und ich zurückblieben. Da kam mir noch einmal, durch zu viel Schmerzliches, das ſich zuſammengefunden hatte, einer jener Momente, wo alles Weh des Daſeins uns überfällt, wo alles ſich auflöſt in hoffnungsloſem Leid, wo alle Sterne ihr Licht verlieren und nur eine große dunkle Öde um uns übrig bleibt, und ich verſchloß ſchnell meine Türe, damit niemand mich ſähe, und weinte noch einmal jene Tränen, die ein ſonſt mutiges und gefaßtes Herz nicht oft weint, die aber, wenn ſie kommen, aus jenen Urtiefen der Seele quellen, die kein Troſt erreicht und kein Name nennt.

Aber auch das ging vorüber, und im Spätherbſt kehrte ich wie gewöhnlich nach Rom zurück. Und abermals ſandte mir das Schickſal eine jener Begegnungen, die eine ſchöne Spur im Leben zurücklaſſen und mit denen ſich raſch in kurzen Stunden mehr Inhalt zuſammendrängt, als mit dem gewöhnlichen Verkehr in Jahren. Es war dies wieder ein

anderer Typus als der vorhin beſprochene, ein Ariſtokrat der edelſten Art, ein Deutſch-Ruſſe aus Livland. Dieſe Provinz hatte mir ſchon mehr als eine Perſönlichkeit zugeführt, die mir durch ihre Bedeutendheit, durch ihren Geiſt und ihr Gemüt innigſt wert geworden war; beſonders waren dies zwei Frauen, beide in Italien verheiratet, von denen die eine leider zu früh dem Gatten, den Kindern und den Freunden durch den Tod entriſſen wurde, während die andere, ein Weſen ſeltenſter Art, von einer ungewöhnlichen Bildung, durch Jahre der Trennung hindurch und dann in endlich erreichter Nähe mir in treuer, gegenſeitiger Freundſchaft verbunden geblieben iſt. Die erſte war: Baronin Cecil von Pilar, verheiratete Mariano, die zweite iſt Auguſta von Stein, verheiratete Rebecchini. Das das, was ich von dieſen ausgezeichneten Frauen und von vielen anderen ihrer Landsleute, namentlich über die oben Genannte der Oſtſeeprovinzen hörte, gab mir eine äußerſt günſtige Idee von den Zuſtänden dort, ſo wie ſie vor noch nicht zu ferner Zeit geweſen waren. Die herrliche Selbſtändigkeit der adeligen Herren auf ihrem eigenen Grund und Boden, die Möglichkeit, durch großen Beſitz nach unten hin wohltätig und veredelnd zu wirken, ſich durch feinſte Bildung das Leben reich und fördernd zu geſtalten, unter ſich, von Beſitztum zu Beſitztum, im angenehmen, doch nicht beengenden Verkehr eine Art Oligarchie in beneidenswerter Freiheit bildend, ſo ſtellte ich mir das dortige Leben vor. Leider werden jetzt durch das autokratiſche Regiment, dem dieſe ſchönen Provinzen ſeit lange untertan ſind, viele der genannten Vorzüge zerſtört und der Deſpotismus arbeitet daran, das nationale und religiöſe Element immer mehr zu bedrücken und zu vernichten. In jenem jungen Mann, Baron v. W..., aber fand ich die Perſönlichkeit, wie ſie, unter den vorhin genannten Verhältniſſen, ſich zu edler Form und zu tiefem inneren Gehalt entwickeln mußte und eine Beſtätigung des vorteilhaften Bildes, das ich mir von der eigentümlichen Verfaſſung jener Provinzen gemacht hatte. In dem Winter, den er in Rom

zubrachte, hatte ich Gelegenheit, ihn oft zu ſehen und in langen Geſprächen die Fülle ſeiner Kenntniſſe, die kein trockenes, pedantiſches Wiſſen, ſondern ſtarke Stützen eines ſehr eigentümlichen, tief ſeeliſchen Gedankenlebens waren, zu bewundern und mich an der feinen, vollkommen edlen und ideal angelegten, im beſten Sinne vornehmen Natur zu erfreuen. Hier auch wieder konnte ich nur mit froher Hoffnung in die Zukunft ſehen, die von ſo großer Begabung und ſo ernſten Studien die ſchönen Früchte ernten wird. Größere Freude und ſicherer Troſt kann dem Alter nicht werden, als die Gewißheit, daß in jungen Seelen die heilige Liebe des Ideals in reinen Flammen brennt und daß die Schöpferkraft da iſt, Werke zu erzeugen, die der Welt wieder Funken jenes himmliſchen Feuers bringen, das die Prometheuſe aller Zeiten den Göttern haben rauben müſſen, um die ſtarre Form der Menſchengeſtalt mit geiſtigem Inhalt zu beleben. Alle dieſe einzelnen Trefflichen erſchienen mir wie mir geſandte Boten der Verheißung, daß die Welt nicht untergehen wird im Materialismus, im blöden Streben nach dem Vergänglichen, ſondern daß die Begnadeten, die Gottgeſandten, immer wieder erſcheinen werden, um weiter zu bauen an dem kriſtallnen Dom der ewigen Gedanken, der ſich über den vergänglichen irdiſchen Gütern wie ein reiner Bau aus Sonnenſtrahlen erhebt, um Licht zu ſenden, wenn es hier unten Nacht werden will.

Nur noch einen Sommer machte ich die gewohnte Nordfahrt, ſchon bei mir beſtimmt fühlend, daß es die letzte ſein würde, da mich die weiten Reiſen zu ſehr ermüdeten, zu viel von der letzten Kraft verzehrten und ich auch geiſtig das Bedürfnis der Konzentration auf Örtlichkeit und Klima empfand, gleichſam wie einen Wink, daß die Gedanken ſich nicht mehr in die Weite und Breite zerſtreuen, ſondern immer mehr nach innen und nach oben tätig ſein ſollten. Doch hatte ich den folgenden Winter die unſägliche Freude, die älteſte Tochter Olgas bei mir zu haben, ein eben zur Jungfrau erblühtes geiſt- und gemütvolles, liebliches Weſen, das

die Einſamkeit meines kleinen Heims wieder mit dem holden Reiz der Jugend ſchmückte und als eine ſeltene Gunſt des Schickſals mir in der zweiten Generation die Zeit zurückrief, wo die Mutter in ihrer Jugendſchöne und Seelenanmut neben mir vom Kind zur Jungfrau reifte und damals den Hauptinhalt meines Lebens, Denkens und Tuns bildete. Im Frühjahr kam ſie auch, um die Tochter abzuholen, und blieb mehrere Wochen als Erſatz für den Sommer, den ich nun nicht mehr bei ihnen verbringen konnte.

In dieſem Sommer, den ich alſo in Italien, wie von nun an bis an das Ende, bleiben wollte, folgte ich zuerſt wieder der freundſchaftlichen Einladung von Frau Minghetti auf ihr ſchönes Mezzaratte. Wie früher verſtrich die Zeit da auf das angenehmſte, in heiterer ſchöner Natur und liebenswürdigſter Gaſtfreundſchaft, und wahrlich, auf ſolchen ſchönen Landſitzen der reichen Italiener brauchte man gar nicht vor dem Sommer wegzulaufen, denn in den heißen Tagesſtunden hat man Friſche in kühlen, luftigen, vor der Sonnenglut verſchloſſenen Räumen, und wer könnte wohl den Zauber der Morgen- und Abendſtunden im italieniſchen Klima beſchreiben?

Nach einiger Zeit jedoch ſchied ich, um einmal wieder am Meer zu ſein, das von jeher für mich mehr Anziehung gehabt hat als die Berge, deren den Horizont begrenzendes, ſtarres Weſen mir nach einiger Zeit immer bedrückend wird, wobei mir ſtets Fauſts Worte einfallen: „Gebirgesmaſſe bleibt mir edel ſtumm.“ Ich ging nach Rimini, dem Bologna zunächſtliegenden Seeort am adriatiſchen Meer, deſſen Küſte für den Sommer der Weſtküſte, weil kühler, vorzuziehen iſt. Es iſt dies jetzt ein ſehr beſuchter Badeort, mit einem meilenweit ausgedehnten Strand vom feinſten Sand, herrlich zum Baden, ſo ungefährlich, daß man ſelbſt Kinder ruhig allein im Waſſer herumlaufen laſſen kann. Der moderne Luxus hat hier bereits auch ſchon Fuß gefaßt, für Annehmlichkeiten und Vergnügungen aller Art geſorgt, und während ſich das Meer von der alten Stadt ſchon beträcht-

lich weit zurückgezogen hat, an dem neuen Strand eine Stadt ſehr zierlicher, zum Teil ſehr hübſcher Villen entſtehen laſſen, von denen manche zur Aufnahme von Fremden eingerichtet ſind. Vom Meere aus geſehen, bildet dieſe Villenreihe einen anmutigen Vorgrund zu der im Hintergrund in den maleriſcheſten Formen ſich hinziehenden Bergkette, als deren Mittelpunkt die dreigipflige Höhe, auf der die Republik von S. Marino liegt, emporragt. Ich fand paſſende Wohnung, dicht am Meer, in einem der Häuſer, die die Stadt daſelbſt zur Aufnahme von Fremden hat herſtellen laſſen. Dort verbrachte ich die Morgen auf einer prächtigen Terraſſe, umflutet von herrlicher Meerluft, mit Leſen und Schreiben. Der banalen Vergnügungen nachjagenden Badegeſellſchaft ging ich aus dem Wege, und wenn ich am Nachmittag mich hinausbegab auf die große Plattform, die man alljährlich weit hinaus ins Meer aufbaut, ſo unterhielt ich mich, wenn überhaupt mit Menſchen, am liebſten mit den Schiffer- und Fiſcherleuten, die da mit ihren Barken und Booten hielten, oder ich ließ mich hinausfahren aufs Meer, was ſchon einſt in England meine Luſt geweſen war, und ließ mir von den wackeren Seeleuten ihre Lebensſchickſale erzählen. Da war beſonders einer, auch in den Traditionen ſeines Rimini erfahren, denn ſeine Barke hieß Francesca, der fuhr mich oft hinaus und erzählte mir von den Fahrten um die Welt, die er als Jüngling auf einem großen Schiff gemacht, und wie er dann, ſchon als gereifter Mann, wegen einer Krankheit, die ihn zum Seedienſt auf den Staatsſchiffen untauglich machte, in die Heimat zurückgekehrt ſei, um ſich nach der Fremdenzeit mit Fiſchfang, ſo gut es gehen wollte, zu ernähren. Nun ſei es ihm aber einſam und traurig geweſen, da ſeine Angehörigen inzwiſchen geſtorben waren, und doch habe er es nicht gewagt, ſich um ein Mädchen zu bewerben, da er nicht mehr jung und dazu arm geweſen ſei. Bekannte von ihm hätten ihm aber geſagt, ſie hätten ein armes Mädchen, eine ganz verlaſſene Waiſe, in Dienſt genommen, die ſei ſo ſchön und gut, ſo beſcheiden und ſittſam, daß, wenn

er die zum Weibe haben könnte, ſo würde er glücklich werden. Nun ſah er ſie, fand alles wahr, was zu ihrem Lobe geſagt war, und fragte ſie, ob ſie ſich entſchließen könne, ihn zu heiraten. Sie, ebenſo beſcheiden wie er, hatte nicht geglaubt, daß ein Mann ſie in ihrer Armut und Niedrigkeit werde heiraten wollen, und dankbar und gerührt gab ſie ihr Jawort. Er war auch noch ein ſchöner Mann mit ſeinem dunkel gefärbten Antlitz, aus dem zwei leuchtende Augen, feurig und doch mild und gütig, unter den dichten Brauen hervorſahen und mit dem ſchwarzen, lockigen Haar, das ſich unter dem breitkrämpigen Hut nur halb barg und das kaum erſt einzelne, helle Fäden durchzogen. Als er draußen auf ſtill gekräuſelter See bloß das Segel zu dirigieren hatte, das ſeine „Francesca“ weiterführte, blieb ihm Zeit, mir dieſe ſeine einfache und doch ſo liebliche Herzensgeſchichte zu erzählen, und als wir wieder an der Plattform ausſtiegen, ſagte er: „Nun muß ich Ihnen doch meine Kinder zeigen.“ Er winkte zwei kleine Mädchen herbei, die auf der Plattform, wo auch Buden waren, an einem Bänkchen ſtanden und Muſcheln, die der Vater im Meer gefangen hatte, verkauften. Es waren zwei allerliebſte Geſchöpfe, die Älteſte mit dem über ihre Jahre gehenden Verſtändnis deſſen, was die Armut bedeutet, d. h. Arbeit und Entbehrung aller Lebensfreude, im Ausdruck, wie er ſich öfter bei gutgearteten Kindern des Volkes findet und unausſprechlich rührend anzuſehen iſt, die zweite, erſt fünf Jahre alt, ein blühendes, ſorglos heiteres Weſen, das auf des Vaters Aufforderung gleich ohne Scheu in voller Natürlichkeit mehrere Gedichte, von paſſender Geſtikulation begleitet, korrekt und ohne zu ſtocken herſagte. Sie hatte ſie in dem Kindergarten zu Rimini, der von wohltätigen Frauen gegründet iſt, gelernt. Nun mußte ich aber verſprechen, auch die Mutter kennen lernen zu wollen, die als ordnende Hausfrau immer daheimblieb. Am folgenden Tage alſo ging ich in das Schifferquartier am Hafen, wo die Familie wohnte, von den Kindern geleitet und im Hauſe von der Mutter erwartet. In

ihr fand ich nun wieder eines jener holdſeligen Weſen, wie ſie das italieniſche Volk, da wo es noch nicht verdorben iſt durch Fremdenverkehr und anderes, ſo häufig zeigt; dieſe Augen der Madonnen Raffaels, in deren unergründlichen Tiefen Jungfräulichkeit, Seelenreinheit und ernſte, beinah feierliche Hoheit liegen, dieſes Schlanke, Mädchenhafte, das auch die Mutter noch beibehält, und die liebliche Unbewußtheit der eigenen Anmut. In dem kleinen, ärmlichen, aber ſauber gehaltenen Raum, in dem dieſe Familie wohnte, mußte ich nun alles beſehen, was er von Eigentum enthielt, beſonders die Schreibbücher der Kinder, die das Glück hatten, unentgeltlichen Unterricht, den die Mutter nie gehabt hatte, in Kommunalſchulen und Kindergarten zu genießen, und den einzigen Schmuck, den man beſaß, eine Anzahl ſchöner Muſcheln, die der Vater heimgebracht hatte. Eine der ſchönſten wurde mir alsbald zum Geſchenk dargereicht, mit dem edlen Gleichheitsgefühl des italieniſchen Volkes, das auch in ſeiner Armut, durch die Spenden der freigebigen Natur immer noch dem Fremden eine Gabe anzubieten hat, ehe ihm noch etwas gegeben iſt. Man muß eben das Volk nicht nach den Orten beurteilen, die Fremde gewöhnlich nur ſehen; man muß zu ihnen gehen an die Stätten, wo noch das urſprüngliche Naturell, unverdorben von fremden Einflüſſen und dem Getriebe des materiellen und kommerziellen Verkehrs, herrſcht, um zu wiſſen, was dieſes Volk iſt.

Gerade hier in Rimini und beſonders an der Bevölkerung des Hafens lernte ich es aufs neue kennen und lieben. Ihr Charakter iſt im allgemeinen liebenswürdig, friedlich, eher bedächtig als übereilt im Handeln, aber beharrlich und mutig, wie ſie das im Kriege und auf dem Meer bewieſen hat und noch beweiſt. Sie iſt genügſam und ſtrebt nicht nach großem Gewinn, daher man dort weder ſehr große Reichtümer noch ſehr großes Elend findet. Wie geſagt, ganz beſonders ausgeprägt findet ſich dieſer Charakter bei dem Schiffervolk des Hafens, das längs demſelben ein eigenes Quartier bewohnt, gleichſam einen kleinen Staat für ſich

bildet und einen Verein zu gegenſeitiger Unterſtützung organiſiert hat, der die Mittel gewährt, um niemand verhungern zu laſſen. Ich verkehrte viel dort mit dieſen Leuten, und einer der Schiffer ſagte mir: „Wir ſind arm, aber wir arbeiten, ſind zufrieden, und jeden, der arbeiten will, nehmen wir auf wie einen Bruder und helfen ihm. Doch die Faulen, die Müßiggänger, die weiſen wir unerbittlich ſtreng von uns aus.“ Kann man eine beſſere, vollſtändigere Moral finden für ein Gemeinweſen, als ſie in dieſen wenigen Worten enthalten iſt?

Der Hafen iſt durch das ſich immer mehr zurückziehende Meer beinah wie ein langer Kanal geworden und bedürfte bedeutender Ausbeſſerungen, um wieder Beförderer der Intereſſen und der Wohlfahrt des Landes zu werden, wie er es unter den kulturfreundlichen Malateſta war, woran aber das jetzige italieniſche Gouvernement gar nicht denkt. — Doch iſt der Handel, der von hier ausgeht, noch immer nicht unbeträchtlich. Die großen Barken, die da vor Anker liegen, führen Ladungen von Backſteinen, die in Maſſen bei Rimini verfertigt werden, Holz, Fiſchen und anderes hinüber nach Dalmatien, Fiume, Trieſt uſw. — Dabei lebt das Volk einfach und genügſam, meiſt nur von Polenta, die die Ärmſten ſogar mit Seewaſſer kochen, um das Salz zu ſparen. Aber am Hafen ſind es Fiſche und Seetiere, die die Hauptnahrung ausmachen. Es iſt ein maleriſcher Anblick, die kräftigen, ſonnengebräunten, oft ſehr ſchönen Männer gegen Abend in den Barken um die dampfende Schüſſel ſitzen zu ſehen, in der die Seetiere in der eigenen Brühe kochen und in die ein jeder mit ſeinem Löffel fährt, um ſich ſeinen Anteil an Speiſe zu holen. So mag der vielgewanderte Odyſſeus mit den Gefährten beim „lecker bereiteten Mahle“ geſeſſen haben, als er nach beendetem Kampf auf geräumigem Ruderſchiff auszog, um die geliebte Heimat, das meerumfloſſene Ithaka, wiederzuſehen, im fröhlichen Vorgefühl nicht ahnend, welche ſchwere Prüfungen ihm noch bevorſtanden.

Es war aber nicht das moderne Rimini, das mich am

meiſten anzog; es war das alte, jetzt zu einem kleinen Provinzialſtädtchen herabgeſunkene, das für viele Wochen mein lebhafteſtes Intereſſe in Anſpruch nahm. Denn Rimini hat ſeine Geſchichte, wie ſo viele der italieniſchen Städte, und zwar eine der bedeutendſten. Es hat auch noch Trümmer aus alter Zeit, einen prächtigen Triumphbogen aus der des Kaiſers Auguſtus und eine ſchöne Brücke, die über einen Arm des zweigeteilten Rubikon führt, der hier aber jetzt den Namen Marechia hat, während dem anderen Arm der berühmte Name blieb, der ja noch immer zu der Bezeichnung einer kühn gewagten Tat, im Gedenken an Julius Cäſars Überſchreiten der ihm geſteckten Grenze, dient.

Seine eigentliche Bedeutung aber hatte Rimini erſt, als es, wie ſo viele andere italieniſche Städte, der Herrſchaft eines Geſchlechts unterworfen wurde, die es mächtig im Krieg und hervorragend im Kulturleben machte. Angezogen durch die berühmten Epiſoden und Namen, ſowie durch die Betrachtung der prachtvollen, leider nicht vollendeten Kirche, die Sigismondo Malateſta baute und die, wenn vollendet, eines der herrlichſten Monumente Italiens ſein würde, beſchloß ich, mich näher mit der Geſchichte der Malateſta zu beſchäftigen. Der Direktor der vorzüglichen Bibliothek der Stadt, deſſen Vater einer der beſten Hiſtoriographen Riminis geweſen iſt, empfing mich auf das zuvorkommendſte, und ich fuhr nun jeden Morgen mit dem Tram durch die ſchönen Alleen, die vom Meere nach der Stadt führen, in dieſe und begab mich für mehrere Stunden in den alten Palazzo, in deſſen geräumigem Erdgeſchoß ſich die Bibliothek befindet. Hier lernte ich eine neue Freude für den wiſſensdurſtigen Geiſt kennen, die nämlich: an den Quellen der Geſchichte ſelbſt ſchöpfen zu können, zu vergleichen, zu urteilen und vielleicht etwas zu entdecken, was den andern entgangen iſt, jedenfalls ſich unmittelbar in den Geiſt der Zeit, die man ſtudieren will, zu verſenken und ſie nicht erſt durch das Medium eines anderen Geiſtes zu ſehen.

Ich verfolgte jetzt die Geſchichte dieſes merkwürdigen Ge-

ſchlechts der Malateſta, die eine ununterbrochene Reihe hervorragender Geſtalten durch mehrere Jahrhunderte hindurch aufzuweiſen haben. Schon im Jahre 1150 wurde ein Giovanni in Rimini Bürger. Sein Sohn war ein wilder, grauſamer Menſch und erhielt daher den Beinamen: Malateſta (böſer Kopf), der dann zum Familiennamen des Geſchlechts wurde, wie es damals häufig geſchah, daß die Beinamen, die die Soldaten ihren Führern gaben, nachher der Familie verblieben. In der maleriſchen Kette der Berge von Carpegna ſieht man noch auf ſteiler Felsſpitze das alte Kaſtell Verrochio, das einer der erſten feſten Sitze der Malateſta war. Ein Malateſta von Verrochio war das Haupt der Guelfen, die damals in den fortwährenden Kämpfen in der Romagna die Oberhand hatten, und er wurde der eigentliche Gründer der Herrſchaft des Geſchlechts in Rimini, das dann unter ſeinen Nachkommen zu einer Kulturſtätte wurde, die man mit Recht ein kleines Athen nennen könnte. Eben dieſer Malateſta, heftiger Feind der Ghibellinen, wurde der Hundertjährige genannt, denn er lebte von 1212 bis 1313. Die Päpſte beſchützten ihn, aber Dante hat ihn arg behandelt, ſowie auch ſeine Söhne. Der älteſte, Giovanni, von ſeinem körperlichen Gebrechen Sciancato (der Hüftenlahme) und ſchließlich Lanzelotto genannt, war ſchon als Jüngling im Kriegshandwerk berühmt, aber er war eine harte Natur und reizbar durch ſeine körperlichen Gebrechen. Ihm war es zwar beſtimmt, „unſterblich im Geſang zu leben“, aber in trauriger Geſtalt und der Gehaßte aller Generationen zu ſein, während ſeine Opfer durch liebendes Mitleid verklärt wurden. Er hatte im Dienſte eines de Polenta von Ravenna, zur Zeit Podeſtà von Peſaro, einen Sieg errungen und als Siegespreis war ihm die Tochter Polentas, Francesca, verſprochen. Sein Bruder, Paolo il bello, ſo genannt wegen ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, wurde nach Peſaro geſandt, die Braut für den Bruder zu freien, ſo erzählt Boccaccio. Als er dort ankam, zeigte eine Frau ihn der Francesca vom Fenſter aus und ſagte: „Das

iſt der, der dein Mann werden ſoll.“ Boccaccio meint, daß das gute Weib es wirklich geglaubt habe. Was war natürlicher, als daß Franceſca den Schönen, Liebenswürdigen gleich mit Neigung empfing und daß er für die reizende Jungfrau in Liebe entbrannte? Aber ſeinem Wort getreu führte er die Braut nach Rimini, wo große Feſte ſie erwarteten, doch auch die bitterſte Enttäuſchung, als ſie den ihr beſtimmten Gatten erblickte. Als ſie dann mit Paolo das Geſchick der Liebe las, die der ihrigen ſo ähnlich war, da konnten ſie freilich nicht weiter leſen, denn das Buch wurde ihnen, was der Liebestrank für Triſtan und Iſolde war, die Offenbarung ihres ſchmerzlich ſüßen Geheimniſſes. Aber der verratene Gatte war kein großmütiger König Marke, er gab ihnen den Tod und meinte, damit den ſchuldigen Bund zu löſen. Doch die Poeſie wollte es anders und weihte ſie in unzertrennbarem Verein der Ewigkeit ihrer Liebe.

Wie es jetzt ſo vielfach geſchieht mit Begebenheiten und Geſtalten, die in unſere nüchterne Gegenwart nicht mehr paſſen, daß man ſie in das Reich der Fabel verweiſt, ſo hat man es auch mit Paolo und Franceſca machen wollen, ja, man hat ſogar behauptet, daß Dante die Epiſode durchaus erfunden habe. Dem widerſpricht aber zunächſt die Erzählung Boccaccios und dann der Umſtand, daß Dante, ein Zeitgenoſſe und teilweiſe Mithandelnder der Kämpfe und Ereigniſſe jener Epoche, im Hauſe eines Polenta, Neffen der Franceſca, ſein letztes Aſyl fand und da bis zu ſeinem Tode gaſtlich gepflegt wurde, was doch wohl nicht geſchehen wäre, hätte er von ſo nahen Verwandten Falſches berichtet. Wäre es aber auch bloße Phantaſie des Dichters, ſo hat der Fall, durchaus in den Sitten der Zeit, die dichteriſche Wahrheit, die der Realität gleichkommt, und Paolo und Franceſca werden unſterblich leben, ſo lange es Herzen gibt, die für Liebe und Poeſie Empfindung haben.

Ein Enkel des Hundertjährigen, Galeotto, regierte in Rimini bis 1385. Seine älteſte Tochter, Madonna Gentile, an den Herrn von Faenza verheiratet, war eine tapfere,

kriegsmutige Frau, mit den beſonderen Gaben ihres Geſchlechts ausgeſtattet. In einem Krieg zwiſchen Mailand und Florenz nahm ſie, in Abweſenheit ihres Gemahls, für erſteres Partei. Ihre Brüder kämpften für Florenz und forderten ſie auf, mit ihnen zu ſein, aber ſie ſagte, es täte ihr zwar leid, gegen die Brüder zu kämpfen, aber Faenza ſei für die Visconti von Mailand und ſie habe „die Seelen in erſterem in Obhut". Sie ſtieg bewaffnet zu Pferd und zog mit einer Schar bewaffneter Frauen ins Feld. Der Chroniſt der Zeit vergleicht ſie mit Pentheſilea und erzählt, daß ſie, ihren Amazonen voran, auf die Feinde losgeſtürmt ſei, die ihr „mit wenig Ehre" weichen mußten.

Ihr älteſter Bruder Carlo, mit dem die neue Zeit beginnt (von 1364 bis gegen Mitte des 15. Jahrhunderts), war eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten in der Reihe der Malateſta. Damals kamen eben die durch die Türken aus der Heimat vertriebenen Griechen nach Italien herüber und brachten das milde Licht ihrer Kultur den bisher nur durch Kampf und Zwietracht genährten Gemütern reich begabter Menſchen. Carlo war ein tapferer Condottiere, aber auch ein gebildeter, jedem Kulturwerk geneigter Mann. Er gab Rimini eine gut geordnete Verwaltung, ſeine Untertanen waren ſtolz auf ihn, und als er zuerſt in Rimini einzog, bereiteten ſie ihm einen feſtlichen Empfang. Eine Prozeſſion von 9000 weißgekleideten Männern und von 8000 Frauen, an deren Spitze Eliſabeth Gonzaga, Carlos Frau, folgten ihm zur Kirche. Nachher ſtieg er auf eine Eſtrade und ermahnte das Volk, tätig zu ſein in guten Werken; gewiß eine ſchönere Aufforderung in einer kriegeriſch doch ſo bewegten Epoche, als Kriegsheere zu loben und als die Spitze der Kultur hinzuſtellen, wie es leider in unſerer Zeit ſo häufig geſchieht.

Dabei liebte er die Kunſt, ließ in ſeiner Wohnung Fresken malen, bei denen der damals noch ſehr junge Ghiberti tätig war. Carlo, ſeine Begabung ahnend, wollte ihn behalten, aber der Konkurs für die Türen zum Baptiſterium

in Florenz zog ihn dahin zurück. Doch schreibt er in seinen Kommentaren, daß um 1400 in Rimini schon ein kleiner Hof war, wo Künstler hochgeschätzt wurden. Mit den Humanisten war Carlo in Verkehr; eine der ersten italienischen Akademien entstand unter seinem Einfluß, und er war bei alledem ein frommer, heiliger Mann, so daß Papst Martin V. ihm seine Nichte, nach dem Tod der Gonzaga, zur Frau gab. Er und sein Bruder Pandolfo waren mit die ersten Fürsten in Italien, die Künstler und Gelehrte sich gleichstellten, während man sie im Vatikan, bei öffentlichen Gelegenheiten, noch mit den Dienstboten zusammentat.

Carlo war kinderlos, aber Pandolfo hinterließ drei illegitime Söhne, die Carlo, der ihn überlebte, zu sich nahm und mit väterlicher Liebe erzog, auch vom Papst Martin V. ihre Legitimation erwirkte. Nach Carlos Tod folgte ihm der älteste der drei, Galeotto, eine seltsame Ausnahme in dem sonst so kriegerischen Geschlecht, denn er war solch ein fanatischer Asket und kasteite sich so stark, daß er mit zwanzig Jahren starb. Ihm folgte sein Bruder Sigismund Pandolfo, die hervorragendste Erscheinung in der Reihe der bedeutenden Menschen dieses Hauses, in dem sich alle seine hohen, großen, edlen Triebe, mit den wilden, grausamen, leidenschaftlichen vereinigten und eine Persönlichkeit bildeten, die zu gewaltig war für den engen Rahmen ihrer irdischen Macht. Er ging an dem Übermaß des Ehrgeizes und der gigantischen Tatenlust zugrunde, aber nicht, ohne Spuren seiner großen geistigen Bedeutung zu hinterlassen, die der Nachwelt ein milderes Urteil über ihn gestatten, als der Haß seiner Feinde es seinen Zeitgenossen aufzudrängen gesucht hat. Die Gestalt dieses ungewöhnlichen Menschen interessierte mich so, daß ich mit Eifer in den Quellen forschte, um mir mein eigenes Urteil über ihn zu bilden. Ja, er erinnert an die Helden Plutarchs, und während er, mit dem Schwert in der einen Hand, sich den Kühnsten aller Zeiten gleichstellte, schuf er mit der anderen Hand Werke des Friedens und edelster Kultur. Man muß ihn aber nicht aus dem Bilde seiner Zeit

herausnehmen, ihn nicht mit dem Maßstab moderner Moralität meſſen wollen, ſondern bedenken, daß, während die übrige Welt noch vom Dunkel des Mittelalters bedeckt war, an ſeinem Hof bereits das Licht der Wiſſenſchaft und Kunſt ſtrahlte. Erſt dreizehn Jahre alt, erfocht er für ſeinen Bruder Galeotto einen glänzenden Sieg und zwei Jahre ſpäter einen anderen, der ſeinen Ruhm, der größte Condottiere der Zeit zu ſein, begründete. Seine Hochzeit mit Ginevra d'Eſte wurde mit glänzenden Feſten gefeiert; der Kaiſer Sigismund, von Rom kommend, weilte in Rimini und wurde feſtlich bewirtet; Rimini war ruhig und glücklich; kurz, Malateſtas Regierung fing ſchön und glänzend an.

Sigismunds Gemahlin, Ginevra, ſtarb, erſt 22 Jahre alt, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Aber ſchon bei ihren Lebzeiten wurde ſein Herz von einer jener großen Leidenſchaften ergriffen, die, in einer ſo gewaltigen Natur, jedes Einſpruchs von Sitte und Geſetz zum Trotz, ihr Recht behaupten, und die, ungeachtet mancher momentanen Untreue, ſein Leben bis an das Ende beherrſchte.

Iſotta degli Atti war es, die dieſe Liebe hervorrief. Sie war aus adeligem Geſchlecht und vor allen Frauen Riminis ausgezeichnet durch hohe Bildung in Muſik, Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft. Daß ſie ſchön geweſen ſei, ſagen uns die von ihr erhaltenen Bildniſſe nicht; aber ſie muß einen Zauber beſeſſen haben, der mehr feſſelte als Schönheit, und es ſpricht für Sigismund, daß dieſer Zauber edelſter, geiſtiger Art ihn, der, wie in allem ſo auch in ſeiner ſinnlichen Natur übermächtig war, durch das ganze Leben feſthielt. Auch ſeine Feinde konnten nichts gegen ſie ſagen, und ſelbſt Pius II., Sigismunds ärgſter Feind, ſchrieb: „Er liebte Iſotta über alles, und ſie war es wert." Sigismund war ein häufiger Beſucher im Palaſt der Atti und beſang Iſotta ſchon, als er erſt zwanzig Jahre alt war, doch bezeugen dieſe Gedichte, daß ſie ihm damals noch nicht zu eigen war. Aber auch nachdem ſie ſeine Geliebte geworden war, hielt er ſie über alles hoch, nannte ſie „die Ehre Italiens", ließ ihr Bild, auf

einem Medaillon, von den erſten Künſtlern Italiens verfertigen und von den berühmteſten Poeten Gedichte auf ſie machen, die er in einer Sammlung mit dem Titel „Iſottoei" vereinigte. Warum er ſie nach Ginevras Tode (1440) nicht heiratete, iſt unbekannt; wahrſcheinlich war es aus politiſchen Rückſichten, die ihn auch zu einer zweiten Ehe mit Polixena Sforza bewogen. Wie hoch er aber immer Iſotta auch öffentlich ſtellte, beweiſt unter anderem, daß er ihren Bruder in ſeinem Schloß mit großer Feſtlichkeit zum Ritter ſchlug und mit Geſchenken überhäufte. Charakteriſtiſch für die Anſichten der Zeit iſt es, daß ein benachbarter Fürſt, Guido von Urbino, in zahlreicher Verſammlung und in Gegenwart der legitimen Frau des Hausherrn dem neuen Ritter, Bruder von des letzteren Geliebten, die goldenen Sporen umſchnallte und dies, ohne Anſtoß zu geben, tun durfte. Iſottas Vater, der anfangs der Tochter harte Vorwürfe gemacht hatte, war längſt verſöhnt, und als auch Polixena ſtarb, wurde Iſotta endlich Sigismunds legitime Frau (1456). Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter, milderte und verſöhnte bei den Fehlern, zu denen ihn ſein Ehrgeiz verleitete, hielt ihn aufrecht im Unglück, verkaufte ihr Geſchmeide, als er in Not war, opferte alles für ihre Kinder, und, als ſie ſpäter die Regentſchaft führte, ſtand ſie in beſtem Einvernehmen mit den anderen Fürſten Italiens, die ſie hoch ſchätzten und nach Sigismunds Tod beſchützten.

Sigismund hatte zwei Todfeinde; der eine war Papſt Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini), der ihn haßte, weil er ſich untreu im Dienſt von Siena benommen hatte, und der zweite war Federigo von Montefeltro, der in fortwährendem Zwiſt mit ihm war, wegen ſtreitiger Beſitztümer, die ſie abwechſelnd eroberten und ſich wieder entriſſen. Umſonſt verſuchten andere italieniſche Fürſten, ſie zu verſöhnen, der Streit dauerte zwanzig Jahre lang und endete erſt mit Malateſtas Ruin. Im Jahr 1460 berief Pius II. einen Kongreß nach Mantua, um einen Kreuzzug zu organiſieren, lud auch Sigismund dazu ein und verordnete deshalb einen

Waffenſtillſtand mit deſſen Feinden, die ihn in Rimini hart bedrängten, wogegen er aber einen Vertrag annehmen mußte, der ihn mehrerer Beſitzungen beraubte. Sigismund, ſelten Verträge haltend, brach auch dieſen alsbald und ſuchte die genommenen Beſitzungen wiederzuerobern. Darüber erzürnte ſich der Papſt aufs neue, exkommunizierte ihn und verlangte vom heiligen Kollegium ſeine Verurteilung, nachdem er alle ſeine angeblichen Miſſetaten aufgezählt hatte. Er beſchuldigte ihn, ſeine zwei Frauen getötet, eine edle Deutſche, deren Schönheit ihn reizte und die ihm widerſtand, umgebracht zu haben; erklärte ihn für einen Heiden, der nicht an die Unſterblichkeit der Seele glaube, wie es die von Malateſta gewählten Skulpturen in der von ihm neugebauten Kirche S. Francesco bewieſen, wo er „nicht einmal Gott verherrlicht habe". Endlich erklärte er ihn für einen Verräter und Feind Gottes und der Menſchen, der die Anjous und die Türken nach Italien gerufen habe und der verdiene, verbrannt zu werden. Das Urteil wurde beſtätigt, und der Papſt ließ nun von einem Künſtler eine Geſtalt verfertigen, dem Malateſta ſo ähnlich, daß man ihn zu ſehen glaubte, und ließ ihr einen Zettel umhängen mit der Inſchrift: „Ich bin Sigismund, Sohn Pandolfos, Fürſt der Verräter, Feind Gottes und der Menſchen, durch das heilige Kollegium zu den Flammen verdammt." Dann wurde dieſe Geſtalt feierlich auf den Stufen von St. Peter verbrannt.

Von dieſer Verurteilung gingen ohne weiteres die Gerüchte aus, nach denen die Geſchichte Sigismund beurteilt hat. Mich aber ließ das Intereſſe an dieſer großartigen Geſtalt nicht dabei ſtehen bleiben, und es ergaben ſich mir, wie ein freudiges Licht, aus weiteren Forſchungen folgende Schlüſſe, die ich dem Andenken Sigismunds und Iſottas zu rechtfertigender Entgegnung gegen ihre Feinde weihe. Zunächſt fand ich, daß die Beſchuldigungen zuerſt von den zwei erbittertſten Feinden Malateſtas ausgeſprochen wurden, vom Papſt und von Montefeltro, die beide das größte Intereſſe daran hatten, ihn haſſenswert hinzuſtellen; dann, daß die

Väter der zwei Frauen, ein Este und ein Sforza, ihn nie beſchuldigt haben, an deren Tode ſchuld zu ſein; ferner, daß in dem wilden Kriegsleben jener Zeit gewiß vieles geſchah, was außer ihm auch andere Kriegsführer ſich zu Schulden kommen ließen, ohne deshalb von der Kirche verdammt zu werden, und endlich: wenn, was wohl nicht zu bezweifeln iſt, ſeine leidenſchaftliche, in jeder, auch in ſinnlicher Beziehung übermächtige Natur ihn öfter zu Gewalttaten hinriß, ſo muß man doch in die andere Wagſchale das werfen, was er außer jener wilden Seite ſeines Weſens war: ein Mann von der höchſten geiſtigen und künſtleriſchen Begabung, der das Schöne an ſich, frei von dogmatiſcher Beſchränktheit, liebte, wie es die herrlichen Skulpturen ſeines Tempels beweiſen, aus denen feindliche Böswilligkeit ihm einen Vorwurf machte, während ſie doch nur die edle künſtleriſche Freiheit ſeines Geiſtes zeigen, ein Mann ſchließlich, der Künſtler und Gelehrte auf das großmütigſte ehrte und belohnte und, was am meiſten für ihn ſpricht, dem eine Frau wie Iſotta in treueſter Liebe verbunden blieb.

Nach der Komödie der Verbrennung des Bilds in Rom griff der Papſt zu dem Mittel niedrigſter Verfolgung, indem er die Untertanen Sigismunds durch Bedrohung mit kirchlichen Strafen gegen ihn aufhetzte und im Verein mit den anderen Feinden ihn ſo bedrängte, daß ſich Sigismund zuletzt genötigt ſah, im Jahr 1463 nach Rom zu gehen und ſich zu demütigen, worauf ihm die Kirche all ſeinen Beſitz, außer Rimini, abnahm und ſo, wie faſt immer bei ihren politiſchen Verhandlungen, ein gutes Geſchäft machte. Aber Sigismunds ſtolze Seele und unglaubliche Energie waren auch durch die widrigſten Schickſale nicht zu beugen. Er begab ſich in den Dienſt Venedigs, das Krieg gegen die Türken führte, und befehligte deſſen Truppen in Morea, tat Wunder der Tapferkeit, wurde aber von der mißtrauiſchen Regierung Venedigs nicht ſo unterſtützt, wie es hätte ſein ſollen. Dort überfiel ihn eine ſchwere Krankheit, ſo daß man ihn in Italien ſchon tot ſagte, aber 1466 kehrte er

geneſen zurück und wurde nun vom Papſt Paul II., dem Nachfolger Pius II., der inzwiſchen geſtorben war, nach Rom, wo man ihn im Bilde verbrannt hatte, eingeladen, und dort wurde ihm, dem Kämpfer gegen die Ungläubigen, ein feſtlicher Empfang zuteil. So wechſelten damals die Anſichten der infalliblen Männer auf dem päpſtlichen Stuhl!

Aber Sigismunds Schickſal eilte dem tragiſchen Ende aller Heldennaturen zu. Papſt Paul handelte treulos gegen ihn, wollte Rimini durchaus für die Kirche in Beſitz nehmen und bot ihm dafür Foligno und Spoleto. Da flammte noch einmal der wilde Zorn in Sigismunds Seele auf; ſein Rimini, wo er ſich ſein Heim und künſtleriſch Herrliches geſchaffen, konnte er nicht hergeben. Er eilte abermals nach Rom mit dem Vorſatz, den Papſt zu töten. Sein Zorn und ſein Schmerz waren ſo heftig, daß er weder Speiſe zu ſich nehmen, noch ſchlafen konnte, ſo daß ſein treuer, vertrauteſter Diener ihn flehentlich bat, ihm ſeinen Kummer zu geſtehen und all ſeinen treuergebenen Dienern nicht den Schmerz zu bereiten, ihn in ſolchem Zuſtand zu ſehen. Dies iſt wieder einer von den Zügen, deren der Chroniſt ſo viele erzählt, die beweiſen, daß Sigismund warm von ſeinen Untergebenen geliebt wurde, alſo ein gütiger Herr war.

Der Papſt, vielleicht vom Bewußtſein ſeiner Treuloſigkeit gewarnt, empfing Sigismund, umringt von Kardinälen und Gefolge. Sigismund hatte gehofft, ihn allein zu finden und mit dem unter dem Gewand verborgenen Dolch zu töten. Vor der unerwarteten Verſammlung brach endlich ſein ſtolzer Wille, und in dem erſchütternden Gefühl, daß es mit ſeiner Macht zu Ende ſei, fiel er anſtatt zu morden dem Papſt zu Füßen und bat, ihm ſein Rimini, an dem ſein Herz hing, zu laſſen. Dafür verordnete ihm der Papſt, Führer der päpſtlichen Truppen zu ſein. Aber das war eine zu kleinliche Aufgabe für ſeine hochfliegende Seele, ſo ärmlich konnte er nicht enden. Er kehrte nach Rimini zurück, verſorgte ſeine Kinder mit angekauften Gütern, bat vor allem ſein begonnenes herrliches Werk, die Kirche von S. Francesco, zu vollenden,

beſchäftigte ſich noch liebevoll damit, das Schickſal Iſottas und ſeines geliebten Sohnes Salluſtio zu ſichern, und ſtarb im Oktober 1468, erſt 51 Jahre alt.

Iſotta aber und Salluſtio fielen dem Neid und der Grauſamkeit von Iſottas Stiefſohn Roberto zum Opfer; er ließ ſie ermorden, und die Kirche ſtrafte ihn nicht dafür. Sigismunds Schöpfung in S. Francesco blieb unvollendet; aber was davon erhalten iſt, ſpricht wieder für ihn in vielfacher Weiſe. Zuerſt zeigt eine Inſchrift in griechiſcher Sprache, wie ihm der Gedanke zu dem Bau gekommen; ſie lautet: „Sigismund Pandolfo Malateſta von Pandolfo, in vielen und großen Gefahren in den italiſchen Kriegen bewahrt und ſiegreich, errichtete, freigebig ſpendend, dem unſterblichen Gott und der Stadt einen Tempel, wie er es mitten in jenen Kämpfen gelobt hatte, und hinterließ ein ruhmvolles und heiliges Andenken."

Allerdings hatte darin Pius II. recht, daß Sigismund in den Skulpturen, die den Tempel ſchmücken, nicht gerade Gott verherrlicht habe, vielmehr ſcheint es, daß er der großen, echten Liebe ſeines Lebens, der für Iſotta, geweiht war. Denn nicht nur, daß er ihr und ſich bei Lebzeiten prächtige Grabmäler in dieſem errichten ließ, es finden ſich auch überall an den Frieſen, den Architraven und Baluſtraden die beiden Initialen S und I ſchön verſchlungen eingegraben, gleichſam als hätte er die Ewigkeit d i e ſ e r L i e b e, allen vergänglichen, irdiſchen Verirrungen in eine höhere geiſtige Welt entrückt, bezeugen wollen.

Das tiefe, beinah leidenſchaftliche Intereſſe, das mich an das Studium der Geſchichte dieſes an ausgezeichneten Geſtalten ſo reichen Geſchlechts feſſelte, und die Freude, die ich empfand, die hervorragendſte unter ihnen, die Sigismunds, mir in das rechte Licht zu ſtellen, verſchönte mir die Zeit, die ich in Rimini verbrachte, ſo daß ich die moderne Badewelt um mich her kaum noch ſah und neben jenen nur noch am Meer, ſtärkender Luft und ſchönen Ausflügen mich ergötzte. Die Abende, bis zu ſpäter Stunde auf der großen Plattform,

rings vom Meer umrauſcht, waren beſonders köſtlich und reich an Eindrücken, die in eine Gedankenwelt führten. So ſah ich z. B. eines Abends, was ich noch nie geſehen hatte, den Mond aus dem Meer aufſteigen. Die Sonne im Meer auf- und untergehen hatte ich ſchon öfter geſehen, auch ſchon den Mond in das Meer verſinken, aber ihn aufſteigen aus ihm noch nie. Es war ein entzückend ſchönes Schauſpiel, das mir wieder die tiefe Poeſie der griechiſchen Seelen verdeutlichte, die jeden Naturvorgang mit Ideen in Verbindung brachten und daraus eine belebte Welt ideeller Weſen ſchufen. Wie ſich die mild leuchtende Scheibe langſam aus der dunklen Flut emporhob und, höher ſteigend, einen Lichtäther verbreitete, über dem ſich der dunkle Nachthimmel wie ein Tempel wölbte, da konnte man wohl eine zarte jungfräuliche Göttin ahnen, die, in keuſcher Sitte durch die Nacht wandelnd, nur einmal, von der Schönheit des ſchlafenden Schäfers Endymion allmächtig gerührt, ſich herniederneigte, um den ſchönen Schläfer leiſe mit einem Kuß zu grüßen. Jetzt haben Sprache und Wiſſenſchaft den Mond degradiert, ihn zum männlichen, kalten, halb erſtarrten Körper gemacht — iſt der Gewinn an Wiſſen den Verluſt an Poeſie wert?

Eines Ausflugs in die liebliche Umgegend Riminis muß ich noch gedenken, an einen Ort, der in die Gegenwart wie ein Stück Vergangenheit hineinragt und doch ein ſehr bemerkenswertes Stück Leben enthält.

In der äußerſt maleriſchen Linie der Bergkette, die das Panorama von Rimini, vom Meer aus geſehen, abſchließt, erhebt ſich über die anderen Höhen eine dreigipfelige Felsmaſſe, die der „Titan“ genannt wird. Sie trägt, frei und ſtolz wie ein Adlerneſt, die kleine merkwürdige Republik San Marino. Auf den drei Felsſpitzen ſieht man ſchon von weitem Türme und Mauern, hinter denen ſich die Stadt verbirgt. Eine gute Straße führt zwiſchen ſchönen Villen, Kirchen, Dörfern und mit Wein bepflanzten Hügeln in etwa drei Stunden zu Wagen hinauf. Am Fuß der oberen Felsmaſſe, die wie auf einem Sockel auf der unteren Bergeshöhe

liegt, befindet ſich der Borgo, die Vorſtadt, die einen Gaſthof, ein Bankgebäude, eine Piazza mit Kaufläden und mehrere vielbeſuchte Meſſen im Jahr hat. Von da geht es hinauf auf die äußerſte Höhe der kalkigen Tuffſteinmaſſe zu der alten Stadt. Sie iſt von feſten Mauern und Türmen umgeben, die Anfang des 16. Jahrhunderts von einem berühmten Architekten, Belluzi aus San Marino, gebaut wurden.

Gleich beim Eintritt in dieſe fällt es angenehm auf, Inſchriften auf einer Menge von Gebäuden zu ſehen, die ſie als wohltätigen Zwecken geweiht bezeichnen. An einer Kirche findet ſich die Inſchrift: „Divo quirino dicatum 1549“, die ſich auf eine Begebenheit in der Geſchichte von S. Marino bezieht: ein Fabiano da Monte San Savino brach in der Nacht des 4. Juni 1543 von ſeinem Schloſſe mit 500 Mann Fußvolk und etwas Reiterei auf, um die Stadt zu überfallen und ſich ihrer zu bemächtigen. Gegen Morgen gewahrten die Sanmarineſen den Verrat, rüſteten ſich ſchnell und ſchlugen die Angreifer mit großer Tapferkeit zurück. Zum Andenken an dieſe heldenmütige Bewahrung ihrer Freiheit feiert man noch heutzutage am 4. Juni, dem Tage des heiligen Quirinus, ein Feſt. Dann an einem kleinen, unanſehnlichen Haus iſt eine Tafel angebracht, worauf geſchrieben ſteht: „In dieſem Haus, am 31. Juli 1849, verweigerte Joſeph Garibaldi, umringt von den öſterreichiſchen Truppen, den Akt der Übergabe und bewahrte ſich für beſſere Zeiten auf.“

Das Haus gehört einem ſchon hochbejahrten Mann, Simoncini mit Namen, der im Erdgeſchoß ein kleines Café hält. Die freie Erde von San Marino war ſchon oft eine Zufluchtsſtätte für politiſch Verfolgte unter den päpſtlichen und öſterreichiſchen deſpotiſchen Regierungen geworden, und der arme „Popolano Simoncini“, wie er ſich ſelbſt nennt, hatte ſchon mehr wie einem wackeren Mann geholfen, der Verfolgung zu entgehen; aber die teuerſte Erinnerung ſeines Lebens war es, daß er Garibaldi hatte retten und beherbergen können. Am 28. Juli 1849, nach dem Fall der römiſchen Republik durch die Waffen der Schweſter-Republik in

Frankreich, kam Ugo Baſſi: der edle Mönch, der zum Freiheitskämpfer geworden war, auf der Flucht von Rom mit drei Begleitern nach S. Marino. Zum Tode erſchöpft, ſuchte er vergebens, in den beſchwerlichen auf- und abſteigenden Straßen der Stadt nach einem Unterkommen und trat endlich in das Café des Simoncini ein, mit der Bitte, ihn die Nacht da auf einem Stuhl verbringen zu laſſen. Der brave Volksmann aber, ſehend, wie erſchöpft er war, ſagte: „Nein, in meinem Bett ſollt Ihr ſchlafen! Ihr habt es nötig; ich will mich ſchon mit Euren Leuten hier einrichten.“ Baſſi fiel dem guten Mann um den Hals und rief voll Freude: „Du biſt ein wahrer Republikaner.“

Die Wanderer wurden nun mit Abendbrot und gutem Marinowein erquickt, dann traten ſie an das Fenſter, von wo man einen weiten Blick auf die, an das Gebiet der Republik grenzenden Berge hat, auf deren Gipfeln in dieſer Nacht überall Feuer flammten und die Gegenwart der öſterreichiſchen Truppen anzeigten. Als Ugo Baſſi dies ſah, fuhr er erſchrocken zuſammen und rief: „Um Gotteswillen, der General iſt zwiſchen zwei Feuern eingeſchloſſen — er iſt verloren!“ Darauf wendete er ſich zu Simoncini und ſagte: „Wir müſſen ihn retten!“ und beſchwor dieſen, einen zuverläſſigen Boten aufzufinden, der ſogleich einen Brief zu Garibaldi tragen könne, der auf dem Berge Taſſona mit den Seinen lagere. Der brave Popolano lief alsbald in die Nacht hinaus, während Baſſi den Brief ſchrieb, und kam mit einem mutigen Arbeiter zurück, der auf beſchwerlichen Bergpfaden, immer in Gefahr, gefangen genommen zu werden, glücklich mit dem Brief zu Garibaldi gelangte. Dieſer änderte alsbald ſeinen Rückzugsplan und kam, von dem wackeren Boten geführt, am 31. Juli in S. Marino im Hauſe Simoncinis an, begleitet von ſeinem Generalſtab, einem kleinen Haufen ſeiner Krieger, die mit ihm von Rom entkommen waren, und ſeiner heldenmütigen Frau, Anita, die ſchon in Amerika, wie auch jetzt in Italien, alle Beſchwerden und Gefahren ſeiner Unternehmungen geteilt hatte. Aber ſie war krank und zum

Tod erſchöpft. Simoncinis Frau und Tochter nahmen ſich der Armen liebevoll an und pflegten ſie, ſo gut es ihre beſchränkten Verhältniſſe erlaubten.

Darauf entſpannen ſich Unterhandlungen zwiſchen der Regierung der Republik und den öſterreichiſchen Befehlshabern, die die Ergebung der Flüchtlinge auf Gnade und Ungnade verlangten. Garibaldi ſchlug dies natürlich ab und ſagte in einem kurzen Brief: „Ein guter Republikaner kapituliert niemals.“ Dann löſte er den Reſt ſeiner Legion auf, indem er meinte, daß es für die einzelnen leichter ſei zu entkommen und daß nur die bleiben ſollten, die ihm freiwillig folgen wollten. Anita warf ſich der Frau Simoncinis in die Arme und rief unter Tränen: „Frau, ich habe keine Mittel, dir zu lohnen, aber ich werde nie die Güte vergeſſen, die du mir bewieſen haſt.“

Von ſicherem Führer auf gefahrvollen und beſchwerlichen Pfaden an das Meer geleitet, ſchifften ſich die Flüchtlinge ein, um nach Ravenna zu gelangen, aber noch vorher, an ödem Geſtade, mußten ſie ausſteigen, weil die Heldenfrau ihren Leiden erlag. Der verzweifelte Gatte und der letzte bei ihm gebliebene ſeiner Gefährten betteten ſie ſelbſt zur Ruhe in die Erde.

Wie ſehr das Andenken an den herrlichen Volkshelden, der hier Zuflucht und Rettung fand, den Sanmarineſen teuer iſt, beweiſt außer der Gedenktafel an Simoncinis Haus ein kleines Monument mit der Büſte Garibaldis, von einem Gärtchen umgeben, das liebend gepflegt wird. So ehrt dieſe letzte der italieniſchen Gemeinden des 13. und 14. Jahrhunderts das Andenken der Freien und ſcheint noch in die Zeit zu gehören, wo ſie, friedlich und glücklich, unter dem glorreichen, mittelalterlichen Wahlſpruch libertas perpetua lebte, bevor ſie den klaſſiſchen Namen Republik annahm. Ein ſchönes, neues Regierungsgebäude, im Stil des Bargello zu Florenz, hat die Republik ſich jetzt auf einem freien Platz gebaut, von wo der Blick weit hinaus ſchweift

über die trefflich mit Wein bebaute Ebene, das Meer und die Höhen der Berge von Carpegna, wo die erſten Burgen der Montefeltro und der Malateſta waren und wo ihre Feindſchaft ſich entſpann. Eine Menge poetiſcher und hiſtoriſcher Erinnerungen ſchweben um dies reiche Panorama und erhöhen den Reiz der immer jungen, blühenden Natur, die ewig neu wird über den Gräbern der Jahrhunderte.

Die Regierung der kleinen Republik iſt ſo originell, einfach, praktiſch und auf ſittliche Motive gegründet, daß ich mir nicht verſagen kann, die Hauptſachen davon hier anzuführen, denn ſie ſcheint mir in vieler Hinſicht Vorzüge vor den Regierungen unſerer modernen Staaten zu haben. An der Spitze der Regierung ſtehen zwei Kapitäne, zwei Oberhäupter, die zweimal im Jahr neu, auf ſechs Monate, gewählt werden; alſo keine Erblichkeit wie in den Dynaſtien und keine konventionelle, an das Herrſchertum ſtreifende Machtſtellung der Präſidenten moderner Republiken. Im März und im September verſammelt ſich der Rat, der aus ſechzig Mitgliedern beſteht, die unter den ehrlichſten und gebildetſten Bürgern aller Klaſſen ausgeſucht und vom Volk auf Lebenszeit ernannt ſind. Dieſem Rat iſt die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut. Am beſtimmten Tage werden in feierlicher Verſammlung in der Hauptkirche die Namen von zweien der ſechs Räte, die die meiſten Stimmen haben, aus der Urne gezogen und zu Regenten für das nächſte halbe Jahr ernannt. Es iſt dies eine herrliche Garantie für das öffentliche Wohl, da nur anerkannt gute, gebildete, fähige Menſchen im Rate ſitzen. Den Tag darauf iſt dann die ganze Stadt im Feſtkleid. In Prozeſſion ziehen die alten und neuen Regenten, in ſchönem, altſpaniſchem Koſtüm von ſchwarzem Samt, um den Hals das Großkreuz des Ordens von San Marino, gefolgt von der Nobelgarde, von allen Zivil- und Militärbehörden, die Muſik der Bürgergarde voran, zur Kirche, und nach der Meſſe und dem Tedeum ziehen ſie in den Ratsſaal zurück; dort leiſten die neuen Regenten in lateiniſcher Sprache den Eid; die alten Kapitäne

ſteigen vom Thron, grüßen die neuen mit einer Verbeugung, als Zeichen des zu beginnenden Gehorſams, und ziehen ſich zurück. Die neuen Regenten empfangen die Schlüſſel und Siegel der Stadt und beginnen ihr Amt.

Was ich über den Volkscharakter der kleinen Republik gehört habe, machte mir das Eiland alter, ehrwürdiger Inſtitutionen noch ſympathiſcher und achtungswerter. Das Volk iſt ehrlich, aufrichtig, gaſtfreundlich, freut ſich, wenn Fremde kommen, die teure Heimat zu ſehen, liebt den Frieden über alles, duldet aber nicht, daß man an ſeine alte Freiheit rührt, und ſcheut weder Schwierigkeiten noch Gefahren, um dies zu hindern. Zufrieden auf der Felſenhöhe, wo ſie geboren ſind, wünſchen die Sanmarineſen gar nicht größeren, reicheren Beſitz. Napoleon I., als er Herr in Italien war, bot ihnen beträchtliche Vergrößerung ihres Gebiets an. Die damaligen Regenten antworteten ihm: „Klein ſind wir und klein wollen wir bleiben.“ Sie wußten es, daß mit dem größeren Beſitz all die Feinde wahrer Größe, die in Tugend und Einfachheit beſteht, daß Ehrgeiz, Neid, Habſucht einziehen und ſie ihrer Freiheit verluſtig machen würden.

Die bürgerliche Gleichheit iſt das teuerſte Vorrecht der Sanmarineſen, ihre Sitten bewahren ihnen die Freiheit, und ihre Armut ſchützt ſie vor fremden böſen Einflüſſen. Um den bisher unangefochtenen Charakter der Republik zu kennzeichnen, erzählt Marino Fattovi, der über ſie geſchrieben hat, folgendes: „Im Jahr 1868 erſuchten nordiſche Spekulanten die Regierung um die Erlaubnis, auf dem Gebiet der Republik ein Spielhaus errichten zu dürfen und verſprachen dafür Geld, Eiſenbahn, Wohltätigkeitsanſtalten und anderes, kurz, Reichtum für Gegenwart und Zukunft. Das Volk, zufrieden in ſeiner Armut, eingedenk der verlockenden Anerbietungen Napoleons, überzeugt, daß es einer freien Regierung, die nur wert iſt, zu beſtehen, wenn ſie ſich auf Tugend ſtützt, ſehr übel anſtände, ſich zum Inſtrument des Verderbens, der Verirrungen und Sittenloſigkeit der Jugend zu machen, ließ ſich nicht durch die glänzenden Verſprechungen

verführen und verwarf das unmoraliſche Anerbieten mit Stolz und Verachtung.

Sei geſegnet, kleines Adlerneſt wahrhafter Republikaner, und wenn unten die Welt in trüben, unredlichen Verirrungen und daraus entſtehendem Elend krankt, ſo richte du den Adlerblick zur Sonne der Freiheit und bleibe arm, aber tugendhaft und zufrieden!

Indiſches Märchen

Dieſem in jeder Beziehung höchſt befriedigenden Aufenthalt in Rimini entſprang auch eine kleine Dichtung, die ich hier einſchalte, da ſie mir, einer beſonderen perſönlichen Beziehung wegen, wert iſt. Ich hatte mich im Frühjahr in Rom viel mit indiſchen Studien beſchäftigt, und dieſe mir ſehr ſympathiſche Gedankenwelt umgab mich auch da am Meer noch häufig. So kam es unter anderem in einer Nacht, wo ich das prächtige und phantaſtiſche Schauſpiel eines Gewitters, das ſich über dem Meer entlud, von meinem Fenſter aus hatte, daß mir die folgende kleine Erzählung ſo aus der Feder floß, und da ſie recht eigentlich zu den Erlebniſſen in Rimini gehört, ſo möge ſie hier ihren Platz finden:

Über die blaue, ſpiegelglatte Flut des Sees Valmiriki, der ſich wie ein uferloſes Meer am Horizont ſilbern flimmernd mit dem Himmel verſchmolz, glitt ein kleines Boot, deſſen Segel von einem leichten Morgenwind gebläht wurde und das Schiffchen weiterführte. In dem Boote ſaßen zwei Perſonen: eine ältere Frau, in weiße Schleier gehüllt, die ihr ernſtes Antlitz, von tiefen Leidensfurchen durchzogen, kaum ſehen ließen, und ein Jüngling, deſſen edle Züge blondes Haar umflatterte. Sie fuhren auf das Ufer zu, an dem ein Wald mächtiger Palmen winkte, die durch Schlinggewächſe ſo eng verbunden waren, daß beinahe völliges Dunkel unter ihnen herrſchte. „Dort iſt unſer Ziel," ſagte die Frau, „in dem Schatten jenes Palmenhains liegt der Tempel, in dem

der Urweiſe, erfüllt von dem göttlichen Licht des Brahm, thront und den Verlangenden den Weg zeigt, den ſie zu wandeln haben, um das Ziel ihres Strebens zu erreichen. Du biſt ein Verlangender; o, daß er dir hülfe, die rechte Bahn zu finden, auf der du, immer höher ſteigend, immer mehr in Brahm verſenkt, nicht wiedergeboren zu werden brauchſt, um von neuem den Kreis des Irrtums, der Liebloſigkeit, des Haſſes und der Enttäuſchungen aller Art durchzumachen. Glaube mir, der Erfahrenen, die kurzen Augenblicke des Erdenglücks wiegen die unzähligen Leiden und Häßlichkeiten der Erſcheinung nicht auf. Du biſt ein Erwählter des ewigen Lichts, dem das heilige Feuer in die Seele gelegt ward, damit es in reinen Flammen das Irdiſche verzehre. Wenn ich dich von deinem Gott ergriffen ſehe, wenn du der Harfe Töne entlockſt, die aus dem Wohnſitz der Ewigen zu ſtammen ſcheinen, dann denk' ich oft: was tut es, wenn er ſchon bald entrückt wird in das Reich reiner Geiſter? Eine Blüte, zu ſchön, um auf irdiſchem Boden hinzuſterben, ſtrahlt er dort in unverwelklicher Schöne in Gemeinſchaft der Erleſenen, die, vor ihm geſchieden, in der Seligkeit des Nirwana vereint ſind."

Ein Lächeln flog über das Antlitz des Jünglings und er ſagte: „Dein Wunſch iſt ſeltſam! Gönnſt du mir das Leben im fröhlichen Glanz der Erdenſonne nicht?"

„Für mich wäre es Schmerz, dich vor mir ſcheiden zu ſehen, wie ſchon ſo viele der Edlen; aber noch höher achte ich das Glück, einmal den Sieg eines Genius über alles irdiſche Wollen, das immer mit dem Staub verwandt iſt, zu ſehen," erwiderte die Frau.

Inzwiſchen aber war der Kahn am Ufer bei dem Palmenhain angekommen. Der Jüngling band ihn an einen Baumſtamm und folgte ſeiner Gefährtin in das Walddunkel. Sie wandelten wie auf einem Teppich, über weichem Moosboden, auf dem Blumen in Fülle blühten, während ſich über ihnen Kränze von blütenbedeckten Schlingpflanzen, würzige Düfte ſpendend, hinzogen und oben auf den ſchlanken Palmen-

zweigen Vögel ihr buntes, ſchillerndes Gefieder in ſtillem Selbſtgenügen wiegten. Beide Wanderer ſchritten ſchweigend vorwärts, ergriffen von dem feierlichen, inneren Beben, mit dem man dem Erhabenen entgegengeht.

„Wir ſind am Ziel," ſagte endlich die Frau. Der Jüngling erhob den Blick, den er bisher, ganz in ſein inneres Schauen verloren, zu Boden geſenkt hatte, und ſah nun, hell aus dem Dunkel der Bäume hervorglänzend, einen Tempel aus weißem Marmor, von hehrer Form und Größe, gleich der Wohnung eines Gottes anzuſehen. Hohe Stufen führten zu der Eingangspforte; als ſie dieſe erſtiegen hatten, klopfte die Frau dreimal mit dem an der Tür befindlichen goldenen Hammer an. Das Tor öffnete ſich, und ein Mann in langem, weißem Gewand trat heraus und fragte nach ihrem Begehr.

„Führe uns zu dem Urweiſen," erwiderte die Frau. „Ich bringe ihm einen Verlangenden und bitte, daß er uns jetzt vorläßt, denn wir kommen von drüben über dem See und möchten nicht heimkehren, ohne ſeinen Rat empfangen zu haben."

„Du biſt erwartet, Ehrwürdige," verſetzte der Mann und verneigte ſich vor ihr, „der Urweiſe, deſſen Blick das Zukünftige ſieht, wußte dein Kommen und befahl mir, dich zu ihm zu geleiten."

Sie traten ein, und hinter ihnen ſchloß ſich die Pforte von ſelbſt. Der Mann ſchritt ihnen voraus durch lange Gänge, von Marmorſäulen getragen, zwiſchen denen Götterbilder ſtanden, die auf die Vorübergehenden bald ernſt, bald freundlich niederblickten. Zugleich vernahmen dieſe eine leiſe, ſanfte Muſik, wie von Äolsharfen. Endlich ſtanden ſie vor einer großen Tür, von herrlicher Arbeit in Marmor umrahmt und mit einem Vorhang von ſchwerem Goldſtoff verſchloſſen. Der Führer ſagte: „Tretet ein!"

Der Raum, der ſich vor ihnen öffnete, war von einem blauen Duft erfüllt, ſo daß es ſchien, als ſchwebe man im Äther; bezaubernder Wohlgeruch durchdrang alle Nerven mit

Wonne. Nachdem das Auge ſich in dem blauen Luftmeer zurechtgefunden hatte, erblickten die Eingetretenen auf einem Thron aus Elfenbein einen Greis, von deſſen Antlitz ein milder Glanz wie von einer Abendſonne ausſtrahlte. Ein langer, weißer Bart hing auf ſein faltiges Gewand herab, in ſeinen Händen hielt er eine Schriftrolle mit Ausſprüchen der Upaniſchad. Die Frau nahte ſich ihm voll Ehrfurcht und beugte ſich, um ſeine Hand zu küſſen; er aber wehrte ihr und ſprach: „Nicht ſo, meine Schweſter; du biſt der Geprüften eine. Bei denen, die überwunden haben, gibt es Rang und irdiſche Unterſchiede nicht mehr; ſie ſind gleich, Brüder und Schweſtern, denn in ihnen leuchtet das Licht des Ewigen über allem Erdendunkel. Aber wen bringſt du mir? Einen Verlangenden?“

„Ja, einen, den es dürſtet, am Quell der Wahrheit zu trinken, dem Schaffenskraft in die Seele gelegt wurde, damit er ein verklärtes Spiegelbild der Welt in ſeiner Phantaſie erſtehen laſſe. Auch iſt er ein Meiſter der Töne, und ſeine Hand entlockt den Saiten Klänge, in denen man die Urſache alles höchſten Seins zu hören meint, jene tiefe Liebeshymne, die durch das Weltall tönt und die Geſtirne in ihre Bahnen zieht. Lehre ihn, frei von den Lockungen der Sanſâra die jugendliche Bahn zu wandeln, bis er aufſteigt in das Reich des reinen Geiſtes.“

Der Greis heftete die milden Augen auf den Jüngling, und ſein Blick ſchien durch die irdiſche Hülle bis tief in den Grund der Seele zu blicken. Was er da ſah, mochte ihm gefallen, denn ein ſanftes Lächeln überflog ſein Antlitz, und er ſprach: „Was iſt dein Verlangen, Freund?“

„Ich verlange danach, den Weg zu kennen, der zur Erkenntnis der Wahrheit führt. Die Welt verwirrt mich, die Lehren der Männer draußen zeigen mir nur künſtliche Gerüſte eines großen Weltenbaues, ich aber möchte wiſſen, welches der Gedanke iſt, der dieſen Bau ſchuf und in ihm wohnt; denn mich befriedigt nicht die Form allein, ich will das kennen, was die Form im Innern bewegt.“

„Dein Verlangen iſt gerecht, o Jüngling," verſetzte der Greis. „Alle Form iſt nur Hülle des Weſens, vergänglicher Einſchluß des Unvergänglichen."

„Aber das Unvergängliche, was iſt es?" fragte der Jüngling.

„Das Unvergängliche iſt Brahm, die große Weltenſeele, die Ureinheit, die in allem webt, von der alles Sichtbare nur eine vorübergehende Ausſtrahlung iſt. Du, nach dem Reinen, nach der Wahrheit Verlangender, mach' dein Herz zum Bogen, deinen Verſtand zum Pfeil und Brahm zum Ziel, und richte den Bogen nach dem Ziel, ſo daß dein Verſtand gleich dem Pfeil in das Ziel eindringt: ſo wirſt du Form des unvergänglichen Weſens werden."

„Welches aber iſt der Weg, den ich gehen muß, um an das Ziel zu gelangen?" frug der Jüngling abermals. „So wie wir, um hier zu dir zu gelangen, den Weg hätten gehen können, der durch glänzende Städte und blumengeſchmückte Auen führt, ſtatt deſſen aber durch einſame Wälder und über den blauen, ſchweigenden See kamen, ſo führen ſicher auch mehrere Wege zu dem Ziel, das du mir nennſt, das ich aber noch nicht begreife, nur ahne und glaube, weil du es mir ſagſt. Genügt es, daran zu glauben, ohne es zu kennen? Werde ich Brahm durch den bloßen Glauben an ihn?"

„Nein, nicht durch den Glauben, ſondern durch die Erkenntnis wird der Menſch erlöſt," verſetzte der Greis feierlich. „Zwei ſind der Wege, zwiſchen denen du wählen kannſt: der eine iſt der Weg der reinen Erkenntnis, des inneren Schauens, auf dem die Seele ſchon mehr und mehr aus der ſichtbaren Form heraustritt und ſich in Brahm verſenkt. Diejenigen, die die Sinne mit feſtem Zügel an ſich ziehen, ſehen ihn mit dem Lichte des Geiſtes, ſein Licht wird auch in ihnen leuchtend. Sie können ihn mit dem Auge nicht ſehen, mit der Sprache nicht erklären, aber ſie können ſich mit dem reinen Erkennen ihm nahen."

„Und der andereWeg, welcher iſt es?" forſchte der Jüngling weiter.

„Der andere Weg iſt der Weg der Sanſâra, der Welt der lockenden Erſcheinung, der Hoffnung, das Ziel auch im reizvollen Wechſel des ſichtbaren Lebens zu erreichen. Auch auf ihm iſt Brahm zu finden, denn er iſt überall und in uns ſelbſt, aber der Weg iſt länger, wechſelvoller und vielen Täuſchungen ausgeſetzt. Es ſind Abgründe neben dieſem Weg; man muß ſich hüten, nicht zu fallen; zuweilen wird es auch dunkel in der Seele, und das Licht, das innen leuchtet und nichts anderes iſt als Brahm, ſcheint erloſchen; aber dem Mutigen, der ſein Ziel im Herzen behält, kann die Welt ſchließlich nichts anhaben. Er wahre ſeine äußeren und inneren Sinne und habe in jeder Sache, an jedem Ort und zu jeder Zeit Brahman vor Augen und in Gedanken, ſo wird er dennoch ein glückliches Leben führen und der Qual entgehen, wiedergeboren werden zu müſſen, ſei es als Menſch oder als Tier. Jetzt aber geh hinaus in den Hain und halte Rat mit dir ſelbſt, und haſt du entſchieden, ſo komm und verkünde mir deine Wahl; denn jeder muß den Weg gehen, wie es ihm in die Seele geſchrieben iſt.“

Der Jüngling verneigte ſich ehrfurchtsvoll und eilte hinaus in den Palmenhain, ſtürmiſch bewegt von den Worten des Greiſes und von den wogenden Empfindungen und Wünſchen, die ſein Herz erfüllten. Alles in ihm war edel und rein; ſah er aufwärts, ſo war es ihm, als ſchwebe ein Genius mit weißen Flügeln über ihm und winke ihm hinauf zu immer ätheriſcheren Höhen; ſah er aber abwärts in ſich, ſo glühte es wie im Innern eines Vulkans, und ein unruhvolles Sehnen, dem er keinen Namen zu geben wußte, verurſachte ihm zugleich Pein und Ahnung von unbekannten Wonnen. Ohne zu innerer Klarheit kommen zu können, warf er ſich endlich unter einen Magnoliabaum auf den Moosteppich nieder, wo die Zweige der Gebüſche, mit ſüß duftenden Blüten beladen, ſich ſchattend über ſein Haupt ſenkten. Ein unendliches Gefühl von Wolluſt des Daſeins kam über ihn, und eine ſanfte Müdigkeit ſchloß ſeine Augenlider. So lag er eine Zeitlang im Halbſchlummer, in dem

gaukelnde Traumbilder ihn umſchwebten. Aber plötzlich erwachte er von einem leichten Geräuſch neben ſich, und als er aufſchaute, ſah er ein Antlitz von wunderbarer Schönheit über ſich gebeugt und zwei dunkle Augen, feurig leuchtend, auf ihn niederblicken. Es war ein junges Mädchen, das neben ihm ſtand; ein Schleier von durchſichtigem Silbergewebe, unter dem ſchwarze Locken ſich in Fülle hervordrängten, bedeckte ihr Haupt und verhüllte zum Teil die ſchlanke, jugendliche Geſtalt, die in weiße Seide reich gekleidet war. An einer roten, ſeidenen Schnur hielt ſie eine junge Gazelle, deren ſanfte Augen den unerwarteten Fremdling mit Erſtaunen betrachteten.

Als das Mädchen nun dem Blick des Jünglings begegnete, überzog ein leichtes Rot ihre Wangen und ſie wollte raſch entfliehen. Aber der Jüngling hatte ſich aufgerichtet und rief flehend: „O verſchwinde nicht, holdes Bild! Sag' mir, ob du ein Traum biſt, den Brahman mir ſendet, oder die wonnigſte Wirklichkeit? Nie ſah ich deinesgleichen!"

„Du ſcheinſt mir edel, Fremdling, und gern will ich dir Rede ſtehen," erwiderte das Mädchen und ihre Stimme klang ihm wie Harfenton. „Mein Vater iſt der Oberſte der Brahminen; ſeine Wohnung liegt unfern von hier, und dieſer Teil des Waldes, der an den Tempelhain ſtößt, iſt ſein Eigentum. Da wandle ich ohne Furcht allein umher und ſpiele mit meinen Tieren oder pflege meine Blumen. Nun ſage mir aber auch du, wer du biſt und wie du hierher kamſt, wo ich noch nie einem Fremdling begegnete. Deshalb erſchrak ich, als ich dich hier ſo unvermutet antraf."

„Ja, dann aber ſetze dich zu mir und laß uns miteinander reden, als kennten wir uns ſchon lange. Mir iſt es auch plötzlich, als hätte ich dich immer gekannt und als hätte dich nur ein Nebel meinen Blicken verborgen, der nun gewichen iſt."

Sie ſah ihn lächelnd an und ihr Blick machte ihn mit einem Freudenſchauer erbeben. Dann ſagte ſie: „Ich traue dir," und ſetzte ſich an ſeine Seite. Der Jüngling erzählte

nun, wer er ſei, wie er hierher gekommen und wie ihm der Urweiſe Zeit gegeben habe, ſich zu prüfen und ſeine Wahl zu treffen. „Vielleicht," ſo ſchloß er ſeinen Bericht, „hat mich der weiſe Mann nur hierher geſandt, um dir zu begegnen und ſo meine Wahl zu beſtimmen, denn nun weiß ich, daß es nur eine Wahl gibt."

„Und was wird deine Wahl ſein?" frug ſie, indem ihre Glutaugen ihn verlangend anſahen und ihre roſigen Lippen ihm entgegenlächelten.

„Bei dir ſein, ewig mit dir vereint oder ſterben!" rief er in leidenſchaftlichem Entzücken erglühend, dann aber plötzlich erbleichend, fuhr er fort: „Du aber biſt vielleicht ſchon einem reichen Fürſtenſohn verlobt? Ich bin arm und habe bis jetzt nichts als mich ſelbſt."

„Und wenn mir das nun gerade lieber iſt als alle Schätze Indiens," ſagte ſie ſchmeichelnd, „ſieh, mein Vater hat mich ſchon mehrere Male mit den erſten Fürſtenſöhnen des Landes vermählen wollen, aber ich ſagte immer: ‚Nein, der Rechte iſt noch nicht gekommen; Brahm wird ihn mir zur rechten Stunde ſenden.' Als ich nun vorhin mit meinem lieben Tierchen in den Wald kam, da zog mich das ſanfte Geſchöpf immer nach dieſer Seite, wohin ich ſonſt ſelten gehe; ich dachte, vielleicht haben die Ewigen ihm ein Zeichen gegeben, daß mir da etwas Außerordentliches begegnen ſoll, und folgte ihm. Als ich dann aus dem Gebüſch trat und dich hier ſah, da wußte ich, daß mir der Rechte geſandt ſei! . . ."

Stunden waren vergangen, da riß ſich plötzlich voll Schreck das Mädchen aus ſeinen Armen, die ſie umſchlungen hielten, und rief: „Weh' mir! Wenn ſie mich hier finden mit dem Fremdling, ich müßte vor Scham vergehen! Aber von dir ſcheiden iſt bitterer als der Tod!"

„Das kann auch nimmer ſein!" rief er voll Leidenſchaft und drückte ſie von neuem an ſein Herz; „uns hat die Gottheit zuſammengeführt und nichts kann uns mehr trennen. Auch ich muß jetzt fort und dem Urweiſen meine Wahl verkünden. Aber dann komme ich, dich von dem Vater zum

Weib zu begehren. Zwar bin ich noch arm und nicht angesehen vor den Menschen, aber ich fühle Kräfte in mir, Großes, Würdiges zu vollbringen."

„O, ich bin reich genug für uns beide, und es wird mein Glück sein, mit dir zu teilen!"

Nun umschlang sie ihn wieder, nahm mit einem langen, heißen Kuß von ihm Abschied und verschwand mit ihrer Gazelle im Dickicht des Waldes, während er den Weg zurück zum Tempel suchte.

Er fand seine Führerin und den Urweisen versenkt in Gespräche über das wahre Wesen der Dinge.

„Wir waren in dem Upanischad, in der Innenwelt," sagte der Urweise, „dort, wo die Sonne nicht scheint, noch der Mond, auch jene Blitze nicht, die dort am Gewitterhimmel zucken, wo aber alles Licht ist, das von Brahman ausströmt, und wir waren glücklich, daß auch wir Brahman sind, denn das ist unsere Krone und unser Stolz: sobald diese Erkenntnis der Seele in uns lebendig geworden ist, sind wir frei von den Gesetzen, die die Form der Sansâra sind, und leben im reinen Äther des Geistes. Du aber, o Jüngling, sprich nun, laß uns wissen, was sich in deiner Seele bewegt hat. Hat sich dein Verlangen dafür entschieden, mit uns am unverfälschten Quell der Erkenntnis zu trinken und so den Irrungen der Erscheinungswelt zu entgehen, oder wählst du den dunkleren Pfad, der mit seinen von tausend Sonnen strahlenden Momenten des Glücks, doch nur ein Spiegel deines Innern ist und sich oft trübt und verdunkelt, wenn die Lichtgestalten, die du im Glanze deiner Seele sahst, dir plötzlich ihr wahres Wesen enthüllen und eher Dämonen gleichen als verklärten Wesen. Sprich ohne Scheu, denn du bist frei, zu wählen."

„So vernimm, Ehrwürdiger," versetzte der Jüngling nicht ohne einiges Bangen, „ich zeige dir mein Herz in Wahrheit. Mir ist in diesen Stunden das Geheimnis offenbar worden, das das andere, das dunklere Verlangen war, das neben jenem nach dem Lichte des Brahm, unruhvoll in meiner

Seele wogte, ich weiß nun, wo es geſtillt wird. So habe ich gewählt und beſchloſſen, das Leben der Menſchen durchzumachen mit all ſeinen Freuden und Leiden und dafür zu kämpfen, daß Brahm lebendig werde in den Seelen der Menſchen."

„Ich wußte es, wie du entſcheiden würdeſt," ſagte der Greis lächelnd, „es war zu früh, dich den Entſagenden zugeſellen zu wollen. Noch flutet der heiße Lebensſtrom des Werdens in dir und will ſein Recht. Aber du biſt in der Stunde der Geburt von Brahman geſegnet, denn wem er das köſtlichſte Geſchenk, den Genius, in die Seele legte, der kann nie unterliegen in der Welt der Sanſâra, und wenn er ſeine Aufgabe hier erfüllt hat, empfängt ihn die Geiſterwelt zu höherer Vollendung. Geh nun hin und vergiß nicht, daß Erkenntnis die Quelle der Glückſeligkeit und daß die vollkommene Glückſeligkeit die iſt, zu ſich ſelbſt zu gelangen, denn in uns iſt Brahm, und alſo gelangen wir zu ihm."

Der Jüngling neigte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Greiſe und wendete ſich zu ſeiner Gefährtin. Sie hatte ihr Antlitz mit dem Schleier verhüllt und weinte.

„Du weinſt, wenn dein Freund das höchſte Glück gefunden hat?" ſprach er vorwurfsvoll.

„Wer kann wiſſen, ob es das höchſte Glück iſt, was dir jetzt, durch den Schleier der Maya hindurch geſehen, ſo erſcheint," erwiderte die Frau. „Alles, was wir durch jenen glänzenden Schleier ſehen, kann trügen, denn es iſt an die Bedingungen des Erdenlebens, an Leidenſchaft und Wechſel gebunden. Das wirklich höchſte Glück aber, das einzig Wandelloſe iſt, Schöpfer ſein. Brahman ſelbſt hat keine andere Seligkeit als dieſe. Wem er ſich nun, wie dir, inniger vereint und einen heller leuchtenden Teil ſeiner ſelbſt, das, was man auf Erden Genius nennt, mitgegeben hat, der hat die Möglichkeit, dieſes höchſten Glücks teilhaft zu werden. Ich hielt dich für einen Auserwählten und dachte, dies Glück würde dich ſo erfüllen, daß das Verlangen nach einem andern nicht mehr in dir erwache. Und dieſem höchſten Glück ver-

ſtehend zuzuſehen, darüber zu wachen, daß es dir ungeſtört bleibe, das war die letzte Erdenfreude, die mir zu blühen ſchien. Auch mir hatten die Ewigen Schöpferkraft in die Seele gelegt, und es bleibt mein größter Lebensſchmerz, daß ich, durch Erdenſchickſale gehindert, mich nicht ganz in die Seligkeit des Schaffens habe verlieren können. In dir hoffte ich die Vollendung des eigenen, Stückwerk gebliebenen Schöpfungsdranges zu ſehen — nun iſt's vorbei! Du haſt das Leben der Sanſâra gewählt, andere Sterne werden dir leuchten, andere Einflüſſe auf dich wirken . . . Du wirſt immer edel ſein, immer ſchaffen, aber es wird nicht das erhabene Glück des lichtumſtrahlten Kämpfers ſein, der, über alle Dämonen ſiegend, aufſteigt in das Lichtland des Brahman. Jetzt iſt dein Pfad breit und eben, du brauchſt nicht zu kämpfen. Leb wohl! Wir ſcheiden nun auf immer. Ich gehe, meine einſame Bahn zu vollenden."

Am Abend des Tages fuhr der Nachen zurück über den mondbeglänzten See, es ſaß nur eine Frau darin; ihr Auge blickte auf die ſilbern glitzernden, leichten Wellen, die die Oberfläche des Sees kräuſelten, und ſtille Tränen fielen darein, das letzte Opfer der Seele, die Brahman in ſich erkannt, an die Welt der Maya . . .

Im Hauſe des Brahminen aber erſchallte der Hochzeitsreigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nur ungern trennte ich mich von dem herrlichen Meeraufenthalt, der mir phyſiſch, geiſtig und gemütlich wohlgetan hatte. Mir die Geſtalt Sigismund Malateſtas in ein milderes, ſicher gerechteres Licht geſetzt zu haben, als das iſt, in dem die meiſten Hiſtoriker ihn ſehen und das Bädeker leider in ſeinem Fremdenführer den Reiſenden als das unfehlbare zeigt, war mir eine Genugtuung, denn jene Heldengeſtalten der Renaiſſancezeit wollen von einem anderen Standpunkt aus beurteilt ſein, als unſere modernen Heerführer. Gemütvoll erquickend aber war mir der Umgang mit dem Volk

geweſen, das ein beſſeres Los verdiente, als ihm ſeine Regierungen bis jetzt bereitet haben. Das Volk dort in der Romagna ſowohl wie in der Lombardei iſt ſehr klug, viel mehr republikaniſch als monarchiſch und urteilt oft mit einer geiſtreichen Ironie über die Verfügungen der oberen Behörden. Die ſehr abſcheulichen Vorgänge an der Banca romana — die wie ein Echo auf die franzöſiſchen Panama-Ereigniſſe folgten, nur noch gemeiner und häßlicher, da es ſich rein nur um Gewinn und Wucher handelte, während dort, wenigſtens im Anfang, eine große Idee zugrunde lag — fielen gerade in jene Zeit. Der Prozeß, der den Vorſtehern der Bank gemacht wurde, die jahrelang in der ſogenannten „guten Geſellſchaft" geglänzt hatten, war im Gange, und man erwartete mit Recht ein ſtrenges Urteil. Auch mir fiel das Zeitungsblatt vor Unwillen und Erſtaunen aus der Hand, indem ich das Verdikt am Ende des Prozeſſes las, das ſämtliche Angeklagten freiſprach; als ich dann ſpäter einem meiner guten Freunde aus dem Schiffervolk des Hafens begegnete und ihn fragte, was er dazu ſage, erwiderte er mir mit dem feinen, ironiſchen Lächeln, das den dunkelgebräunten Geſichtern des meiſt ſchönen Menſchenſchlages dort ſo gut ſteht: „Ich habe nichts anderes erwartet; wenn einer von uns ein Brot ſtiehlt für ſein hungriges Kind, ſo ſteckt man ihn ins Gefängnis; die vornehmen Diebe ſpricht man frei." Wie ſehr der Menſch recht hatte, ſollten die folgenden Jahre noch eindringlicher beweiſen. Diejenigen, die an der Spitze der Staatsverwaltungen ſtehen, unterſchätzen den geſunden Verſtand und die Urteilsfähigkeit des Volkes viel zu ſehr, und wenn endlich der Augenblick kommt, wo das lang unterdrückte Gefühl des Unrechts, das am Volk begangen wird, hervorbricht und zu Gewalttaten treibt, ſo behauptet man, es ſei nur das Werk einzelner Aufwiegler und Egoiſten, die für ſich ſelbſt im Trüben fiſchen wollen und ſchreitet ein mit dem Mittel der Deſpotie, mit Waffengewalt, anſtatt liebevoll vorſorgend den Bedürfniſſen menſchlicher Exiſtenzen entgegenzukommen und vor allem anſtatt

ſtrenge Gerechtigkeit in gleichem Maß zu üben gegen hoch und niedrig, gegen reich und arm.

Es iſt ſeltſam, wie wenig die Menſchen aus der Geſchichte lernen; wie der Egoismus und die Verlockungen der Macht immer wieder zu dem Irrtum führen, als könne der nur auf das Vergängliche geſtützte Erfolg dauern und die ewigen Ideen der Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit in Schranken halten, um den ſelbſtſüchtigen Zwecken einzelner Ehrgeiziger und Deſpoten zu dienen. Und doch iſt dem nicht ſo! Die Geſchichte hat hundertmal das Gegenteil bewieſen; Ideen ſind mächtiger als menſchliches Wollen; ſchlagt ſie in Ketten, die Ketten fallen ab, wenn der Genius in den Kerker tritt und ſie zur Freiheit führt, wie der Engel den Petrus auf dem herrlichen Fresko Raffaels im Vatikan. Aber freilich iſt es traurig, wie lange die Verirrung einzelner das Schickſal von Tauſenden beherrſchen und dem Abgrund des Elends nahe führen kann. Italien erlebte es in jenen Jahren und leidet noch an den Folgen der unſeligen Kataſtrophen, die Ehrgeiz und Unfähigkeit einzelner über es verhängten. Ob die Sucht der Kolonialpolitik, die ſich Europas bemächtigt hat in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts, eine ſegensreiche, kulturfördernde ſei, bleibe noch eine unbeantwortete Frage; jedenfalls war es für Italien viel zu früh, ſich dieſem Zuge der europäiſchen Großmächte anzuſchließen, und es bleibt als eine Schuld in der Geſchichte des Miniſteriums Depretis-Mancini zu verzeichnen, ihr Land auf jenen Weg geführt zu haben, wenngleich die ſchlimmſten Folgen dieſes Schrittes einem ſpäteren Miniſterium zuzuſchreiben ſind. Italien war ein junger Staat, kaum als eine Einheit geboren, und ungeheure Aufgaben lagen vor ihm im Innern, die mit Einſicht und Beharrlichkeit ergriffen, es zu Wohlſtand, Ordnung und ſittlicher Entwicklung hätten führen können; dann, innerlich erſtarkt, einig und frei geworden, hätte es daran denken können, in dem Kreis der Großmächte eine achtunggebietende Stellung einzunehmen. Cavour, der einſichtsvolle Staatsmann, der ihm leider zu

früh entriſſen wurde, begriff die Bedeutung einer ſolchen Tendenz vollkommen und lehnte den Vorſchlag Napoleons III. ab, der das nördliche Afrika zwiſchen den lateiniſchen Raſſen zu verteilen, Spanien Marokko und Italien Tunis zuzuteilen, träumte. Cavour fürchtete den Eifer der Italiener, das Vaterland feſt zu gründen, durch eine Richtung nach außen abzuſchwächen und erwiderte: „Italien ſei nicht reich genug, um ſich ein tuneſiſches Algier zu erlauben."

Dieſer weiſen Zurückhaltung vergeſſend, kam es dann ſpäter doch dahin, daß Italien in Afrika feſten Fuß faßte. Eine Bekannte, die die erſten italieniſchen Truppen ſich nach Afrika hatte einſchiffen ſehen, ſchrieb mir, ſie habe Tränen freudiger Rührung geweint, die Söhne des neugewonnenen Vaterlands hinausziehen zu ſehen, um Kulturaufgaben unter den Barbaren zu erfüllen. Ich antwortete ihr, ich wünſche von Herzen, daß dieſe Aufgaben nicht kulturfeindlich für das eigene Land werden möchten, und ich glaube, daß jene Armen, die waffentragend zu wilden Völkern zögen, ſegenbringender zu nützlicher Feldarbeit daheim verwendet ſein würden. Leider gab mir die Folge mehr als recht.

Mit unendlicher Liebe an dies ſchöne Land gebunden, an die apolliniſchen Zauber ſeiner Natur, die das tiefe Bedürfnis der Seele nach Schönheit, in mir von Kindheit auf mächtig, wenigſtens nach einer Seite hin befriedigen, konnte ich nicht umhin, auch mit dem wärmſten Intereſſe die Schickſale dieſes Landes beobachtend zu verfolgen, und ſah mit Trauer, wie weit ſich die heutige Politik von den Idealen jener trefflichen Männer, die ich im Exil gekannt hatte, entfernte. Vorgänge wie jene ſchon erwähnten der Banca romana, wie die Veruntreuung von Geldern, die auch von auswärts her für die ſchrecklichen Unglücksfälle der Erdbeben, Überſchwemmungen uſw. einliefen und den ſchwer Betroffenen kaum halb zuteil wurden, Veruntreuungen an öffentlichen Kaſſen und anderes zeigten einen Abgrund moraliſchen Elends, der etwas Erſchreckendes hatte. Dazu in den höchſten Kreiſen der Verwaltung der ungebändigte Ehrgeiz einzelner, teils von

unfähigen, teils von unredlichen Werkzeugen Umgebener, das waren die Zustände, in denen Italien sich befand, die wie dunkle Gewitterwolken an seinem hellen Himmel standen und sich immer drohender zusammenzogen, bis dann die schreckliche Katastrophe in Afrika kam, die Trauer und Verzweiflung über das Land verbreitete. Freilich fiel nach der Schlacht von Adua das Ministerium Crispi, dem mit Recht die Hauptschuld an den begangenen Irrtümern und deren Folgen zugeschrieben wurde, aber das Unglück war nicht gut zu machen. Die kräftigen, jugendlichen Leben, die auf dem Schlachtfeld von Adua vernichtet lagen, die Tränen, die in Italien um sie flossen, die Millionen, die unnütz dort vergeudet waren, während in der Heimat Hunger und Armut herrschten, die furchtbaren Einblicke, die man in die skandalöse Immoralität der den Häuptern der Regierung zunächststehenden Personen tat, in das Gewebe schmutziger Intriguen, Bestechungen und Lügen, was in den Kreisen einheimisch war, die dem Volke hätten als Vorbild dienen sollen — das alles wird als ein ewiges Verdammungsurteil auf dem Ministerium Francesco Crispis in der Geschichte lasten bleiben und das Urteil Mazzinis über den Mann rechtfertigen. Die einzelnen Tatsachen dieser traurigen Zeit sind zu bekannt, um sie zu wiederholen; aber wer sie miterlebte, wie ich, der konnte nicht umhin, sich traurig zu fragen, was für ein dunkles Rätsel sich hinter diesen Erscheinungen der Weltgeschichte berge, wenn nach einem großen, begeisterten Aufleuchten edelster Gesinnung, hohen Strebens, freudigsten Opfermutes dann plötzlich eine Zeit, nicht des Stillstandes und Ausruhens — das wäre erklärlich —, sondern tiefer Korruption folgen kann, in der alle häßlichen Elemente der menschlichen Natur wie aufgewühlt erscheinen und aus ihren dunklen Höhlen heraufsteigen an das Licht, um sich der Frucht des vom Idealismus errungenen Siegs zu bemächtigen und sie mit dem Gift des verderblichsten Egoismus zu durchdringen. Das italienische Volk fühlte sehr wohl, was ihm für Unheil zugefügt war, aber es ist ein unglaub-

lich geduldiges Volk, läßt viel über ſich ergehen und begnügt ſich lange mit ſeiner Armut, ehe es zur Empörung ſchreitet. Die Minorität der redlichen Männer der gebildeten Klaſſen aber, die tieftraurig, einſichtsvoll den Ereigniſſen gegenüberſteht, leidet, ohne ſich gegen das vorhandene Übel handelnd aufzulehnen. Es iſt das eine Schwäche der italieniſchen Natur, die in ſonderbarem Kontraſt ſteht mit der feurigen Raſchheit im Blut, die ohne Überlegung das Meſſer in die Bruſt des Nebenmenſchen ſtößt.

Es würde mich weit über die Grenzen des mir in dieſen Blättern vorgeſteckten Ziels hinausführen, wollte ich ſuchen, die Urſachen offen darzulegen, die den heutigen Zuſtänden zugrunde liegen, obwohl ſie mir ziemlich klar ſind; ich faſſe ſie nur in eins zuſammen, nämlich in die vollſtändige Abweſenheit jedes Ideals. Es gibt wohl kaum ein Volk in Europa, das weniger wahrhaft religiös wäre, als das italieniſche; es iſt teils ſkeptiſch, teils indifferent und in den unterſten Ständen aus Gewohnheit kindiſch und abergläubiſch. In der erſten Hälfte des Jahrhunderts war es das politiſche Ideal, die Befreiung vom Fremdjoch, was die Seelen mit Begeiſterung und Tatkraft füllte; nun es verwirklicht war, ſtellte ſich eine Leere ein, in der alles Unkraut, deſſen Keime ſich unter den ſchlechten Regierungen, die ſo lange das Verhängnis Italiens geweſen waren, gebildet hatten, emporwuchs und die Oberhand gewann, während, wie geſagt, die redlich Wollenden ſich entmutigt zurückzogen.

Der hohe Vorzug dieſes wunderbaren Landes aber iſt es, daß, während die menſchlichen Verhältniſſe ſo viel zu wünſchen übrig laſſen, die gütige Natur hier ſo verſchwenderiſch mit ihren Gaben iſt, daß die Seele ſich ihr troſtreich in die Arme legt und in ihrer Schönheit ausruht, in der Zuverſicht, daß auch dieſem liebenswürdigen, begabten Volk der Tag der Auferſtehung kommen wird.

Da mein Alter mir nun nicht mehr weite Reiſen erlaubte, ſo kam es dahin, daß Olga im Sommer mit den Ihren über die Alpen kam und daß wir uns in Nord-Italien an einem

der vielen geſegneten Orte dort zu längerem Aufenthalt zuſammenfanden, mehr wie je in Liebe vereint. In Rom aber war mir inzwiſchen wieder eine teure, liebe Beziehung nahe gekommen, die ſchon in früheren Jahren während einiger Winter mein Leben freundlich erhellt hatte und zu einem feſten Herzensbund geworden war. Es war dies die Beziehung zu der Tochter von Donna Laura Minghetti, die jetzt, als die Gemahlin des deutſchen Botſchafters, Bernhard von Bülow, in Rom feſten Wohnſitz nahm. Die Liebe, die mich an dies von der Natur mit allem edlen Liebreiz geſchmückte Weſen band, gab meinem Leben in Rom wieder die Befriedigung einer perſönlichen Zuneigung, die auch von der anderen Seite, trotz der großen Altersverſchiedenheit, auf das lieblichſte erwidert wurde. Es öffnete ſich durch die Gegenwart des ausgezeichneten, noch ſo jungen Paares in dem ſchönen Palaſt der deutſchen Botſchaft in Rom ein lang entbehrtes, deutſches Heim, ſo wie es vor Zeiten durch Humboldt, Niebuhr, auch noch Bunſen, da geweſen ſein mag, das in Bernhard von Bülow den durch edle klaſſiſche Kultur gebildeten Repräſentanten, in ſeiner Gattin die holde Erſcheinung der Vereinigung ſüdlicher Natur mit deutſcher Bildung fand. Wohl mag die Mitte, die jene Vertreter deutſcher Bildung in Rom gefunden hatten, die Herſtellung eines bedeutenden geiſtigen Zentrums erleichtert haben, beſonders auch dadurch, daß die römiſche Geſellſchaft damals nicht die vielen ſchroffen Gegenſätze enthielt, die ſich heutzutage in ihr finden. Für die aber, die Bülows gemütlich näherſtanden, war es das Aufblühen einer ſchönen Hoffnung, für längere Zeit ein Aſyl zu haben, wo Geiſt und Herz gleich befriedigt wurden und wo, insbeſondere durch die große muſikaliſche Begabung der Frau von Bülow und ihren der Muſik geweihten Kultus zu erwarten ſtand, daß ſich endlich wieder ein würdiges muſikaliſches Leben entwickeln laſſen würde, da in dieſer Beziehung ein ſchmerzlich fühlbarer Unterſchied zwiſchen der Zeit, wo ich zuerſt in Rom war, vor etwa dreißig Jahren, und der Jetztzeit ſtattfand. Damals herrſchte

Liſzt noch in voller Manneskraft im römiſchen Leben; ich hörte ſeine „Beatitudine“, von ihm ſelbſt dirigiert, im großen Saal des Kapitols in vollendeter Weiſe aufführen; ihn umgaben einige ausgezeichnete Schüler, die auch in das Privatleben ein wertvolles, muſikaliſches Streben einführten. Man hatte noch nicht die furchtbare Qual zu erdulden, beinahe aus jedem Haus ein geiſt- und ſinnloſes Geklimper ertönen zu hören; überhaupt ein dunkler Fleck in unſerer modernen Kultur, der geradezu einen moraliſch verderblichen Einfluß hat, denn was können ſo gemeine Rhythmen, ſo widerwärtig ordinäre Weiſen, millionenmal hintereinander wiederholt, einer Seele ſagen? Jede nützliche Handarbeit wäre da vorzuziehen und erſparte dem Nachbar, dem die Muſik die heiligſte der Künſte iſt, die unſägliche Pein, ſich bei ſeiner geiſtigen Arbeit oder bei ſeiner ſtillen Erholung durch ein ſolches aufdringliches, gemeines Umherfahren auf dem Inſtrument geſtört zu ſehen.

Es waren im Palaſt Caffarelli, dem Sitz der deutſchen Botſchaft, gerade mehrere ausgezeichnete muſikaliſche Talente, und ſo fing wenigſtens im engeren Kreis dort ſchon ein genußreiches Muſizieren an. Dazu kam nun im Frühjahr die mich innig erfreuende Nachricht, daß Siegfried Wagner, der eben ſeine erſte Kunſtreiſe gemacht hatte, auch nach Rom kommen wollte, um daſelbſt ein Konzert zu dirigieren. Es war eine doppelte Freude, die mir dadurch zuteil wurde; zunächſt den Sohn des großen Meiſters und Freundes, den ich von Kindheit auf gekannt hatte, nun als erwachſenen, ſchon ſelbſtändig ſich betätigenden Menſchen wiederzuſehen und dann, unter ſeiner Leitung einmal wieder eine wahrhaft künſtleriſche größere Aufführung zu hören. Beides vollzog ſich in ſchönſter, befriedigendſter Weiſe; nicht nur, daß ich in dem Jüngling, neben entſchiedener Ähnlichkeit mit dem Vater, eine vollſtändig eigene Perſönlichkeit fand, ſondern es erſchien mir auch in dem Dirigenten ein durchaus individuelles, ganz bewußtes Erfaſſen und Ausführen und erfüllte

mich mit froher Hoffnung für die Zukunft dieſes mir ſo werten jungen Freundes, dem die große, herrliche Aufgabe zuteil geworden, das Werk des Vaters weiterzuführen und zugleich die Befähigung, als eine ſelbſtändige Individualität die eigenſte Schaffenskraft in ungehinderter Weiſe zu entfalten.

Der Sommer führte mich dann wieder zu froher Vereinigung mit Olga und den Ihren an den ſüdlichen Abhang der Alpen, an den Lago Maggiore und an den höher gelegenen, unbeſchreiblich reizenden Orta-See, über deſſen grüne, maleriſche Uferberge die eisglänzenden Spitzen der Kette des Monte Roſa herüberſehen. Den Reichtum der maleriſchen Schönheiten dieſes von der Natur ſo verſchwenderiſch bedachten Landes auszukennen, würde viele Jahre erfordern und es iſt nicht zu verwundern, daß hier eine Kunſtblüte entſtand, wie ſie, außer Griechenland, kein anderes Volk erlebt hat. Und ebenſo wie mit der Natur wird man auch nie fertig, all die ſchaffenden Kräfte kennen zu lernen, die jener Natur wohl zum großen Teil ihre Anregungen verdankten. So ſah ich in jenen Gegenden einen Maler zuerſt und einen zweiten vollkommener als vorher, die ſich beide dort in vielen der kleinen Orte verewigt haben; der erſte war Gaudenzio Ferrari und der zweite Bernardo Luini. Gaudenzio Ferrari hat nicht die Anmut und tiefe Seelenſchönheit des Luini, aber er iſt ein Maler von unbeſtrittener Großartigkeit der Erfindung, voll Farbenglanz und feiner Charakteriſierung und muß ſehr produktiv geweſen ſein. Luini erreicht zuweilen faſt ſeinen großen Meiſter an Holdſeligkeit, und ſeine Fresken in Saronno und Lugano ehren ihn als Zeichner und Koloriſt.

So einen ſich ſtets in dieſem Wunderland Natur und Kunſt, um Geiſt und Gemüt alles zu geben, deſſen ſie bedürfen. Aber freilich, nur die Natur iſt ewig jung im Blühen, die Kunſt hat ihre Epochen und dann ſtirbt ſie ab, gleich dem Erdreich, das, erſchöpft vom Geben, keine Frucht mehr bringt.

Nicht immer aber waren die Tage nur heiter; auch in dieſen ſpäten Jahren nicht, wie ſie es auch in früheren Jahren häufig nicht geweſen waren. Es ſtarben viele der Angehörigen und Bekannten um mich her, gleich wie beim Baum im Herbſt, wenn der Wind ein Blatt nach dem anderen herunterweht. Die alte Schweſter, die ich alljährlich, wenn ich nach Frankreich ging, vorher in Deutſchland beſucht hatte, war auch geſtorben, und von meiner unmittelbaren Familie war keiner mehr übrig; die Mitglieder der jüngeren Generation waren mir zum Teil ganz unbekannt und lebten, in alle Weltgegenden zerſtreut, fern von mir, ſo daß ſich kein Band der Zuſammengehörigkeit hatte knüpfen können und daß Fremde mir durch Geiſt und Gemüt näher verbunden waren, als die Blutsverwandten. Dies betätigte wir wieder die Freundſchaft des edlen Paares, das Deutſchlands Intereſſen in Rom vertrat, bei einer traurigen Gelegenheit auf die rührendſte Weiſe. Ich nahm nicht mehr, ſchon ſeit Jahren, teil an größerer Geſelligkeit, aber zu den kleineren Vereinigungen bei Bülows ging ich gern, weil da immer durch die ungezwungene Freundlichkeit der Hausherren von vornherein ſich eine wohltuende Atmoſphäre bildete. So bereitete ich mich auch an einem Abend vor, dorthin zu gehen, wo Joachim, der in Rom angekommen war, dort ſpielen ſollte. Meine alte Dienerin, die dreiundzwanzig Jahre mit mir verbracht hatte und mir, trotz den bei alten Dienern unvermeidlichen Launen und Verſtimmungen, durch ihre Ergebenheit und Treue dennoch wert war, ſollte mit mir gehen, da ſie mit dem Dienſtperſonal dort befreundet war. Ich war mit Ankleiden fertig, der Wagen ſtand vor der Tür; ich rief ihr, um zu gehen, erhielt keine Antwort und ging daher in ihr Zimmer, um ihr zu ſagen, ſie ſolle kommen. Welches war aber mein Schreck, als ich ſie bewußtlos auf dem Boden liegend fand. Natürlich war von Ausgehen keine Rede mehr. Der herbeigerufene Arzt ließ mir keinen Zweifel über den Ernſt des Falles und beſtand darauf, die Kranke alsbald in das Hoſpital zu bringen. Am folgenden Morgen kam er,

mir ihren Tod zu verkünden. Außer der Erſchütterung, die ein ſo brutales Auflöſen eines lange beſtandenen Verhältniſſes notwendig mit ſich brachte, entſtand für mich eine wirklich augenblicklich bedrängte Lage, da meine ganze kleine Häuslichkeit auf das Daſein dieſes einen Weſens gebaut geweſen war und es unmöglich war, alsbald einen genügenden Erſatz zu finden. Gute, hilfreiche Bekannte kamen raſch herbei, zu allem erbötig, doch durchgreifende Hilfe kam erſt, als eine Botin der Frau von Bülow erſchien, die mir die Aufforderung der beiden Gatten brachte, alsbald zu kommen und bei ihnen eine Zeitlang zu verweilen, bis der traurige Eindruck ſich in etwas verwiſcht und ich Zeit gehabt hätte, mein häusliches Leben neu zu organiſieren. Die Aufforderung war in ſo herzlicher Weiſe abgefaßt, wurde alsbald durch ſo kräftige Hilfeleiſtung beglaubigt, daß ich nicht zögern konnte, ſie anzunehmen. Gleich dem Schauplatz des traurigen Vorfalls entrückt zu werden in eine ſchöne, liebenswürdige, teilnahmvolle Mitte war eine unvergleichliche Wohltat. Ihre tröſtende Wirkung blieb nicht aus, und da mein Gewiſſen mir das Zeugnis gab, die Verſtorbene immer nur mit der Rückſicht behandelt zu haben, wie ſie meinen Anſchauungen nach den zum Dienen Verurteilten gebührt, ſo lange dies Verhältnis nicht in eine neue edlere Phaſe getreten iſt, ſo konnte ich mich nur freuen, daß der Armen die Qual langſamer Krankheit und allmählichen Sterbens erſpart geblieben war.

Meine liebevolle Freundin mußte leider nach einigen Tagen Rom verlaſſen, um ihren alljährlichen Badeaufenthalt zu nehmen; ich blieb dann noch mehrere Wochen mit Herrn von Bülow allein, in ſchönſter Freiheit in den weitläufigen Räumen des Palaſtes, aber in den Stunden des Zuſammenſeins mit wahrer Freude den Einblick in die große klaſſiſche Kultur des noch ſo jungen Staatsmannes genießend. Unſere Anſchauungen ſtimmten nicht auf allen Gebieten überein, aber ich hatte die tiefe moraliſche Genugtuung, mich mit hoher Achtung vor den feſten, auf edelſten

Grundlagen ruhenden Überzeugungen des bedeutenden Mannes beugen zu können, deſſen Wohlwollen und Güte gegen mich ſich nie, trotz unſerer verſchiedenen Anſichten, verleugnete. Es iſt eine der ſchönſten Empfindungen, ſich in rein menſchlicher Achtung und Freundſchaft auch mit ſolchen zu begegnen, die in irdiſchen Dingen anders denken wie wir. Der Parteiſtandpunkt iſt immer ein einſeitiger. Warum ſoll ich mich feindlich von dem monarchiſch Geſinnten abwenden, wenn er ſonſt gut und edel iſt, weil ich vielleicht Republikaner oder Sozialiſt bin? Alle dieſe, vom Verſtand geſchaffenen Unterſcheidungen gehören doch auch dem Vergänglichen an; über ihnen ſteht die reine menſchliche Würde, die Treue gegen ſich ſelbſt und das für wahr Erkannte, die auch im anderen dieſe Treue gegen das ihm Wahre ehrt, und endlich die Güte des Herzens, die in heiligem Mitleid über alle Meinungsverſchiedenheiten hinweg hilft und tröſtet. Je höher der Menſch entwickelt iſt, je vollkommener wird dieſe Toleranz werden, denn je tiefer verſteht man das Weſentliche vom Unweſentlichen zu ſcheiden und ſich am einfach menſchlich Schönen, ohne Partei-Voreingenommenheit zu freuen. Nur wenn es gilt, in Waffen aufzuſtehen, um unſere Wahrheit zu verteidigen gegen feindliche Angriffe oder gehäſſige Unterdrückung, dann gibt es kein Entweder-Oder, dann gilt es Kampf, ernſten, entſchiedenen Kampf.

Nach mehreren, in heiterer Harmonie verbrachten Wochen verließ ich Rom, um mich in Nord-Italien mit Olga und den Ihren zu vereinen und zwar in den herrlichen Cadoriſchen Alpen, in Pieve di Cadore, das mir von früher her eine ſo liebe Erinnerung war. Leider fand ich auch da nun ſchon den Fluch des Touriſtentums verhängt, mehrere Hotels eröffnet und die naive Einfachheit des Lebens von ehedem verändert. Vollkommen fand ich dieſe aber wieder an einem noch höher gelegenen Ort in der Dolomitenkette, an dem See Alleghe, der, durch einen Bergſturz gebildet, mehrere Dörfer begraben hat, deren Trümmer man zuweilen unter

den Waſſern der ſtillen Oberfläche ſehen kann. Nach einigen Wochen in Pieve zogen wir da hinauf und fanden mit Entzücken beſtätigt, was man uns von dieſem Ort geſagt hatte. Wie ein ſeliger, weltentrückter Traum liegt der ziemlich große, ſtille See zwiſchen Höhen, die mit herrlichen Tannenwäldern bedeckt ſind, da. Nur ſelten kräuſelt der Wind die ruhige Oberfläche, in der ſich die Ufer ſpiegeln. An dem einen Ende liegt ein kleines Dorf, an dem anderen ein ſehr primitives, aber rein und gut gehaltenes Wirtshaus; über den grünen Vorbergen aber ſteigen in wahrer Majeſtät die herrlichen Dolomitfelſen auf, die, wie eine Reihe Rieſenorgeln, den Göttern oben auf ihren Wolkenſitzen ein wunderbares Konzert zu geben ſcheinen. Am Abend erglühen ſie dann in zauberiſcher Pracht der Farben und von den Strahlen der untergehenden Sonne verſilbert und vergoldet. Wie verſchwenderiſch die Natur iſt! Da läßt ſie in der Einſamkeit ſolcher Alpenhöhen Paradieſe entſtehen, gemacht, um tiefen Denkern, um Poeten und Künſtlern die höchſten Anregungen zu geben, und fragt nicht danach, ob man dieſe reizenden Erdenflecke entdeckt und ihrem Zauber herrliche Geiſtesblüten entlockt oder nicht. Es iſt, als wohnte der allgewaltige Schönheitstrieb in ihr, der ihr keine Ruhe läßt, bis ſie, ganz künſtleriſch verfahrend, überall das Bild hervorbringt, das ſich charakteriſtiſch in den Rahmen, den Klima und Boden bedingen, einpaßt. Nachher ſagt ſie ruhig und kalt: „Menſch, benutze es nun und lerne daran die Erde mit Schönheit zu ſchmücken.“ Und der Menſch? Hat er die heilige Flamme der wahren Schönheit, die der Ausdruck der Idee, die Form des Ideals iſt? Iſt es ihm darum zu tun, zu veredeln, zu beſſern, zu idealiſieren und auch den materiellen Genuß durch ſchönes Maß mit äſthetiſcher Weihe zu adeln? Ach, wie wenige ſind es noch, wie nur ganz einzelne! Und werden es jemals viele ſein?

Aus dieſen zauberiſchen Alpenhöhen ſtiegen wir herunter zu der Königin des Meeres, der reizenden Lagunenſtadt, die meine Freunde noch nicht kannten. Mir erwacht dort immer

die wehmütige Erinnerung an den geſchiedenen Freund, in deſſen künſtleriſchem Heim ich einſt ſo ſchöne Tage verlebt hatte. Der prächtige Palaſt war jetzt ein Nonnenkloſter und der Ex-Herzog von Modena, der ihn verkauft hat, iſt ſo rückſichtsvoll für die zarten Gefühle der klöſterlichen Damen geweſen, die Statuen der heidniſchen Götter, die hier unter den dunklen Laubgewölben ſtanden, hinwegnehmen zu laſſen. So iſt wieder etwas Schönes, Dageweſenes unwiederbringlich vernichtet. Ach und wie vieles außerdem in dieſer einſt von Schönheit ſtrahlenden Stadt! Die zauberiſchen Paläſte, in denen vornehme Männer mit gerechtem Stolz auf die Größe ihrer wunderbaren Heimat und ſchöne, geiſtvolle Frauen voll Anmut und Würde wohnten, ſind jetzt zum großen Teil Gaſthöfe oder Niederlaſſungen der Spezialitäten venetianiſchen Kunſtgewerbes. Das Haus, in dem Tizian einſt glanzvolle Feſte gab und die Größen des Geiſtes, der Kunſt und des fürſtlichen Ranges empfing, iſt nebſt ſeinem herrlichen Garten ſpurlos verſchwunden. Die Inſel Murano, deren Gärten ſonſt der Verſammlungsort von Gelehrten, Künſtlern und ausgezeichneten Frauen waren, iſt arm und öde; die Gärten ſind nicht mehr da; nur die armen Spitzen-Arbeiterinnen und die Arbeiter in den Glasfabriken führen hier ihr ärmliches Leben weiter. Und doch — welch ein Zauber von Poeſie webt noch immer ſeine goldenen Schleier über dieſe Stadt! Das kommt von dem Unvergänglichen, allem irdiſchen Wechſel Entzogenen; hier wurde gelebt, für große Zwecke gehandelt, ſchönheitstrunken Idealen gehuldigt, weltliche Macht durch geiſtige Größe geadelt. Und wenn ſchließlich auch dies unterging, ſo bleibt die Erinnerung, die um alles wahrhaft *gelebte* Große, Ideale ihren Glorienſchein bildet und es der Nachwelt aufbewahrt, indem ſie die Flecken, die jede Gegenwart hat, auslöſcht und nur das übrig läßt, was ewig iſt: die Verwirklichung der Idee.

Nach vielen frohen Wochen der Vereinigung kam dann wieder der immer ſchmerzliche Augenblick der Trennung, die nun, mit jedem vorrückenden Jahr, die Frage deutlicher

zurückläßt: werden wir uns wiederſehen? Denn nach dem natürlichen Lauf der Dinge mußte ich, ſo rüſtig ich auch noch für mein Alter war, dennoch auf den Lebensabſchluß in kürzerer oder längerer Friſt gefaßt ſein.

Ich kehrte nach Rom zurück und zwar vorerſt noch einmal in das ſchöne Aſyl, das mir die Freundſchaft der lieben Bülow geöffnet hatte, um dort nur noch ſo lange zu verweilen, bis meine eigene Häuslichkeit wieder inſtand geſetzt ſein würde. Meine teuren Gaſtfreunde waren noch nicht von ihrer Sommerreiſe heimgekehrt, aber brieflich hatte die holde Freundin alles für mich aufs ſorglichſte bereitet. So kam mein Geburtstag heran, mein achtzigſter Geburtstag! Still und bewegt begrüßte ich den Tag. Es iſt keine Kleinigkeit, auf achtzig Jahre des Erdenlebens zurückſehen zu können und eines ſo bewegten Lebens und ſich ſagen zu dürfen, daß trotz allem Irren, allem Unerfüllten und Unerreichten doch ein roter Faden durch das ganze Leben ging, der gleichſam den Grundton der Natur anzeigt und, nie verleugnet, immer bewußter, immer feſter gezogen, bis an das Ende reichen wird. Ich war darauf gefaßt, den Tag allein zu verbringen, war ruhig und heiter, indem ich all der Liebe und all des Guten gedachte, die mir zuteil geworden ſind und auch die Leiden und ſchweren Prüfungen, von denen ich nicht verſchont geblieben bin, ſegnete, weil ſie dazu gedient haben, das Eine, Feſte, Unveräußerliche in der Seele zu bewähren und im guten Kampf das Heroiſche zu entwickeln, das in jeder Menſchenbruſt ſchläft und nur geweckt und geübt werden muß, um uns als Sieger aus der oft ſo heißen Schlacht des Lebens hervorgehen zu laſſen.

Je mehr ich darauf gefaßt war, den Tag ſtill und einſam, im Überblick über das Vergangene und in ruhiger Erwartung des etwa noch Kommenden zu verbringen, je lieblicher wurde ich überraſcht, als plötzlich von vielen Seiten gute Bekannte aus der Stadt herrliche Blumengrüße ſandten und die Poſt mir Haufen von Briefen brachte, auch von ſolchen, von denen ich 20—30 Jahre lang nichts gehört hatte und die mir

nun ein ununterbrochenes liebendes Andenken bewieſen; ja als endlich ſogar gedruckte Blätter einliefen, in denen längere Artikel, bei Veranlaſſung dieſes Tages, meiner und meines Lebenslaufs gedachten. Gerührt ſagte ich mir: So haſt du alſo nicht umſonſt gelebt, nicht nur, daß du dir ſelbſt Treue gehalten haſt, ſondern du biſt auch andern etwas geweſen, und Beſſeres kann der Menſch ja nicht verlangen, als mit dieſem Doppelzeugnis auf der Schwelle der Ewigkeit ſtehen und warten, bis ſich ihm die Pforte öffnet, aus der es keine Wiederkehr gibt.

So verging mir der Tag ohne Prunk, aber reich geſchmückt durch die köſtlichſten Edelſteine, durch Liebe, Dankbarkeit, Verehrung, unbegrenztes Vertrauen. Und ſiehe da! der Abend brachte noch eine andere Überraſchung! Der mir ſo werte Baron von W..., der im Begriff war, eine Reiſe in den Orient anzutreten, war an dem Tag angekommen und erſchien gleich, mich zu begrüßen. Harmoniſcher konnte der Tag nicht enden, denn aus der Seele dieſes jungen Mannes tönten mir alle die Klänge von „Apollos goldnen Saiten", wie es in einem ſeiner Gedichte heißt, entgegen, die in meinem Leben ſtets die Grundharmonie gebildet haben und noch, wie in der begeiſterten Jugend, ſo im achtzigſten Lebensjahr, in voller Friſche erklingen, wenn der verwandte Ton ſie ruft.

So, nun iſt es wohl Zeit, dies Büchlein zu ſchließen; was nun noch kommt, iſt Überſchuß, den das Schickſal mir verſchwenderiſch in den Schoß wirft, wobei es mir doch zuweilen ſehr ernſte Mahnungen zuruft, daß die Stunde bald kommen könne. Möge ſie mir friedlich nahen, ſie findet mich bereit.

Mein Lebewohl an die Welt

Sollte der bewußte, der freie Menſch nicht auch den letzten Abſchluß des Daſeins mit voller Geiſtesklarheit, umringt von den Erinnerungen des vergangenen Lebens, vollziehen, ehe die letzte Stunde da iſt, die vielleicht den klaren Blick

umhüllt und das Vergangene ſchon halb in die Nacht des Vergeſſens taucht? Iſt man der Welt nicht auch eine Art Rechenſchaft ſchuldig über das auf ihr verbrachte Daſein, ob man das Pfund, das man empfing, gut verwaltet hat und treu geweſen iſt bis an den Tod? Und ſollte der Scheidende ihr nicht ein letztes Wort der Liebe zu ſagen haben, ein herzliches Abſchiedswort? Und darf endlich der, der nun weiß, was das Leben iſt, ihr nicht auch ein Wort der Ermahnung zurufen, der ernſten Aufforderung, das Leben als eine hohe, heilige Kulturaufgabe zu betrachten und mit aller Kraft an ihr zu arbeiten?

Ich glaube: ja, der Menſch ſollte es.

Die Kirche hat ihn gelehrt, daß die große Abrechnung für das Leben erſt lange, lange nachher, im fernen Jenſeits, erfolgt, und wie manches Gewiſſen tröſtet ſich damit und verſäumt es, den kurzen Erdentraum zu etwas anderem als zu flüchtigem Genuß zu benutzen und die Ewigkeit ſchon hier in die Zeit zu bannen. Wieviel ernſter würden viele das Leben nehmen, wenn ſie von früh auf wüßten, daß ſie *hier* verantwortlich ſind für das, was ſie aus dem Leben machten und daß es traurig ſein muß, geſenkten Hauptes und mit ſchwer beladenem Bewußtſein an der Schwelle des Ausgangs zu ſtehen, durch den man nie zurückkommt.

So empfange denn mein Lebewohl, Welt! Ich danke dir für das Daſein, das mir die Möglichkeit gab, ein erkennendes, empfindendes Weſen zu werden! Ich hätte wohl mehr tun, mehr werden ſollen, aber man iſt doch nicht alles aus ſich allein, man iſt zum Teil auch das Produkt äußerer Umſtände und Einflüſſe, und du haſt mir in der Jugend manches verſagt, was du von Hilfsmitteln der heutigen Jugend verſchwenderiſch zuerteilſt. Worauf es jedoch hauptſächlich ankommt, das iſt doch *ein reines, hohes Wollen und das unabläſſige Bemühen, es zur Tat werden zu laſſen*, nicht wahr? Danach richte mich denn und erteile mir heiteren Ablaß für alles Irren und Fehlen, denn du haſt es mir auch nicht immer leicht gemacht,

und in ſchweren Prüfungsſtunden haſt du mich umſonſt nach Hilfe rufen laſſen, bis ich mich ermannte und mir ſelber half.

Ich habe dich geliebt, ſchöne Erde, und mit Wonne das Geheimnis ewiger Schönheit im Anſchauen deiner herrlichen Gebilde geahnt. Ich danke dir für alle Stunden reiner Freude, für deine Sonnenuntergänge, für deine Sternenhimmel, für deine Frühlinge, deine lieben Blumen, deine Wälder, deine Berge, deine Meere. Genoſſen habe ich die Freude an dir mit vollen Zügen, und wenn es noch ſchönere Erden gibt, ſo warſt du mir hohe Vorbereitung auf das Höhere.

Lebt wohl, ihr Menſchen, geliebte, meinem Herzen nahe Freunde und unbekannte, mir freundlich Geſinnte in der großen Menge. Habt Dank für alle Liebe, für alle Güte und Treue, alles von meinem Herzen warm erwidert. Um uns ſchlingt ſich ein unzerreißbares Band der Gemeinſchaft, der wahren, unſichtbaren Kirche der Freien, die in ſtetem Wandel höher und höher ſteigen, bis dahin, wo ſie den Schleier vom Angeſicht der Wahrheit lüften und das göttliche Geheimnis der Exiſtenz in voller Klarheit erkennen können.

Leb wohl auch, Menſchheit, und nimm ein ernſtes Wort als Abſchiedsgruß hin, von einer, die bald geht und keine irdiſchen Rückſichten mehr kennt. Nahezu ein Jahrhundert iſt vor meinem Blick vorübergegangen; es waren Augenblicke höchſter Idealität darin: ſie wurden aber leider immer nur zu raſch von der traurigſten Realität verdunkelt und jetzt, am Ende des Jahrhunderts, kann man wohl fragen: wo iſt der Fortſchritt? Ringsum folgt ſich Krieg auf Krieg und noch immer muß die Gewalt der Waffen entſcheiden, wenn es ſich um Fragen der Gerechtigkeit und Humanität handelt. Die Wiſſenſchaft hilft fortwährend neue, unfehlbare Mordwerkzeuge zu erfinden, und ſie werden höher bezahlt, als die Werke hoher Kunſt und Kultur. Sie erforſcht die Mittel, die Geſundheit zu ſtärken und zu erhalten, aber ſtatt deſſen iſt die heutige Jugend weichlicher und nervenſchwacher, als in früheren Generationen. Der materielle Reichtum vermehrt ſich aus hundert neuen Quellen, aber Armut und Elend

wachſen in gleichem Maße und ſehen uns aus hohlen Augen verkümmerter Geſichter vorwurfsvoll an. Und die höchſten Intereſſen des Daſeins: Veredlung der Sitten, wirkliche Bildung, Erhebung des Gemüts durch die Werke hoher Kunſt, Übung der ausgedehnteſten Vorſchriften der Humanität und Handhabung ſtrenger Gerechtigkeit, iſt das alles die erſte, heiligſte Aufgabe derer, die an der Spitze des Völkerlebens ſtehen? O Menſchheit, ſchlag an deine Bruſt und bekenne dich ſchuldig. Noch immer tanzeſt du ums goldene Kalb; noch immer greifſt du zur Gewalt, anſtatt zum Recht; noch immer ziehſt du die böſen Leidenſchaften groß, die zu Raub und Mord führen und zur Strafe durch Gefängnis und Galgen; noch immer trennſt du die Völker durch Intriguen, Eiferſucht, Egoismus und verkehrte Mittel der Staatskunſt, anſtatt ſie durch Redlichkeit und Größe der Geſinnung zu hohen, gemeinſamen Aufgaben wahrer Kultur zu vereinen, und was es für empörende Folgen haben kann, wenn es in den ziviliſierten Staaten erlaubt iſt, daß einer im anderen ſpioniere, davon gibt uns heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, das ſich ſeiner Aufklärung rühmt, Frankreich das traurige Beiſpiel.

Ein neues Jahrhundert bricht an. Laß es ein Jahrhundert des Friedens und der Tugend werden. Bedenke deine Verantwortung vor der Zukunft und den kommenden Geſchlechtern. Richte deinen Blick von dem „allzu Flüchtigen“ auf das allein des Strebens Werte und baue an dem Tempel, in dem einſt das Urbild aller Vollendung ſtehen und, ſegnend die Hände über die Welt breitend, ſagen wird: „Und es *ward* Licht.“

Mit dieſem Wunſche, mit dieſer Bitte, mit dieſem Segen ſage ich auch dir, Menſchheit, mein Lebewohl.

Noch ein Lebewohl

Als ich einſt auf meiner zauberiſchen Inſel Iſchia den vorſtehenden Abſchied an die Welt ſchrieb, glaubte ich mein

Scheiden von dieſer ſehr nahe. Nun hat es ſich doch noch ein paar Jahre verzögert, obwohl der Abſchluß mehr als einmal ganz nahe ſtand, und ich habe noch mit Freude beobachten können, wie wenigſtens die eine der wichtigſten Kulturfragen, die Erkenntnis der Notwendigkeit des Weltfriedens immer mehr ſich ausbreitet und feſten Boden gewinnt. Es iſt dies noch durchaus nicht vom hohen idealen Standpunkt aus, aber doch als Tatſache wichtig, und das iſt ſchon viel in einer Welt, wo die praktiſchen Intereſſen ſtets den Vorrang haben. Daß die Staatsklugheit um die Erhaltung der eignen Exiſtenz, daß die Furcht vor dem Bevorſtehenden, das in ſeiner Verwirklichung auch Throne und geſellſchaftliche Formen umſtürzen könnte, viel zur Verbreitung dieſer Idee des Friedens beiträgt — wer wollte es leugnen? Wir Idealiſten haben uns längſt daran gewöhnt, wie traurig es auch iſt, zu ſehen, daß die großen Weltgedanken ſo oft nur mit Hilfe kleinlicher Mittel ins Leben treten können. Aber immerhin, wenn ſie nur zur Verwirklichung kommen, ſo iſt ſchon ein Schritt vorwärts getan, da wir uns überzeugen müſſen, daß das Ewige, wenn es in die Erſcheinungswelt tritt, dem Loſe des Vergänglichen anheimfällt, unvollkommen bleibt und die Mängel des Vergänglichen teilt. So ſahen wir im Laufe dieſer wenigen Jahre ein kleines Heldenvolk, wie ſeit den Perſerkriegen nichts ähnliches dageweſen war, unterliegen, nicht höherer Kultur, edleren Zielen, ſondern einzig der rohen Übermacht eines durch Gewinnſucht und Streben nach Weltmacht von ſeiner früheren kulturellen Stellung herabgeſunkenen europäiſchen Staats. So ſehen wir noch einen ſchönen Strich Europas, in unſäglicher Verwirrung, mit Blut und Mord befleckt, ein Spielball herrſchſüchtiger und fanatiſcher Leidenſchaften und in einem fruchtloſen Ringen nach Unabhängigkeit und Freiheit. Aber wer tiefer blickt, ſieht im Grunde der unvollkommenen, verwirrten Erſcheinung eine große Zukunftsidee ſich bewegen und die wirkenden Kräfte vorwärts treiben, und ſchon die Gewißheit, daß das ewig Eine, Schaffende, hinter der allen

irdiſchen Mängeln unterworfenen Erſcheinung ſteht und ſie ins Leben treibt, iſt ein unendlicher Troſt.

Die Gedanken, den Spuren dieſes ewig ſchaffenden, in allem Erſcheinenden wirkenden Prinzips nachzugehen, beſchäftigten mich vorzugsweiſe in dem verfloſſenen Sommer, den ich in großer Einſamkeit verbrachte. Meine ſchwer leidende Geſundheit verhinderte mich, wie in den vorhergehenden Jahren, meinen Sommeraufenthalt etwas ferner von Rom zu nehmen. So erwählte ich den nur anderthalb Stunden Eiſenbahn von Rom entfernten kleinen Seeort Nettuno, der zwar nahe bei dem anderen römiſchen Seebadeort Anzio gelegen und mit dieſem durch einen Spaziergang verbunden, doch noch nicht wie dieſer angeſteckt iſt von der modernen Sucht eleganten Badelebens. Dort, in einer Villa, unmittelbar über dem Meer, auf einer großen Loggia, die, auf drei Seiten vor Wind und Sonne geſchützt, nur dem herrlichſten Seebild und der unvergleichlich wohltätigen Seeluft entgegen, offen war, verbrachte ich drei Monate in ſchweren körperlichen Leiden, in tiefſter Einſamkeit, des Troſtes von Schreiben und Leſen beraubt, aber in einer Fülle des Gedankenlebens, die mich beinah ſchadlos hielt für die übrige Entbehrung.

Es iſt ein beſonders ſchöner, maleriſcher Punkt der italieniſchen Küſte, den man gerade von da überſieht. In einem weit geöffneten Halbkreis zieht ſich das Ufer hin und endet an der einen Spitze von den dunklen Bäumen einer Villa Borgheſe gekrönt, mit dem recht belebten Hafen von Anzio, der mit ſeinen vielen Maſten nicht unpaſſend in dieſem Seebild iſt. Auf der anderen Seite bildet ein prächtiges, gut erhaltenes mittelalterliches Caſtello, das den kleinen Ort Nettuno beſchützte, den höchſt maleriſchen Vordergrund. Weiterhin zieht ſich das grüne Ufer bis zu der letzten Spitze, die von dem herrlichen Kap der Circe, das in Form, nur noch ſphinxähnlicher, Capri gleicht, beendet wird. Bei hellem Wetter ſieht man dann in bläulichem Duft die Kette der Monti Auſoni, ein in den ſchönſten Linien geformter Neben-

zweig der Apenninen, der ſich zum Meere hinzieht. Vorn aber, halbweg vom Kap Circe und nah dem Ufer, liegt, immer hell von der Sonne beſchienen, der alte Turm von Aſtura, wo einſt Konradin, der letzte Sprößling eines der edelſten Geſchlechter, die je Throne beſtiegen, feindlicher Übermacht unterlag, zum Unheil für Sizilien und das ſüdliche Italien. Denn unter der tyranniſchen Herrſchaft Karls von Anjou erſtarb die Geiſtesblüte der Regierung Friedrich II., des Bedeutendſten der Hohenſtaufen und einer der bedeutendſten Menſchen aller Zeiten, und das ſchöne Inſelland fiel nun einer langen Reihe wechſelvoller, meiſt trauriger Geſchicke anheim. So ſpricht auch hier wieder, in dem kleinen weltverlornen Ort, wie überall in Italien, die Weltgeſchichte in die vereinſamte Gegenwart hinein und erhöht, mit unzähligen Gedankenreihen, den Zauber der ewig jungen, wunderbaren Natur, die lächelnd auch über die Trümmer großartiger Ereigniſſe ihre verſöhnende Anmut breitet, zum Troſt, „daß das Unvergängliche, das iſt das ewige Geſetz, danach die Roſ' und Lilie blüht". Über dieſen halbkreisförmigen Rahmen des Uferrandes hinaus aber öffnet ſich unbegrenzt das weite Meer, und die Horizontlinie von Himmel und Waſſer wird nur von Zeit zu Zeit durch ein vorübergehendes großes Schiff unterbrochen. Vorn aber, zwiſchen den Häfen von Anzio und Nettuno, fahren reizende weiße Barken mit glänzend weißen Segeln, friedlich und lautlos wie weiße Schwäne, hin und her über die blaue, ſanft ſpielende Flut. In den Nachmittagsſtunden aber feiert das Meer ſeine Geburtsſtunde; dann tauchen auf der meerüberſchwemmten Sandfläche des Ufers noch zwiſchen den zerbröckelten Felsüberreſten, die ſie durchſchneiden, Hunderte von menſchlichen Geſtalten auf, meiſt ohne Badekoſtüme, denn hier iſt nicht, wie in Anzio, eine große elegante Badeanſtalt, ſondern das wohltätige, ſtärkende Element gehört allen frei, und das arme Volk von Nettuno verſäumt nicht, die Wohltat zu benutzen. Man ſieht Frauen mit wenig Monate alten Kindern auf dem Arm, die Kleinen in das ſtärkende Naß

tauchend, was dieſe, gleich als ob ſie, die dem Natürlichen noch ſo Nahen, inſtinktiv die Wohltat der Natur empfänden, ohne Widerſtand und Geſchrei, geſchehen laſſen. Kleine Geſchöpfe von zwei bis drei Jahren ſpringen allein, mit Jubelgeſchrei, in das vertraute Element und ſind nur mit Mühe wieder davon zu trennen, als ob es ihre eigentliche Heimat wäre. Dieſer, die Sommermonate hindurch täglich fortgeſetzten Naturheilmethode nach ſollte man denken, es müſſe hier eine geſunde, kräftige Bevölkerung entſtehen, aber ach! unfern vom Meer, landeinwärts, wo hauptſächlich Wein gezogen wird, beginnt, durch die unverzeihliche Schlaffheit der vergangenen Regierungen und die noch ſtrafbarere, egoiſtiſche Untätigkeit der Munizipien ungeſtört, das furchtbare Ungetüm der Malaria ſein Zerſtörungswerk. Die im Waſſer Erſtarkten ſchleichen nun, vom Fieber verzehrt, als verkrüppelte, geſpenſterartige Skelette, zu der nimmer endenden Fronarbeit für das tägliche Brot. Doch das iſt ein ſchreckliches Kapitel, das eine beſondere Bearbeitung erheiſcht und außerhalb meiner jetzigen Betrachtung liegt.

Ich kehre daher auf meine Loggia zurück, wo ich, mehr und mehr dem bunten Weltgetriebe entfremdet, gleichſam eine große Pforte ſich für immer ſchließen ſah, hinter der die lange Vergangenheit mit all ihren Erſcheinungen, guten, ſchönen, ſowie trüben und ſchmerzlichen, verſöhnt und in einen großen, verſtändnisvollen Akkord aufgelöſt, zurückblieb. Es begann beinah ein neues Leben, das ich nur das kosmiſche nennen kann. Im ſteten Anblick der großen, ruhig wirkenden Elemente, die das kosmiſche Leben bedingen, ſchwand mir mehr und mehr das Intereſſe an den Tätigkeiten der Erſcheinungswelt. Auch was man im täglichen Leben groß und bedeutend nennt, erhielt mir eine andere, geringere Bedeutung gegenüber dem erhabenen Schauſpiel der Urkräfte, die, nach einem ewigen, inneren Geſetz verfahrend, die Organiſation des Weltalls ordnen und beſtimmen. Dieſem ewigen Geſetz, ſo weit wie möglich, nachzudenken in ſeinen Wirkungen, wurde meine ausſchließliche Beſchäftigung. Wir hatten

hier einen wundervollen Sommer, drei Monate unausgeſetzt mild-ſchönſten Wetters (während aus dem Norden die entſetzlichſten Klagen kamen) und man konnte mit Ruhe und freudigem Erſtaunen die Leben zeugende und erhaltende Arbeit der Sonne, des Lichts, der Wärme, immer dem inneren, darin wirkenden ewigen Geſetz gemäß, fern von jeder ſcheinbaren Willkür, beobachten und daraus Folgerungen ziehen. Ebenſo kam mir, in den zauberhaft ſchönen Mondnächten, wo die leuchtende Scheibe auf der ſanft wallenden Flut eine breite Straße verſilberte, der Gedanke wieder, den ich ſchon vor langen Jahren in England an der Meeresküſte gehabt hatte, als ob das Entgegenſchwellen der Horizontlinie des Meeres dem Mond zu, das mir ganz ſichtbar ſchien, die erſte Form der Liebe in dem elementaren Leben ſein müſſe, als ob demnach Empfindung ſchon in den ſcheinbar unempfindlichen Urſtoffen vorhanden ſei. Jetzt wurde mir das noch deutlicher, indem ich auch hier wieder das ewig eine, in allem wirkende Urprinzip erkannte, deſſen Spur ich nachging und das mich mit immer höherer Ahnung erfüllte. Ich ſollte auch noch ein gewaltigeres Schauſpiel von den Vorgängen des kosmiſchen Lebens haben. Bei Annäherung des Herbſtes, der ſich meiſt hier im Süden mit einem plötzlichen, gewaltſamen Erſcheinen meldet, kam das bisher ſo ſanft bewegte Meer plötzlich in heftigſte Aufregung. Die ſchöne Bläue des Himmels verſchwand, Wolkenmaſſen bedeckten ihn mit früher Nacht; jede Spur von Feſtland war verloren; der Erdball war noch nicht geboren; es war das Chaos in ſeiner erhaben furchtbarſten Geſtalt. Immer finſterer wurde die Nacht; unten heulte das Waſſer; in dem wogenden Wolkenmeer darüber zuckten Blitze, weithin die kämpfenden Elemente beleuchtend; wie glänzende Sonnen ſtanden oft elektriſche Entladungen ſekundenlang ſtill und ſchoſſen feurige Boten durch die ringenden Maſſen. Ich war auf meiner Loggia wie dahin gezaubert, um dem Werdeprozeß des Daſeins zuzuſehen. Es war mir in jedem Augenblick, als müſſe ich den Ruf hören: „Es werde!“ Aber

nicht mehr den willkürlichen Schöpfungsruf eines Einzelwillens, ſondern die Stimme des Urprinzips, das mit unveränderlicher Beſtimmtheit in allem zugegen iſt; unſerem beſchränkten Faſſungsvermögen nur in ſeinen Wirkungen erkennbar, vor deſſen Größe unſere Seele ſich aber in tiefſter Andacht anbetend niederwirft und ſelig aufjauchzt, da ſie ſich ſagen darf: es wirkt auch in mir!

Wer dieſem Werdeprozeß des kosmiſchen Lebens nachdenkt, der kann nicht anders als einſehen, daß die bis jetzt uns kund gewordene, höchſte Spitze des Ewigen in der Erſcheinung der denkende Geiſt iſt, und daß wir daher mit Recht ſchließen dürfen, daß dieſes eine, in allem Wirkſame auch hier nur ſich ſelbſt offenbart und alſo Geiſt iſt, in uns freilich nur als ein vereinzelter Strahl leuchtend und daher in ſeiner ganzen Majeſtät nur unſerer Ahnung erkennbar. Es war natürlich, daß dies allgewaltige Erkennen bei kindlichen Völkern nur in beſchränkten Formen auftreten konnte und daß der eben erſt erwachende Geiſt das Überſinnliche nach ſeinem Bilde geſtaltete, nicht umgekehrt. Aber wie es dem Geiſt, der ſich nicht ganz befreit, geht, daß er das Vergängliche, das die wechſelnden Erſcheinungen des Werdenden ſind, für das Unvergängliche nimmt, ſo kam es, daß Vorſtellungen, die nur die jedesmalige Stufe des Erkennens bezeichneten, für ewig gültige Wahrheiten genommen und in mehr oder minder beſchränkten Dogmen feſtgeſtellt wurden. Dieſer Kampf des ſich befreienden Geiſtes mit der Trägheit und mit der Furcht des Verſtandes vor den möglichen Konſequenzen ging ſo weit, das Überſinnliche bis zum vollſtändigen Materialismus auszubilden, um ſich wenigſtens der Welt des Greifbaren zu verſichern, da die des Ungreifbaren immer mehr in Nebeln verſchwand. Dagegen hat ſich nun zum Glück der Idealismus, der aus der höchſten Quelle ausſtrömt, ſiegend wieder erhoben, und wer, wie ich in dieſem Sommer in Nettuno, den ſeltſamen Vorzug gehabt hat, den Vorgängen des kosmiſchen Lebens in einer beinah wie ſyſtematiſch geordneten Folge beizuwohnen, dem muß es deutlich werden, daß das Ewige,

Ureine, dem unausgeſetzten Drang des Werdens gehorchend, in tauſendfältiger Geſtalt zutage tritt,*) und zwar immer in höheren Formen, bis es die Spitze erreicht, die, wie ſchon geſagt, der denkende Geiſt iſt. Da dieſer aber, den Geſetzen der Erſcheinungswelt unterworfen, nur individualiſiert, nur als einzelner Strahl des ewigen Lichts zutage tritt, ſo bleibt auch das Erkennen ſeiner ſelbſt ein unvollkommenes und entwickelt ſich erſt langſam in Ahnungen und der Wahrheit nahekommenden Dichtungen und dann in der Arbeit bevorzugter Organismen, die mit den immer noch beſchränkten Mitteln des Erkennens ein herrliches Zeugnis dafür ablegen, weſſen Urſprungs ſie ſind.

Und all dieſe Errungenſchaften des denkenden Geiſtes, was ſind ſie anders als die dringende Mahnung an die Welt der Erſcheinung, das in ihr wirkende, ewige Urprinzip mehr und mehr zu erkennen und mehr und mehr zu einer die Vollendung ahnen laſſenden Wirklichkeit zu geſtalten? Dies alſo iſt mein zweites Lebewohl an die Welt: laß das Göttliche, das Ewige, immer vollendeter in dir zur Erſcheinung werden; denn außer dem iſt das Daſein nichts wert. Wem es genügt, ſich an das Vergängliche zu halten und es für das Unvergängliche zu nehmen, der wird auch dem Loſe des Vergänglichen anheimfallen. Aber du, Welt des forſchenden Geiſtes, die in ſich ſelbſt den ewigen Urſprung erkennt, wachſe, wachſe, von innen heraus, den idealen Zielen entgegen, dann ſei mein letzter Abſchiedsruf an dich: Heil dir, o Welt!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit der tröſtenden Gewißheit, eine unumſtößliche, ewige Wahrheit aus der Beobachtung kosmiſcher Vorgänge und der Intuition des forſchenden Geiſtes gewonnen zu haben, verließ ich Nettuno und kehrte nach Rom zurück. Daß das Ewige, Ureine überall, in allen Äußerungen des erſcheinen-

*) In einer früheren Veröffentlichung hatte ich dies die „ewige Werdeluſt des Seins" genannt, das der, leider zu früh verſtorbene Heinrich von Stein ein, einen ganzen Begriff erſchöpfendes Wort nannte.

den Daſeins wirkſam ſei, war mir zur vollſtändigen Gewißheit geworden, aber es in ſeiner Größe und Herrlichkeit zu erkennen, iſt dem einzelnen Strahl, der in uns lebt, verſagt. Beſchränkte Religionsformen haben immer nur verſucht, in irdiſcher Form, individualiſiert, das Unfaßbare, Ureine zu begreifen, deshalb ſind ſie auch immer wieder zerfallen oder haben, wenn feſtgehalten, keinen veredelnden Einfluß mehr gehabt. Unſere Beſchränkung anerkennen und uns in tiefſter Ehrfurcht vor dem Unerforſchlichen, dem göttlichen Geheimnis beugen, das iſt das einzige, was uns zu tun bleibt. Und in dieſer andachtsvollen, erhobenen Stimmung traf mich, wie eine Verſicherung, daß ich recht geahnt, ein Artikel aus der „Review of Reviews“, einer vortrefflichen engliſchen Veröffentlichung, über einen jetzt in England hochgeſchätzten Gelehrten, einen Indier, Dr. Jagadis Chunder Boſe, der ſeine Studien in England gemacht hatte und nach den glänzendſten Erfolgen Profeſſor der Naturwiſſenſchaften an der Univerſität zu Kalkutta geworden iſt. Seine außerordentlichen Entdeckungen führten ihn oft für längere Zeit nach England zurück, wo ſeine Schriften gedruckt wurden und wo die wiſſenſchaftliche Welt mit dem äußerſten Intereſſe ſeinen Vorträgen folgte. Seine neueſte Entdeckung nun, an deren Veröffentlichung er eben in England tätig iſt, gilt der wunderbaren, ihm zur Gewißheit gewordenen Beobachtung, daß auch die bisher tot geglaubten Metalle Empfindung haben, daß ſie dem Druck antworten, daß mithin auch in ihnen die große allwaltende Macht, die alles Lebendige durchdringt, wirkſam iſt. Die Beweisführung für dieſe nicht nur wiſſenſchaftlich, ſondern auch philoſophiſch ſo hochwichtige Entdeckung hier zu wiederholen, liegt außerhalb meiner Aufgabe. Ich kann nur von dem reinen Glück ſprechen, das ich empfand, als ich von der Vorleſung las, die Dr. Boſe eben in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften gehalten hatte und die er mit folgenden Worten ſchloß:

„Es war dann, als ich das ſtumme Zeugnis dieſer freiwilligen Erwiderungen“ (die Erwiderung des Drucks, alſo

der Empfindung im Metall) „entdeckte und in ihnen einen Teil der alles Seiende durchdringenden Einheit erkannte — — — — — — — es war dann, daß ich zum erstenmal ein wenig von der Botschaft verstand, die meine Vorfahren vor dreißig Jahrhunderten an den Ufern des Ganges verkündeten:

Nur die, die in all den wechselnden Erscheinungen des Universums nur das ewig Eine wirksam sehen, nur die kennen die ewige Wahrheit, außer ihnen ist keine, außer ihnen ist keine!"

So war mir das Ergebnis meines Denkens in dem kosmischen Leben, das mich umflutete, durch dasselbe Ergebnis wissenschaftlicher Forschung bestätigt: die Einheit eines, in aller Erscheinung sich offenbarenden, schaffenden Prinzips, das außerhalb unserer Fassungskraft liegt, vor dessen Gewißheit aber nach und nach alle die selbstgeschaffenen Götter und Götzen der suchenden Menschheit in den Staub sinken, während wir es in Andacht fühlen, es lebt auch in uns und unsere Aufgabe ist es, es immer siegender in uns zu enthüllen.

Dies denn ist mein zweiter Abschied von dir, o Welt, möge er mir ein gutes Andenken bei dir sichern!

Rom, Januar 1903.